Band 8.

ENSSLINS
INTERESSANTE BIBLIOTHEK
KRIMINAL-DETEKTIV- und ABENTEUERGESCHICHTEN.

Die Söhne der Pampas.

Abenteuergeschichten aus dem Wilden Westen.

Von Max Eschner.

Mit Bildern von C. Münch.

=70 cents. Preis 50 Pfenig =60 Heller.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/dieshnederpampas01esch

Die Söhne der Pampas.

Die Pfahlmänner des Llano estacado.

Abenteuergeschichten aus dem Wilden Westen

von

Max Eschner.

Mit Bildern von C. Münch.

Reutlingen.
Enßlin & Laiblins Verlagsbuchhandlung.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck verboten.

RBR
Jantz
1026

Die Söhne der Pampas.

1. Don Enrico.

Langsam wälzen sich die schmutziggelben Fluten des Rio de la Plata dem Meere zu, der in der Nähe von Buenos Aires selbst einem gewaltigen Meeresarme gleicht. Sonst ist er von unzähligen Schiffen, Barquillas und Lanchas belebt, jetzt liegen nur wenige Handelsschiffe im Hafen vor Anker, und ab und zu huscht ein Segelboot über die weite Wasserfläche dahin, als gälte es, einem drohenden Unheil zu entgehen. Den Hafeneingang sperren drei Regierungsschiffe, eine Brigg und zwei Schoner, auf denen sich hin und wieder ein Signalschuß löst.

Das undurchdringliche Gewühl am Hafen ist verschwunden, das internationale Stimmengewirr verstummt. Die Uferkais, auf denen sonst Tausende von Negern beschäftigt sind, liegen wie ausgestorben da. Im Hafen wie auf der ganzen Stadt lastet eine drückende Stille, die sich selbst der Atmosphäre mitzuteilen scheint; kein Lüftchen regt sich.

Unmittelbar am Ufer hin zieht sich eine baufällige Mauer, die einen ausgedehnten, aber verwilderten Park einschließt. Aus dem dunklen Grün der knorrigen Ombus- und Kastanienbäume heben sich die düsteren Mauern des Palastes heraus, den sich der Gobernador von Buenos Aires, Don Manuel Ortez de Rosas, zum Regierungssitz erwählt hat. Hier haust der einstige Gauchohäuptling, den die Sala zum Diktator mit unbeschränkter Macht ernannt hat, hier schrieb er seine unzähligen Blutbefehle, von hier aus ergoß sich unermeßliches Unglück über die Stadt und die Republik.

In der säulengetragenen Vorhalle und dem geräumigen Hofe des Gebäudes stehen und liegen überall Wachen. Sie rauchen sämtlich ihren Cigarro und machen einen äußerst unmilitärischen Eindruck. Lanceros und Musketiere in unregelmäßiger und unsauberer Uniform passieren ständig das Tor, ab und zu sprengt ein Trupp halbwilder Gauchos in den Hof, verwegene, gebräunte Gestalten, die hier ihre kleinen Pampaspferde anbinden und sich lagern, um weitere Befehle

des Diktators zu erwarten. Die Einwohner der Stadt gehen schweigend durch die Straßen, die den düsteren Bau umgeben, gerade als fürchteten sie, den schlafenden Löwen in seiner Höhle zu wecken.

Aus einer niedrigen Pforte der Umfassungsmauer des Parkes trat ein vornehmer, junger Sennor, in der malerischen argentinischen Landestracht. Er schritt nach der Plaza vor dem Palast und blieb hier geraume Zeit wartend stehen. Mitunter sah er resigniert zu den großen Fensterscheiben hinauf, die in den Strahlen der untergehenden Sonne glitzerten.

Er war schlank und kräftig gebaut und hatte die gemessenen Bewegungen des Spaniers aus altangesessener Familie. Seine Züge waren ernst und scharf geschnitten, und der dunkle Teint deutete darauf hin, daß einige Tropfen indianisches Blut in seiner Adern flossen. Da er sich unbeobachtet fühlte, milderte sich sein strenger Gesichtsausdruck etwas, und eine gewisse Wehmut sprach aus den schwarzen Augen. Doch nicht lange gab er sich dieser melancholischen Stimmung hin. Er raffte sich auf, als könnte er damit die wehmütigen Gedanken verscheuchen. Finster blickte er vor sich hin und preßte die Lippen fest aufeinander. In seinem Innern tobte ein Aufruhr der verschiedenartigsten Gefühle.

Vor seinen Augen zogen die Bluttaten Don Manuels vorüber; er hörte die Schüsse der Scharfschützen in Santos Lugares (Staatsgefängnis) fallen und die Todesschreie der getroffenen Opfer. Dann wieder dachte er an die siegreichen Schlachten des Diktators, in denen dieser sich an der Spitze seiner wilden Gauchoscharen als tapferer und genialer Feldherr bewiesen, und ein Leuchten ging über sein Gesicht. Und weiter sah er die feige, blöde Menge, die vor dem Tyrannen im Staube lag und die Hand küßte, von der sie geschlagen wurde. Ein Ekel erfaßte ihn bei dem Gedanken, und unwillig ging er einige Schritte auf und ab.

„Muß er sie nicht verachten, die feigen Portennos*)?" stieß er halblaut hervor. „Kann er anders handeln?"

Er spähte scharf die lange Straße hinab, als erwartete er jemand, und versank dann wieder in seine Gedanken.

Plötzlich vernahm er um sich ein lautes Rufen und Schreien. Die Leute hasteten ängstlich an ihm vorüber und suchten offenbar die nächste Nebenstraße oder eine offene Haustüre zu erreichen. Einige Sennoras liefen kreischend und mit verstörten Blicken auf dem Fahrweg umher und schienen vergeblich nach einem Zufluchtsort Umschau zu halten.

„Misericordia, santissima madre, die Lanceros!" schrien sie und liefen auf den Caballero zu, um bei ihm Hilfe zu suchen.

Dieser sah eben um die nächste Ecke eine Schwadron Lanceros

*) Einwohner von Buenos Aires.

reiten, die dem Palaste zustrebten. Es waren tief gebräunte Burschen mit rohen Gesichtszügen, die auf ihren abgetriebenen, mageren Gäulen und in den zerlumpten Uniformen eher einer Bande zusammengelaufener Räuber als Kavalleristen glichen. Voran ritt ein blutjunger Leutnant, ebenso schäbig wie seine Untergebenen, mit einem hämischen Grinsen auf dem blatternarbigen Gesicht. Die Furcht, die er mit seiner Rotte überall erweckte, schien ihm außerordentliches Vergnügen zu bereiten.

Erweckten auch die Lanceros den Eindruck, daß es am ratsamsten sei, ihnen aus dem Wege zu gehen, so war doch der Grund des allgemeinen Flüchtens ein anderer. Einige Franzosen und Engländer hatten einmal die Soldaten des Diktators ihres fragwürdigen Aussehens wegen verspottet. Seitdem hatte er bei strengen Strafen befohlen, niemand dürfe seine Soldados sehen, wenn sie in geschlossener Kolonne anrückten, und jeder habe sich sofort von der Straße zu entfernen, bis sie vorbei wären.

Da die Frauen den jungen Sennor händeringend um seinen Beistand anflehten und in der lebhaften Art der Südländerinnen herzzerreißend klagten, die letzte Stunde ihres Lebens sei gekommen und der liebenswürdige Caballero ihnen von den Heiligen zu ihrer Rettung gesandt, ging er kurz entschlossen auf die nächste Haustür zu und klopfte heftig an.

Nach wenigen Augenblicken schon wurde geöffnet. Er schob die Sennoras schnell hinein, worauf die Tür sofort wieder ins Schloß fiel. Er selbst trat auf die Straße zurück, der einzige Zivilist, der rings zu sehen war, und ging den Lanceros einige Schritte entgegen. Dabei spielte ein spöttisches Lächeln um seine Lippen.

Der Leutnant war überrascht. Die hämische Grimasse verschwand, und drohend maß er den Sennor vom Kopf bis zu den Füßen. Dann kommandierte er Halt und brachte sein Pferd durch einen kräftigen Ruck vor den Verwegenen.

„Du wagst es, estupido (Dummkopf), dich gegen den strengen Befehl des Diktators aufzulehnen?“ schrie er ihn an. Ein höhnischer Blick aus seinen stechenden Augen verriet deutlich die Freude darüber, ein neues Opfer zu haben. „Das kann dich den Kopf kosten, Verräter.“

„Ich bin gewöhnt, wie ein Caballero behandelt zu werden, selbst von einem Offizier Seiner Exzellenza,“ erwiderte jener ruhig. „Ich möchte Euch geraten haben, mich nicht weiter zu belästigen.“

„Diablo!“ fluchte der Leutnant. „Willst du einen Offizier Don Manuels beleidigen, du Lumpenkerl? Weißt du nicht, daß jeder zu verschwinden hat, wenn die Soldados Seiner Exzellenza durch die Straßen ziehen? Du hast dich dem strengen Befehl widersetzt und somit als Feind des Diktators bekannt. Wirst sehen, du Schurke, wie

wir mit euch Unitariergesindel verfahren. Die Kugel ist dir sicher. Holla, ihr Schufte, was gafft ihr so müßig zu? Nehmt den Kerl in eure Mitte!"

Da geschah etwas Unerwartetes — die Lanceros rührten sich nicht von der Stelle, die einen sahen den Sennor respektvoll an, die andern blickten schadenfroh auf den Leutnant. Diesem war es entgangen, daß seine Leute sich, als sie Halt machten, bedeutungsvoll angesehen hatten und ein Flüstern durch ihre Reihen gegangen war.

Der Offizier war verblüfft und traute seinen Augen nicht, als die Soldados seinen Befehl nicht auf der Stelle ausführten. Er schäumte vor Wut.

„Ihr Cochinos!" brauste er auf. „Seid ihr zu feig, diesen Schurken — —"

Bestürzt hielt er inne, da einer der Lanceros ihm einen warnenden Blick zuwarf. Ratlos sah er bald seine Leute, bald den vermeintlichen Unitarier an, auf dem sein Blick schließlich längere Zeit haften blieb.

„Valga me Dios — Don Enrico!" kam es tonlos von seinen Lippen, und er griff sich unwillkürlich an die Stirn. In tödlichem Schrecken sah er dem Sennor ins Gesicht, dessen spöttisches Lächeln ihm ein Todesurteil dünkte. Für einige Augenblicke war er wie gelähmt, dann sprang er hastig vom Pferde, riß den Sombrero vom Kopfe und stammelte einige unverständliche Worte.

„Euer Name?" fragte Enrico streng.

„Emilio Ramirez."

„Herr Leutnant, Ihr werdet Weiteres von mir hören. Entfernt Euch jetzt."

„Barmherzigkeit, Euer Gnaden, um aller Heiligen willen, Barmherzigkeit!" flehte der Bursche im kläglichsten Tone. „Ich hatte das Unglück, Euer Gnaden nicht sofort zu erkennen und hielt Euch für einen der verfluchten Unitarier, die sich jetzt wieder häufiger in der Stadt sehen lassen. Die allerheiligste Mutter weiß es; sie ist mein Zeuge, daß ich — —"

„Aufsitzen!" befahl Enrico kurz, doch ließ sich der Schwätzer nicht beirren.

„Ein so vornehmer Caballero, den die Heiligen segnen mögen, wird so viel Edelmut besitzen, einem ehrlichen, tapferen Offizier, der nur seine Pflicht hat erfüllen wollen und das Mißgeschick hatte, Euer Gnaden, unsern verehrten Don Enrico, den die Heiligste mit Glücksgütern überschütten möge, zu verkennen, allergnädigst —"

„Aufsitzen, sage ich!" donnerte ihn der junge Grande an. „Aus meinen Augen!"

Der Leutnant prallte einen Schritt zurück, ließ sich's jedoch nicht noch einmal sagen. Im Nu saß er im Sattel, wühlte seinem sich auf-

bäumenden Tiere die großräderigen Sporen in die Flanken und sprengte an der Spitze der Abteilung davon.

Unmutig sah ihnen Enrico nach und wollte sich nach der andern Seite der Straße begeben, als sich die erwähnte Haustür wieder öffnete und die Sennoras wieder erschienen. Kaum hatten sie ihn erblickt, so stürmten sie auf ihn zu, priesen die weisen Befehle des erlauchten Diktators und wollten auf den Caballero, durch dessen Ritterlichkeit sie gerettet seien, ebenfalls allen Segen des Himmels herabflehen, doch er entfernte sich mit einigen schnellen Schritten und hörte nur noch, wie sie auf den ungalanten Sennor schimpften.

Hinter allen Straßenecken und aus allen Haustüren kamen die Leute hervor, sobald die Lanceros vorbei waren, und setzten ihren Weg fort. Enrico musterte sie, doch konnte er den Erwarteten unter ihnen nicht entdecken. Er legte die Hand beschattend über die Augen und spähte die Straße hinab.

Seine Miene hellte sich etwas auf. Eben bog aus einer Nebenstraße ein Reiter ein und sprengte im Galopp heran. Er war von untersetzter, aber kräftiger, ebenmäßiger Gestalt und trug die gefällige Gauchotracht, ein anschließendes Wollhemd von dunkelblauer Farbe, einen Poncho von Vikunjawolle, knappe lederne Beinkleider und hohe Stiefel mit schweren, silbernen Sporen. Das Gesicht beschattete ein breitrandiger Sombrero aus feinem Strohgeflecht. Seine Bewaffnung war die landesübliche; im Gürtel stak ein langes, schmales Messer mit Horngriff, daneben ein ähnliches mit schwerem Metallgriff, in geübter Hand eine gefährliche Wurfwaffe, und zwei Pistolen. Auf dem Rücken hing ein silberbeschlagenes Gewehr.

Er ritt nicht, wie andere Gauchos, ein kleines, indianisches Pferd, sondern einen feurigen, hohen Braunen, mit feingeformtem Kopf und ewig beweglichen Ohren. Mähne und Schwanz waren dicht behängt, das Fell glatt, wie Seide.

„Heil, Enrico! Oh salve, amigo mio!“ rief er herzlich, sein schaumbedecktes Tier parierend, und reichte jenem vom Sattel herunter die Hand.

Enrico ergriff sie mit beiden Händen und schüttelte sie ungestüm.

„Juan!“

Mit verhaltener Leidenschaft brachte er den Namen des Freundes über die Lippen, und jener erkannte aus dem Zittern der Stimme, wie nahe ihm die Freude des Wiedersehens ging. Sie sahen einander lange in die Augen, bis ihm Juan langsam die Hand entzog.

„Kaum erkenne ich dich wieder, du lieber Freund,“ rief Enrico freudig überrascht. „Seit ich von dir ging, bist du ein echter Sohn der Pampas geworden. Zum Teufel, sitzst du gut im Sattel, ein kleiner Druck scheint zu genügen, und dein Brauner fliegt dahin. Ein prächtiges Tier!“

Daß Enricos Interesse beim ersten Wiedersehen nach längerer Trennung für Reiter und Pferd das gleiche war, ist nicht zu verwundern in einem Lande, wo ein Caballero ohne Pferd undenkbar ist. Selbst die kürzesten Wege werden hier im Sattel oder Wagen zurückgelegt.

„Allerdings, Enrico," erwiderte Juan lächelnd. „Ich möchte ihn mit keinem anderen tauschen. Doch, Maria y Iose, bist du ein vornehmer Caballero geworden; darfst du dich denn überhaupt mit einem Gaucho sehen lassen?"

„Ich glaube gar, du sprichst im Ernst, Juan. Schäme dich, alter, lieber Freund. Mein Aeußeres hat sich zwar verändert, doch mein Herz ist den Pampas treu geblieben. Ich brauche nur deinen Hengst zu betrachten, und fliege im Geist über den herrlichen, unbegrenzten Campo dahin. Ja, was sehe ich? Seine Flanken sind unberührt. Du gibst ihm wohl nie die Sporen?"

„Sehr selten."

„Unmöglich, Juan. Gerade unsere besten Reiter bedienen sich der Sporen am meisten."

„Das ist eben ein großer Fehler. Ich wollte es erst auch nicht begreifen. Doch ein Aleman (Deutscher), der sich seit sechs Monaten neben uns am Rio Blanco angesiedelt hat, hat mir's erklärt."

„Und was hat er gesagt?"

Juan wendete sich um und spähte die Straße hinab.

„Später, Amigo," sagte er hastig. „Ich kann nicht länger hier verweilen. Wir müssen weiter."

„Wieso? Ist Gefahr im Anzuge?"

„Ja. Ich werde von fünf oder sechs Lanceros verfolgt. Doch davon nachher. Wo hast du eigentlich dein Pferd, Enrico?"

„Im nächsten Hause habe ich es eingestellt. Ich wußte ja nicht, wie lange ich würde warten müssen. Also komm'," setzte er hinzu und bog um die nächste Ecke.

„Sie brauchen uns hier nicht zu sehen. Ich fürchte mich zwar nicht vor ihnen, doch würden sie uns nur aufhalten. Hat dich denn übrigens Pablo zur rechten Zeit verständigt?"

„Mein Indio (Indianer) ist treu und zuverlässig," erwiderte Juan, dem Freunde folgend. „Er brachte mir noch rechtzeitig die Nachricht, daß du mich hier erwartest."

Enrico blieb vor einem eisernen Gittertor stehen, durch das man in einen geräumigen Hof sehen konnte, und stieß einen leisen Pfiff aus. Nach wenigen Augenblicken öffnete sich in den im Hintergrund liegenden Stallungen eine Tür, in der ein grauköpfiger Neger mit einem feurigen Rappen erschien. Eilfertig und unterwürfig führte er ihn Enrico vor, der sich behend in den Sattel schwang.

„Haben Euer Gnaden noch einen Befehl?"

„Nein, es ist gut, Miguel," antwortete er und ritt mit Juan nach der Calle Rivadavia zu.

Der junge Gaucho war mit Verwunderung dem kurzen Vorgang gefolgt, doch äußerte er sie nicht. Er ließ sein Pferd in langsamen Trab übergehen, in den Enricos Rappe von selbst einschlug.

„Die Lanceros scheinen deine Spur verloren zu haben," begann Enrico das Gespräch wieder. „Wie gelang es dir nur, ihnen zu entkommen, hier, wo an jeder Straßenecke ein Spion des Diktators lauert, und weshalb kamst du überhaupt mit ihnen in Konflikt?"

„Um in Buenos Aires Don Manuels Kreaturen verdächtig zu werden, dazu gehört bei Gott nicht viel," antwortete Juan ernst, und nur mit Mühe verbarg er die gewaltige Erregung, die sein Inneres durchwühlte. „Das Herz muß jedem Spanier bluten, wenn er sieht, wie seine Ehre von dem Gewalthaber in den Staub getreten wird, wie er den Portenno vor aller Welt lächerlich macht. In der Stadt ist man keine Stunde seines Lebens sicher, und eine kleine Unachtsamkeit genügt, um nach Santos Lugares zu kommen."

„Ich weiß es, Juan," antwortete Enrico nachdenklich. „Doch, wodurch wurdest du ihnen verdächtig?"

„Mein ganzes Verbrechen besteht darin, daß ich zufällig ein blaues Wollhemd trage. Ein Stutzer, der sich für den ergebensten Freund Seiner Exzellenza ausgab, hielt mich an und fragte mich in drohendem Ton, wie ich mich unterstehen könnte, ein blaues Kleidungsstück zu tragen, obwohl Blau und Grün die Farben der Gegner des Diktators seien. Ich antwortete ihm, daß ich mir in bezug auf die Kleidung keine Vorschriften machen ließe. Da erwiderte er mir, ich sei des Hochverrats überwiesen und hätte mein Leben verwirkt. In diesem Augenblick kam eine Eskadron Lanceros angesprengt, die auf seinen Wink sofort zur Stelle waren und mich im Nu umringt hatten. Der Leutnant, ein widerlicher Mensch mit einem blatternarbigen Gesicht, lachte mir frech ins Gesicht und sagte, das Geschäft blühe, denn ich sei bereits der zehnte Unitarier, den er heute zum Richtplatz führe. Enrico, jetzt konnte ich nicht mehr an mich halten; ich schlug dem unverschämten Kerl ins Gesicht, riß meine Cinta ab, warf sie ihm vor die Füße und rief, daß ich allerdings zu den Patrioten gehöre, während Rosas und seine Anhänger den Staat zugrunde richteten —"

„Amigo, das hast du gewagt?" rief Enrico erschrocken. „Das ist dein sicherer Tod. Du darfst keinen Augenblick länger hier verweilen, willst du dein Leben retten."

„Ich kann die Stadt jetzt nicht verlassen," erwiderte Juan. „Ich muß heute abend unbedingt an der Beratung beim Obersten Costa teilnehmen."

„Unmöglich, amigo mio! Reite so schnell als möglich in die Pampo

zurück, dort bist du sicher. In spätestens einer Viertelstunde ist die Stadt voller Soldados, die nach dir suchen."

„Wir haben uns kaum getroffen, Enrico," erwiderte Juan lächelnd, „willst du mich so schnell wieder los sein?"

„Juan, mein teurer Freund, spotte nicht!" bat jener herzlich. „Ich habe nur dein Wohl im Auge. Gegen eine ganze Meute dieser Bluthunde wird dich weder die Schnelligkeit deines Pferdes noch deine Tapferkeit schützen."

„Ich weiß, Enrico, daß du es gut mit mir meinst, doch ich kann dir nicht zu Willen sein. Das beste ist, wir suchen möglichst schnell zur Wohnung des Obersten zu kommen, dort sind wir vorläufig geborgen. Er erwartet uns zwar erst gegen Mitternacht, aber es bleibt uns nichts anderes übrig."

„Wie du denkst. Wie gelang es dir aber, aus den Reihen der Lanceros herauszukommen?"

„Das habe ich natürlich meinem wackeren Braunen zu verdanken," erwiderte Juan und streichelte dem Tiere den Hals. Es spitzte die Ohren und richtete den Kopf noch stolzer auf. „Ich ließ ihn vorn und hinten in die Höhe gehen; vor seinen gewaltigen Schlägen wich man sofort zurück, so daß ich freie Bahn bekam. Dann kitzelte ich ihn mit den Sporen und schnalzte mit der Zunge, in weiten Sätzen raste er davon. Die ganze Abteilung sprengte hinter mir her, doch so sehr der Leutnant seine Stimme auch anstrengte, sie blieben immer weiter hinter mir zurück. Als ich mich einmal umsah, waren nur noch fünf oder sechs von den Lanceros hinter mir. Ich änderte an jeder Straßenecke meine Richtung, so daß sie mich bald aus den Augen verloren hatten."

„Das ist ganz mein alter Juan," erwiderte Enrico mit leuchtendem Blick, „kühn und unerschrocken wie keiner."

„Laß es gut sein," wehrte jener ab und ließ sein Pferd schneller ausgreifen.

Daß er auch ein Zusammentreffen mit dem Leutnant gehabt, erwähnte Enrico nicht. Ab und zu warf er einen Blick auf den Freund, der ebenso große Anhänglichkeit wie Besorgnis verriet. Plötzlich riß er sein Pferd herum und hielt an.

„Um Gottes willen, Juan!" rief er erschrocken. „Du hast dir noch keine Cinta angesteckt."

„Ich habe noch keine Gelegenheit gehabt, mir eine solche zu kaufen."

Die Cinta war eine blutrote Schleife, welche die Worte trug: Viva la confederacion Argentina! Mueran los salvajos Unitarios! (Es lebe die argentinische Konföderation! Tod den verfluchten Unitariern!) Solche Schleifen hatte jeder an seinen Hut oder seine Kleidung

gesteckt als ein Zeichen seiner Ergebenheit gegen Rosas; ohne sie durfte sich niemand öffentlich zeigen.

Enrico nahm aus seiner Satteltasche, worin er einige Reserveschleifen hatte, eine solche und befestigte sie an Juans Hut.

„Ohne die Cinta hättest du keinen Schritt weiterreiten können," sagte er dabei. „Jeder Spion des Diktators hätte dich angehalten und für einen Verräter erklärt. Außerdem hätten dich die Soldaten, die wir in wenigen Minuten von allen Seiten treffen werden, sofort erkannt."

Darauf ritten sie eine Zeitlang schweigend weiter. Jeder von ihnen war in Gedanken versunken. Juan dachte an den alten Neger, der Enrico den Rappen vorgeführt hatte; doch hatte dieser kein Wort der Erklärung gesagt, was ihn verwunderte. Daher wandte er sich nach einiger Zeit zu ihm und fragte etwas unsicher:

„Wohnst du in dem Hause, vor dem du dein Pferd bestiegst?"

Enrico warf ihm einen flehenden Blick zu und antwortete nicht sofort.

„Juan," stieß er dann erregt hervor, „hast du vergessen, was du versprachst, als wir unsern Bund schlossen draußen auf den Pampas? Muß ich dich daran erinnern? Vor zwei Sommern noch tummelten wir am Rio Blanco zusammen unsere Pferde und erlegten einen Aguti nach dem andern. Wir wetteiferten miteinander, wer am besten zielte auf die flinken Tiere. Nicht wahr, Amigo, du erinnerst dich daran —"

Juan war sehr ernst geworden.

„Du zürnst mir?" rief Enrico bestürzt.

„Nein, mein lieber Freund. Wie könnte ich dir zürnen. Ich erinnere mich auch ganz genau an mein Versprechen, verzeihe, daß ich im Augenblick nicht daran dachte."

„Es war eine herrliche Zeit, Juan," begann jener wieder, „die schönste, die ich überhaupt bis jetzt gehabt."

„Wirklich?" Ueber Juans Gesicht glitt ein freudiges Lächeln des Stolzes und der Genugtuung. „Hat dir's in der Stadt nicht besser gefallen, als bei uns in der Pampa?"

„Spotte nicht, Amigo. Wie oft trieb mich's zurück in den herrlichen Campo, der für das Auge keine Grenzen hat. Wie gern möchte ich wieder auf meinem Rappen die unendlichen Grasflächen durchjagen, im Ritte einen Aguara (roter Wolf) erlegend, oder einen starken Bullen mit dem Lasso niederreißend. Auf den Pampas wohnt die Freiheit; mein ist, was dort mein Auge sieht oder meine Büchse erlegt. Vor allem natürlich zog's mich hin, weil ich dort den Freund wußte, den einzigen, den ich habe. Weißt du noch, Juan, als ich einmal etwas Besseres erlegen wollte, als die armseligen Agutis und Wölfe?"

„Du meinst den Jaguar?"

Enrico nickte.

„In meinem Unverstand bat ich dich, mir nicht zu folgen, weil ich den Triumph allein für mich haben wollte. Doch wie gut war es, daß du mir heimlich nachrittest. Die Heiligen haben dich mir nachgeschickt. Ganz unerwartet sah ich mich der Katze gegenüber. Die alte Büchse, die mir mein Vater geschenkt hatte, versagte, die Bestie sprang vor mich aufs Pferd und hätte mir wenigstens das Gesicht zerfleischt, hätte sie nicht deine Kugel noch im letzten Augenblick getötet."

„Das sind alte Geschichten, Enrico," wehrte Juan ab, „kaum wert, daran zu denken."

Jener beachtete den Einwurf nicht, sondern fuhr fort:

„Seit jener Stunde ketten uns unlösliche Bande aneinander. Jetzt erst verstand ich, was wahre Freundschaft heißt, und wir schwuren uns neben dem Kadaver des Jaguars ewige Treue."

Juan lächelte. „Wir waren noch Knaben damals," sagte er. „Gilt dir deshalb der Schwur weniger?"

„Enrico!"

Dieser fühlte den leisen Vorwurf und reichte ihm die Hand.

„In jenem Augenblick mußtest du mir noch etwas anderes versprechen. Juan, weißt du es noch?"

Es trat eine kurze Pause ein. „Allerdings," erwiderte dann Juan langsam. „Du beschworst mich, bei allem, was mir teuer wäre, ich sollte dich niemals fragen, wer du seiest. Auch sollte ich nie Nachforschungen nach dir anstellen; du müßtest für mich einfach Enrico bleiben, mein treuester Freund."

„Nun, und —"

„Ich habe mein Versprechen gehalten."

„Und nie hast du dich nach mir erkundigt?"

„Nie."

Die ängstliche Spannung wich aus Enricos Gesicht, und er atmete erleichtert auf. Nach einer kurzen Pause fuhr er fort:

„Bald nachdem du den Jaguar erlegt hattest, kam die Trennung. Da das Haus meines Pflegevaters am Rio Blanco niederbrannte, hielt man mich in der Stadt für sicherer aufgehoben, und so mußte ich von dir scheiden. Hast du vielleicht eine Ahnung, wie der Brand entstanden sein könnte?"

Juan nickte.

„Du vermutest Brandstiftung?"

„Ich weiß es sogar."

„Santissima madre, amigo — du weißt es und hast es mir nicht gesagt? So sprich doch, wer war der Schurke?"

Enrico griff nach der Gewohnheit der Südländer nach dem Messer, als könnte er den Verbrecher auf der Stelle bestrafen, doch Juan legte beschwichtigend die Hand auf seinen Arm.

„Still jetzt davon," raunte er ihm zu. „Eine der Kreaturen des Diktators könnte ein Wort aufschnappen. Beim Obersten Costa sprechen wir weiter darüber."

Enrico blickte ihn überrascht an.

„Wie soll ich das verstehen, Juan? Du meinst, daß Spione Don Manuels bei dem Brande — —?"

„Nein, im Gegenteil."

„Cielo!" stieß Enrico tonlos hervor. Vor Bestürzung sprach er kein Wort weiter. Dann faßte er sich.

„Juan, um Gottes willen — so weißt du, daß ich — nein, es ist unmöglich. Schwöre es mir, Juan, schwöre mir bei allen Heiligen, daß du dich nicht erkundigt hast, daß du nichts weißt!"

„Warum so aufgeregt, Amigo?" erwiderte Juan befremdet. „Gedulde dich noch ein wenig, hier ist nicht der rechte Ort. Doch zu deiner Beruhigung will ich dir sagen, daß ich nichts weiß."

„Ich danke dir," antwortete Enrico aufatmend und fuhr in herzlichem Tone fort: „Du wirst mir zürnen, Juan. Doch wenn du wüßtest, warum ich dir meinen Namen verschweigen muß, würdest du mich verstehen. Drum sei mir nicht böse, vielleicht kommt noch einmal die Stunde, wo ich mich dir offenbaren kann."

„Es hat mich allerdings schon immer schmerzlich berührt, daß du dich mir stets verborgen hast, obwohl du dich meinen treuesten Freund nennst."

„Gerade, weil ich dein bester Freund sein will," wollte Enrico erwidern, doch er sprach den Gedanken nicht aus, sondern antwortete: „Du kennst mich, mein lieber Juan, und weißt, daß ich dir noch keine Unwahrheit gesagt habe. Bei der Gebenedeiten, es ist mir unmöglich, dir meine Herkunft zu nennen!"

„Wenn du so sprichst, mußt du einen triftigen Grund haben. Sei unbesorgt, caro amigo mio, ich zürne dir deshalb nicht." Er reichte ihm die Hand hinüber.

In Enrico stieg ein überquellendes Dankesgefühl auf, und er drückte ihm die Hand mit der ihm eigenen Leidenschaftlichkeit. Dann ritten sie schweigend weiter. —

Der junge Gaucho war längere Zeit nicht in der Stadt gewesen und hatte für jede Veränderung Interesse, die hier inzwischen vorgegangen war, während Enrico teilnahmlos und in Gedanken versunken dahinritt.

Vor allem fiel Juan auf, daß die Häuser einen neuen Anstrich erhalten hatten; alle prangten in weißer Farbe und waren mit einem blutroten Streifen überstrichen. Dieses neue Gewand verdankten sie dem jüngsten Befehl des Diktators, nach welchem alle Häuser mit diesen Farben versehen sein mußten.

„Diablo!" murmelte er. „Bis zur Lächerlichkeit herab zwingt

uns der Tyrann. „Was würde geschehen, Amigo, wenn sich jemand weigerte, diesem unsinnigen Befehl Folge zu leisten?“

Enrico antwortete nicht und blickte nachdenklich zu Boden.

„Nun, ich kann mir's denken,“ fuhr Juan mit zitternder Stimme fort. „Das Scheusal würde einen solchen Wackeren unbedenklich vor die Gewehrläufe der Tiradores (Scharfschützen) bringen lassen.“

Enricos Gesicht nahm wieder den melancholischen Ausdruck an, und um seine Lippen glitt ein schmerzliches Zucken, doch erwiderte er nichts. Schweigend ritten sie weiter und befanden sich bald auf der Calle Rivadavia, der Hauptverkehrsader von Buenos Aires, welche, von Westen nach Osten gehend, die Stadt in zwei Teile schneidet. Hier wimmelte es von Wagen, Reitern und Fußgängern aller Art. Vornehme Portennos in modischer französischer Tracht wechseln mit den in voller Karriere dahergaloppierenden Gauchos in ihrer malerischen Kleidung, ab und zu trafen sie auch einen Caballero, der wie Enrico die einheimische Tracht beibehalten hatte, die farbige, kurze Samtjacke, die bis zu den Knien reichenden, an der Seite offenen und mit farbigen Schleifen unterbundenen Calzoneras (Beinkleider), die Gamaschen, Sandalen und den kostbaren Vikunjahut mit der lang herabhängenden, goldbefransten Schärpe.

Vornehme Sennoras und Sennoritas fuhren in eleganten Wagen an ihnen vorüber, ihnen folgte ein kleiner Trupp Soldados in der denkbar schäbigsten Uniform, rohe Burschen, die alle ihren Cigarro rauchten. Sie musterten die beiden Reiter scharf, schienen aber nichts Verdächtiges zu bemerken. Hin und wieder begegneten sie einem kräftigen Neger, der mit Korallen, Glasperlen und allerlei anderen seltsamen Zieraten behängt war und auf dem Kopfe eine Last trug.

Ohne Ausnahme hatte jeder die rote Cinta bei sich, doch fiel es Juan besonders auf, daß Blau und Grün aus den Kleidern gänzlich entfernt waren, die Farben der Unitarier, mit denen Rosas, das Haupt der Föderalisten, einen erbitterten Kampf führte, obwohl das Land durch die unaufhörlichen Bürgerkriege dem Untergang entgegengeführt wurde und der Staat sich aufzulösen drohte.

Nachdem sich die La Plata-Staaten von der spanischen Herrschaft befreit und ihre Unabhängigkeit erklärt hatten, beschlossen Uruguay, Paraguay und die vierzehn Provinzen Argentiniens eine Verfassung nach dem Muster der Nordamerikanischen Union. Hieraus ergab sich von vornherein die Spaltung in zwei Parteien. Die Unitarier wünschten eine Vereinigung unter einer starken Zentralgewalt, die Föderalisten erstrebten die Unabhängigkeit jeder einzelnen Provinz und verlangten nur für die auswärtigen Angelegenheiten eine Verbindung. Die beiden Parteien bekämpften sich in langen Bürgerkriegen, bis schließlich der Gauchohäuptling die Föderalisten zum Siege führte. Er wurde darauf zum Gobernador von Buenos Aires gewählt und ließ sich später

mit diktatorischer Gewalt bekleiden. Als Präsident mit unumschränkter Vollmacht, führte er überall das Föderalsystem durch, wenn er auch in Wahrheit ein streng unitarisches Regiment führte, denn er beugte alle Provinzen unter seine Gewalt.

Doch allmählich artete seine Regierung in eine grausame Tyrannei aus. Nach und nach beseitigte er alle seine Gegner und scheute kein Mittel, diesen Zweck zu erreichen. Sogar Parteigenossen richtete er zugrunde, sobald sie ihm nicht willenlos ergeben waren oder zu Macht und Ansehen gelangten. Ein Menschenleben galt ihm nichts, zu vielen Hunderten mußten sie in Santos Lugares verbluten oder im Kerker verschmachten. Vermögenseinziehung, Hinrichtung und Meuchelmord waren alltäglich geworden. Besonders gefürchtet unter der Bürgerschaft war die Mazorka, d. i. Maisähre, welche die Gesellschaft als Bundeszeichen führte, die sich auf den Befehl und unter dem Schutz des Diktators gebildet hatte. Ihre Mitglieder waren seine ergebensten Werkzeuge, deren er sich bediente, wenn er verdächtige oder ihm gefährliche Leute aus dem Wege räumen wollte. Kein Mittel war ihnen verwerflich genug, um ihre Zwecke zu erreichen, und Blut und Brand bezeichneten die Wege, die sie gegangen waren.

Juan mußte mit Gewalt an sich halten, um nicht seiner tiefen Erregung Luft zu machen. Seit er den heißen Boden Argentiniens wieder betreten, war der unauslöschliche Haß gegen den Tyrannen, den er schon als Knabe in seinem Herzen genährt hatte, von neuem emporgelodert. Nicht allein die Greueltaten des grausamen Diktators, seine Willkür und Brutalität erbitterten ihn, sondern ebensosehr seine lächerlichen Befehle, durch die er die auf ihre altspanische Herkunft stolzen Portennos verhöhnte, die sonst die geringfügigste Beleidigung mit dem Messer zu sühnen bereit waren.

Enrico merkte sehr wohl, daß sich Juan düsteren Gedanken hingab und hielt das Geheimhalten seines Namens und seiner Herkunft für den Grund dazu. Daher suchte er ihn auf andere Gedanken zu bringen und sprach von dem, was ihm seiner Meinung nach angenehm sein mußte. „Die Sache der Unitarier scheint sehr gut zu stehen," begann er.

Juan erwachte aus seinen Grübeleien. „Wieso?"

„Ich habe allerdings wenig Gelegenheit gehabt, mit Parteigenossen zusammenzukommen, da ja niemand mehr wagt, selbst dem treuesten und ergebensten Freunde sich als Unitarier zu erkennen zu geben. Doch habe ich gehört, daß es sich in den Provinzen wieder zu regen beginnt, und auch in der Stadt sollen sich wieder zahlreiche Unitarier aufhalten."

„Hast du nur davon gehört, Amigo?" erwiderte Juan lächelnd, „niemals etwas gemerkt? Dies wäre allerdings ein Zeichen, daß unsere Freunde äußerst vorsichtig und geschickt zu Werke gehen. Die

Stadt verwandelt sich nämlich allmählich in ein großes Waffenmagazin der Unitarier."

„Dios mio!" rief Enrico überrascht aus, wobei sich sein Gesicht verfärbte. „So weit ist die Verschwörung schon gediehen? Und kein Mensch weiß davon?"

„Nur unsere Anhänger, Amigo. Siehst du, obwohl ich in den Pampas lebe, weiß ich von den Vorgängen in der Stadt mehr als du. Interessierst du dich denn gar nicht für unsere gute Sache?"

„Mache mir keinen Vorwurf, Juan," bat Enrico. „Du glaubst gar nicht, wie schwer es hier für einen Unitarier ist, einen Parteigenossen zu finden. Man muß stets gewärtig sein, daß der, den man für einen Freund hält, ein Anhänger des Diktators ist. Es hat in letzter Zeit mehrere solcher Fälle gegeben, wo einige wackere Männer sich einem vermeintlichen Unitarier als Gesinnungsfreund zu erkennen gaben. In der nächsten Nacht wurden sie von einigen Mitgliedern der Mazorka aus dem Hause geholt und nach Santos Lugares geführt."

„Ich glaube es gern, daß es in der Stadt schwer ist, Anschluß zu finden. Doch heute wirst du Freunde treffen, Enrico; beim Obersten Costa versammeln sich die Häupter unserer Partei zu einer nächtlichen Versammlung. Dort werde ich dich einführen."

Enrico schwieg einige Augenblicke, dann antwortete er zögernd:

„Ich glaube aber, es wird dir nicht leicht werden."

„Weshalb, Amigo?"

„Du weißt ja gar nicht, wen du einführst, und wie du mich nennen sollst."

„Darüber sei unbesorgt, Enrico. Wen ich einführe, der ist willkommen, auch wenn er seinen Namen verschweigt."

„Du scheinst ein großes Ansehen bei deinen Parteigenossen zu genießen."

„Das Vertrauen, welches mein Vater besaß, ist auf mich übergegangen."

Enrico wußte bereits von früher, daß Juan bei der Erwähnung seines Vaters wortkarg und verschlossen wurde. Besorgt sah er ihn an und bemerkte, daß sich zwischen seinen Augenbrauen eine tiefe Falte gebildet hatte. Um ihn nicht länger sich seinen Gedanken hingeben zu lassen, fuhr er schnell fort:

„Das ererbte Vertrauen genügt nicht. Du hast dich gewiß um die Sache der Unitarier sehr verdient gemacht."

„Ich bin ihnen allerdings mitunter nützlich gewesen," erwiderte Juan bescheiden. Gestern zum Beispiel habe ich unserer Sache einen großen Dienst getan. Jetzt sind wir einen guten Schritt vorwärtsgekommen, und der Tag ist näher gerückt, an dem unser geknechtetes Volk das verhaßte Joch von sich schütteln und dem Tyrannen seine Bluttaten heimzahlen wird."

Enrico erschrak, doch suchte er dies möglichst zu verbergen. „Erzähle," drängte er den Freund. „Ich bin begierig, Näheres darüber zu erfahren."

„Still!" raunte Juan ihm zu. „Nicht jetzt, heute nacht wirst du alles hören. Hast du noch nicht bemerkt, daß uns seit einiger Zeit ein Caballero verfolgt?"

Enrico drehte sich nicht sofort herum. Nach einiger Zeit wandte sich Juan gleichgültig um und sah dem Sennor, der unmittelbar hinter ihnen ritt, gerade ins Gesicht. Er erschrak leicht, doch war davon äußerlich nichts zu merken. Ebenso gleichgültig drehte er sich wieder herum und beschleunigte den Gang seines Pferdes nicht im geringsten. Nach einiger Zeit flüsterte er Enrico zu:

„Amigo, der Sennor hinter uns ist jener Stutzer, der mich vor einer Stunde anhielt und den Leutnant mit den Lanceros herbeirief."

„Diablo! Er wird uns so lange verfolgen, bis er einige Soldados oder ein paar Leute der Mazorka trifft, und uns dann festnehmen lassen."

„Das wird ihm schwer fallen; jetzt, wo es allmählich dunkler wird, erst recht."

„Wie willst du ihn daran verhindern?"

„Wir trennen uns. Du reitest geradewegs nach Costas Hause, wo wir uns wieder treffen. Mir wird er folgen, und ich weiß genau, daß ich ihm auf meinem Braunen entkommen werde. Furcht habe ich vor ihm natürlich nicht und würde ein Zusammentreffen mit ihm nicht scheuen, im Gegenteil, ich möchte ihm gern eins auswischen. Doch ist es dann leicht möglich, daß ich verhindert würde, an der Beratung beim Obersten teilzunehmen, und das darf auf keinen Fall geschehen."

Jetzt sah sich auch Enrico um und betrachtete den Mann genauer. Er war nach der neuesten Pariser Mode gekleidet und trug ein selbstbewußtes, freches Benehmen zur Schau. Um seine Augenwinkel lag ein Zug lauernder Schlauheit und Habgier, während seine breiten, aufgeworfenen Lippen Sinnlichkeit und Grausamkeit andeuteten.

„Den Mann kenne ich," sagte Enrico leise. „Es ist einer der gefürchtetsten Häscher des Diktators. Er heißt Alfonzo de Castarea und wird von Rosas nur zu den schwierigsten und gefährlichsten Unternehmungen verwendet."

„Daß er gerade mich verfolgt, ist also in gewissem Sinne eine Auszeichnung für mich," entgegnete Juan lächelnd.

Enrico bewunderte seine Kaltblütigkeit, sprach aber kurze Zeit kein Wort.

Don Alfonzo ritt immer noch unmittelbar hinter ihnen, nahm aber scheinbar nicht die geringste Notiz von ihnen. Er beobachtete sie schon lange und war erst seit kurzem so nahe an sie herangekommen, wahrscheinlich, um etwas von ihrer Unterhaltung aufzufangen. Die beiden

Freunde ritten indessen ruhig weiter und bogen bald von der Calle Rivadavia in eine Nebenstraße ein. Während sie die Ecke passierten, blieb Enrico ein wenig hinter Juan zurück, wendete sich schnell um und gab dem Verfolger einen Wink, sich zu entfernen.

Der Spion war zuerst verblüfft. Dann glitt ein Lächeln des Erkennens über sein widerliches Gesicht, und mit einer hämischen Grimasse, als hätte er verstanden, ritt er die Hauptstraße weiter.

Inzwischen war es fast völlig dunkel geworden, so daß die Laternen angezündet wurden. Den Luxus der Straßenbeleuchtung erlaubte sich die Stadt allerdings nur in dem belebtesten inneren Viertel, während die äußeren Stadtteile unbeleuchtet blieben.

Enrico und Juan hatten bald das Ende der Straße, und damit einen freien Platz erreicht, wo die mehrstöckigen Häuser markant gegen die niedrigen Hütten der Vorstadt abschnitten.

„Der Spitzbube scheint sich nicht mehr direkt hinter uns zu befinden," begann Juan das Gespräch wieder. „Wir hätten sonst bei jeder Laterne seinen Schatten bemerken müssen."

„Er ist die Calle Rivadavia weitergeritten," bemerkte Enrico.

„Es wäre auch sehr dumm von ihm gewesen, uns in diese Straße zu folgen. Er hat doch wahrscheinlich angenommen, daß uns seine Anwesenheit noch nicht aufgefallen ist. Hier hätte er uns dann unbedingt verdächtig vorkommen müssen. Jedenfalls ist er uns auf einem Umweg vorangeritten und wartet dort drüben im Dunkel jener Bäume auf uns. Es wird wohl das beste sein, wenn wir so schnell als möglich nach der Quinta des Obersten reiten, ehe wir ihn und seine Helfer auf den Fersen haben. Wir können ja zuerst eine falsche Richtung einschlagen, um etwaige Beobachter irrezuleiten."

Enrico war damit einverstanden. Sie ritten an der Laterne, die mitten auf der Plaza stand, vorüber nach links zu, während die Quinta des Obersten etwas weiter rechts lag. Plötzlich hielt Juan sein Pferd wieder an.

„Quedo! Hörst du nichts?"

„Ja. Es scheinen einige Soldaten zu sein, die die Wache am Pulvermagazin abgelöst haben."

Rings war kein Mensch zu sehen. Der Gleichschritt von zehn bis zwölf Mann tönte von einer dunklen Straße her und kam schnell näher. Dann ertönte eine laute Kommandostimme, worauf die Soldaten ein munteres Lied anstimmten.

„Cielo mio!" stieß Enrico erschrocken hervor. „Sie haben einen Gefangenen bei sich."

„Woher weißt du das?" fiel Juan erregt ein.

„Sie singen den Resbalos."

„Und was bedeutet das?"

„Sie singen ihn immer dann, wenn sie einen Gefangenen nach Santos Lugares führen. Rosas hat das muntere Lied dichten lassen, um die Soldaten bei ihrem traurigen Geschäft bei guter Stimmung zu erhalten."

Sie ritten in den Schatten eines vorspringenden Hauses hinüber, wo sie nicht gesehen werden konnten. Der Gesang und der Gleichtritt kamen immer näher, und Juan war gespannt darauf, ob Enrico mit seiner Behauptung recht haben würde. Eben trat aus dem Dunkel ein Offizier mit goldenen Tressen und glitzernden Knöpfen in den Lichtbereich der Laterne. Ihm folgten ungefähr zwölf Soldados, die in der Tat einen Gefangenen in ihrer Mitte führten. Bleich und den Blick zu Boden gesenkt, schritt er inmitten seiner Schergen; das lustige Lied machte seine furchtbare Lage nur noch qualvoller. Die Hände waren ihm auf den Rücken gefesselt, und einer der Soldaten führte ihn an einem dicken Strick. Seine Knie schlotterten, und als könnte er sich nur noch mit Mühe auf den Füßen halten, wankte er dahin.

„Wieder ein Opfer des Bluthundes," stieß Juan hervor. „Ich wette, wegen einer Kleinigkeit führen sie ihn ab."

„Still, Amigo, sprich leise. Hier kann ein einziges Wort den Kopf kosten."

„Ich fürchte weder den Tyrannen noch seine Kreaturen."

„Um Gottes willen, Juan, mäßige dich. Soll ich dich, obwohl ich dich eben erst wiedergefunden, schon wieder verlieren?"

„Zürne mir nicht, Enrico. Ich kann nicht ruhig bleiben, wenn ich sehe, daß ein rechtloser Räuber alle Rechte mit Füßen tritt, daß er wie ein blutdürstiges Tier im Blute Unschuldiger watet. Sieh dir den armen Menschen an, er kommt kaum noch vorwärts. Nicht die körperliche Ermattung drückt ihn nieder, sondern der übergroße seelische Schmerz. Er sieht den sicheren Tod vor sich, oder könnte es auch sein, daß er eine Kerkerstrafe erhält?"

„Aus Santos Lugares kommt keiner lebend heraus."

„Furchtbar. Von Weib und Kind hinweggerissen zu werden zum Richtplatz — ein schreckliches Los. Und was wird er verschuldet haben? Daß dem Diktator das Haus des Mannes gefällt, das er gern konfiszieren möchte, ist vielleicht sein ganzes Verbrechen."

„Juan!" Wie ein unterdrückter Aufschrei entrang sich dieses Wort Enricos Lippen. Der junge Gaucho war überrascht, es hatte wie ein Vorwurf geklungen. Doch er hatte jetzt keine Zeit, über den Sinn des Wortes nachzudenken. Seine ganze Aufmerksamkeit galt dem Gefangenen. Dieser hatte eben das Rondell, auf dem die Laterne stand, passiert, als er für einen Augenblick das Gesicht erhob.

„Madre di Dios! Sennor Ortega!" Juan stierte fassungslos in das bleiche, qualvoll verzerrte Gesicht des Gefesselten.

„Du kennst ihn?"

„Er ist ein guter Freund des Obersten und ein tüchtiger Patriot."

„Der Bedauernswerte. Am liebsten würde ich ihm helfen."

„Ich versuche es. Ehe die Soldaten die Mauern von Santos Lugares erreichen, muß er frei sein."

„Juan, du rasest. Willst du ihn etwa befreien?"

„Natürlich."

„Unmöglich, Amigo. Bedenke, es sind zwölf Soldados."

„Ich habe schon mehr Gegnern gegenübergestanden."

„Juan, höre auf mich," flehte Enrico. „Es ist dein sicheres Verderben, und Sennor Ortega bringst du auch keine Rettung."

„Wieso?"

„Sollte es dir wirklich gelingen, ihn herauszuhauen und seine Fesseln zu lösen, so wird er nicht weit kommen, da er kein Pferd hat."

„Ich nehme ihn vor mich auf meinen Braunen."

„Der Erfolg bleibt immerhin sehr zweifelhaft, und du riskierst dabei dein Leben."

„Würdest du an meiner Stelle nicht auch so handeln?"

„Nein."

Juan war enttäuscht und begann leise an dem Freunde zu zweifeln.

„Enrico, es ist meine Pflicht, einem Parteigenossen beizustehen. Jeder andere würde für mich sein Leben ebenso in die Schanze schlagen, wie ich es jetzt tun muß."

„Du irrst, Amigo. Es tut's keiner."

„Woher willst du das wissen?"

„In letzter Zeit sind täglich Unitarier nach Santos Lugares geführt worden, und ich habe nie gehört, daß auch nur ein einziger befreit worden wäre."

Juan biß sich auf die Lippen.

„Nun, ich werde es jedenfalls tun, schon um der Partei eine wichtige Stütze zu erhalten, hauptsächlich natürlich aus Mitgefühl mit dem wackeren Sennor."

„Ich bitte dich herzlich, Juan, tue es nicht!"

„Enrico, traust du mir so wenig Ehrgefühl zu?"

„Du weißt, Amigo, ich schätze dich höher als jeden andern."

„Und warum soll ich Sennor Ortega nicht befreien?"

„Weil ich genau weiß, daß ich dich dann verlieren werde."

„Und deshalb soll ich ihn seinem Schicksal überlassen?"

„Nein."

„Auf welche Weise soll er dann aber freikommen?"

„Beruhige dich, er wird nicht erschossen werden."

„Weißt du das so genau?"

„Ja."

„Wieso?"

Enrico zögerte einige Augenblicke. Dann sagte er mit unsicherer Stimme: „Weil — ich ihn befreien werde!"

„Du, Enrico?" Juan war aufs höchste überrascht. „Wie willst du denn das anfangen?"

„Das laß meine Sorge sein. Ich bitte dich, Juan, frage nicht danach."

„Ich zweifle ja nicht daran, wenn du es versprichst. Nur möchte ich gern wissen, wann du ihn freimachen willst?"

„Zeitig, morgen früh."

„Enrico, dann ist es sicher zu spät."

„In der Nacht wird kein Gefangener erschossen, und morgen früh wird erst die Unterschrift des Diktators eingeholt. Außerdem werden einige andere vor ihm füsiliert werden."

„Schrecklich!" Juan knirschte mit den Zähnen und ballte in ohnmächtigem Grimm die Fäuste. „Doch ich begreife dich noch nicht," fuhr er fort. „Wenn du ihn befreien willst, mußt du doch ins Gefängnis hinein. Wie willst du denn —"

„Juan!"

Der junge Gaucho schwieg betroffen. In diesem Augenblick kam es ihm besonders schmerzlich zum Bewußtsein, daß Enricos Geheimnis sich wie eine Schranke zwischen ihn und den Freund stellte und die freundschaftlichen Gefühle mit der Zeit unterdrücken mußte. Er glaubte ihm natürlich, daß er die feste Absicht hatte, Sennor Ortega zu befreien, nur zweifelte er daran, daß es ihm gelingen würde.

„Bist du deiner Sache ganz gewiß, daß er nicht erschossen werden wird?"

„Vollkommen. Morgen früh ist er frei. Mein Ehrenwort!"

Juan schlug in die gebotene Rechte ein. Wenn Enrico auch Bescheid wußte, so konnten sie dennoch nur einen gemäßigten Trab einschlagen, um nicht an einer Mauer oder einer Ecke anzustoßen. Längere Zeit sprachen sie kein Wort.

Den jungen Gaucho bewegten die verschiedensten Gefühle, so daß er nur schwer einen klaren Gedanken fassen konnte. Die furchtbare Szene, deren Zeuge er eben geworden war, hatte ihn aufs äußerste erregt. Wenn die Macht des Diktators noch so groß war, daß er sich selbst den schlimmsten Willkürakt erlauben durfte, dann war der Tag der Befreiung noch fern. Unter diesen Umständen war es natürlich auch sehr gefährlich, eine nächtliche Versammlung beim Obersten abzuhalten. Wenn ein einziges Wort verraten war, würden die anwesenden Verschworenen alle verloren sein, und das waren gerade die Stützen der Partei. Fielen diese ausgezeichneten Männer, so wurde der Sturz des Tyrannen auf lange Zeit hinausgeschoben.

Auch Enricos Benehmen erfüllte ihn mit lebhafter Sorge. Warum verschwieg er seinen Namen? Daß er ein ehrlicher, lauterer Charakter

war, bezweifelte er keinen Augenblick. Seine Freundschaft war echt und ohne Falsch, ja, er war ihm vielleicht mehr ergeben, als er annahm. Juan konnte sich auch an den Gedanken gewöhnen, daß er seine Herkunft nicht nennen durfte. Doch warum verschwieg er auch, wie er ins Gefängnis gelangen würde? Enrico war im geheimen Unitarier, öffentlich zeigte er sich wahrscheinlich, wie es jeder tat, als eifrigen Anhänger des Diktators. Offenbar wollte er sich unter dieser Maske in Santos Lugares einschleichen und Sennor Ortega mit List befreien. Dabei mußte er seiner Sache sehr sicher sein, da er sich für das Gelingen ehrenwörtlich verpflichtet hatte. Juan sah ein, daß dieses der bessere Plan sei, denn hätte er jenen mit Gewalt befreit, würde Rosas seine Maßregeln nur noch verschärft haben. Diese Erklärung beruhigte ihn etwas.

„Wir sind zur Stelle," sagte Enrico leise.

Juan fuhr aus seinen Gedanken auf und erkannte undeutlich vor sich die hohe, breite Quinta des Obersten Costa. Sie lag in einem Park von Ombus- und Kastanienbäumen, der mit einem eisernen Gitter umschlossen war.

Der junge Gaucho horchte scharf nach allen Seiten, es ließ sich nichts Verdächtiges wahrnehmen. Dann sprang er lautlos aus dem Sattel und schritt nach dem Tore zu. Er fand es verschlossen.

„Führe dein Pferd her zu mir, doch leise," flüsterte er Enrico zu.

Als dieser neben ihm stand, klopfte er mit seinem Messerknauf kaum hörbar in einem gewissen Takt an einen der Eisenstäbe, worauf sich das Tor sofort öffnete. Sie traten ein und zogen ihre Pferde hinter sich her. Darauf verschloß sich die Türe wieder, ohne daß man das Schloß knacken hörte.

Vor den Pferden tauchte eine dunkle Gestalt auf, die sie bei den Zügeln faßte und in der Richtung nach den Ställen fortführte. Enrico wollte ihnen nacheilen, doch Juan nahm ihn beim Arm und führte ihn auf dem weichen Grasboden um das Haus herum. Auf der Hinterseite blieben sie vor einer verschlossenen Tür wartend stehen.

Es verging nicht ganz eine Minute, so befand sich die dunkle Gestalt wieder neben ihnen und war eben damit beschäftigt, aufzuschließen.

„Pablo, bist du's?"

„Ja, Don Juan. Pablo sich freuen, daß guter Don Juan wieder da." — „Ist schon jemand gekommen?"

„Nein. Auch Oberst Costa kommen erst Mitternacht wieder."

Da im Hause kein Licht brannte, ging der Indio voran. Juan kannte die Räumlichkeiten und führte Enrico am Arm. Nachdem sie einige dunkle Zimmer durchschritten hatten, öffnete Pablo eine Tür, aus welcher ein heller Lichtschein fiel. Sie traten in einen kleinen, erleuchteten Saal, der für Festlichkeiten bestimmt zu sein schien und mit alten kostbaren Möbeln ausgestattet war. Die Fenster waren mit

schwarzen Gardinen dicht verhängt, so daß sie von der Straße aus unerleuchtet erschienen. In dem Saale befand sich niemand. Beim Lampenlicht erkannte auch Enrico den Indio. Es war ein schlanker, kräftiger Bursche mit regelmäßigen Gesichtszügen. Sein blauschimmerndes schwarzes Haar war von perlengeschmückten Bändern zusammengehalten; sein Poncho und die Chiripa befanden sich in ordentlichem Zustand. In seinem Gürtel steckten einige Messer.

Juan und Enrico ließen sich an der langen Tafel in der Mitte des Saales nieder. Auf silbernen Schüsseln gab es Backwerk, und in mehreren Kühlern standen Weinflaschen, ein Zeichen, daß Gäste erwartet wurden.

„Ist die Sennora daheim, Pablo?" fragte Juan.

„Nein, sie mit Sennorita und den Peonen nach Hazienda des Sennor Costa. Er sagen, nicht sicher hier."

„Er hat sie wahrscheinlich in Sicherheit bringen wollen, da er es für leicht möglich hält, daß die Spione des Diktators die Versammlung überraschen," wandte sich Juan an Enrico.

„Denkst du an diese Möglichkeit?" fragte dieser etwas betroffen.

„Ich halte es nicht für wahrscheinlich. Wir müssen allerdings sehr auf unserer Hut sein."

„Pablo jetzt gehen," warf dieser ein. „Aufschließen, wenn Sennores kommen."

„Es ist gut, Pablo. Du kannst gehen. Paß aber scharf auf."

Der Indio verschwand.

Der junge Gaucho machte sich's bequem und schenkte sich und dem Freunde ein Glas ein, während Enrico auf jedes Geräusch hörte und mitunter nach dem Fenster ging, hinter den langen Vorhängen verschwand und auf der Straße etwas zu erkennen suchte, wenn sich ein Huftritt hören ließ. Es war jedoch unmöglich, hinabzusehen. Deshalb trat er an den Tisch zurück und setzte sich zu Juan.

„Du bist unruhig, wie mir scheint," bemerkte dieser.

„Ich muß gestehen, Amigo, die Totenstille ringsum, die kahlen Wände und das Dunkel, in dem das ganze Haus liegt, machen auf mich einen unheimlichen Eindruck."

„Dieses Haus ist das gastfreundlichste, das du dir überhaupt denken kannst."

„Mag sein. Vielleicht kann ich auch dadurch, daß wir uns so heimlich hereingeschlichen haben, das Empfinden nicht loswerden, daß irgend eine Gefahr im Anzuge ist. Du brauchst deshalb nicht zu denken, daß ich mich fürchte —"

„Kein Mensch denkt das, mein lieber Enrico. Du bist leider nur zu wagemutig. Mit Schrecken denke ich an jenen Augenblick, wo du dich während des letzten Indianeraufstandes mit in das dichteste

Gewühl hineinstürztest. Ein unbegreifliches Wunder ist es mir heute noch, daß dich nicht einer der vergifteten Pfeile getroffen hat."

„Fast möchte ich wünschen, Juan, es wäre so gekommen."

Juan stand überrascht auf und legte seine Hand auf die Schulter des Freundes.

„Das erstemal, daß ich dich schwermütig finde, Enrico. Du warst doch früher immer der Lustige von uns beiden und ich der Sentimentale."

„Das Geheimnis, das ich dir nicht offenbaren kann, läßt mich nicht froh werden."

Juan schwieg und ließ sich auf seinen Sessel wieder nieder. Nach einer kleinen Pause erwiderte er:

„Enrico, Kopf hoch! Wenn du etwas Schmerzliches erlitten hast, was du dein ganzes Leben nicht vergessen kannst, so weiß ich ein Mittel, um die Grillen zu verscheuchen. Halte es so wie ich; mich richtet immer wieder der Gedanke auf, daß es eine Vergeltung gibt."

Enrico barg sein Gesicht in seine Hände, und brütete vor sich hin. Dann sagte er dumpf: „Also daran erinnerst du mich, Amigo?"

„Nicht wahr, mein Freund, auch dir geht es noch nahe, auch dich schmerzt es noch, das Furchtbare," stieß Juan erregt hervor. Dann sprang er auf, in sein Gesicht schoß das Blut, und seine Augen nahmen einen flackernden Glanz an. „Du kennst ihn ja auch, meinen Vater. Er war so seelengut. Zwar war ich damals erst ein achtjähriger Knabe, doch fühlte ich instinktiv seinen Edelmut und seine hochherzige Sinnesart. Er war so gut mit der Mutter und mit mir, und unser trautes Familienglück wurde durch nichts gestört, bis dann der Wüterich in unser Haus kam. Rosas tat sehr scheinheilig und freundlich mit meinem Vater. Er wollte gern seine Hazienda kaufen und bot einen Preis. Doch dieser war meinem Vater viel zu niedrig, und er antwortete, er würde sie dann lieber verschenken. Darauf ging der Diktator mit der freundlichsten Miene wieder fort.

Obwohl Enrico die Geschichte schon kannte, hörte er gespannt zu. Sein Gesicht war blutleer, und seine schwarzen Augen schienen aus ihren Höhlen herauszutreten.

„Am nächsten Tage kamen seine Schergen," fuhr Juan fort, wobei seine Stimme zu einem dumpfen Flüstern herabsank. „Sie holten meinen Vater ab und brachten ihn nach Santos Lugares. Dort haben sie ihn erschossen."

Eine lange schwüle Pause folgte diesen Worten.

Enrico trat auf den Freund zu und drückte ihm stumm die Hand.

„Ich danke dir, mein teurer Freund," fuhr Juan fort. „Ein guter Bekannter meines Vaters brachte mich heimlich an den Rio Blanco, wo mich Sennor Dorrego als seinen Sohn aufzog. Der Diktator hielt mich für verschollen. Die Mutter, die arme Mutter — sie über-

lebte den Vater nicht lange, sie ist an ihrem Gram gestorben. Und siehst du, Enrico, den Vater zu rächen, ist meine Lebensaufgabe. Deshalb kam ich heute nach Buenos Aires, um das Werk der Verschwörer zu fördern. Gebe uns der Vater im Himmel seinen Beistand."

Enrico sprach kein Wort mehr und starrte düster vor sich hin. In seiner Aufregung bemerkte es Juan nicht. Dieser schritt einige Male hastig auf und ab und blieb dann vor dem Freunde stehen.

„Jenen Augenblick werde ich nie vergessen," sagte er mit verschleierter Stimme. „Die Schurken hatten meinen Vater gebunden und stießen ihn zur Türe hinaus. Händeringend und schreckensbleich lief ihm meine Mutter nach und blickte ihm entsetzt hinterher, als könnte sie das Unmögliche gar nicht fassen. Bis dahin hatte ich mich tapfer beherrscht. Da sah sich mein Vater noch einmal um, so todestraurig, daß ich laut zu weinen begann, und meine Mutter stürzte ohnmächtig zusammen. Enrico," fuhr er, die Fäuste ballend fort, und schien jenem dabei zu wachsen, „ich brauche nur an jenen Augenblick zu denken, so fühle ich mich stark genug, den Kampf mit dem Scheusal aufzunehmen, und fürchte mich vor nichts mehr. Dann weiß ich, daß ich es ihm einst vergelten werde, und dieser Gedanke hält mich aufrecht. Sieh, mein Freund, dieses Mittel wird auch bei dir nicht versagen."

„Für mich gibt es dieses Mittel nicht," erwiderte Enrico leise. „Ich habe nicht zu vergelten, ich habe gutzumachen, und der Gedanke, daß ich dazu außerstande bin, nimmt mir jede Lebensfreude."

„Gutzumachen — du? Unmöglich, Enrico. Du kannst keinem Menschen ein Unrecht zugefügt haben, das nicht wieder auszugleichen wäre. Du kannst höchstens für einen andern gutmachen wollen —"

„Juan!" schrie Enrico auf. „Du weißt also — —"

„Sei still, caro amigo mio. Nichts weiß ich. Aber wenn du dich mir anvertrauen wolltest, so könnte ich dir vielleicht helfen. Vielleicht könnten wir dann zusammen versuchen, das Unrecht zu sühnen." — Juans Stimme nahm einen beruhigenden und zugleich bittenden Ton an. „Mit vereinten Kräften erreicht man mehr, als allein, mein Enrico. Schütte mir dein Herz aus, es wird dir wohltun, und vielleicht ist es gar nicht so schwer, als du denkst. Sieh, ich bin dein einziger Freund, zu dem du Vertrauen haben mußt, und ich werde dir auch helfen können."

Enrico drückte beide Hände vors Gesicht und lehnte seinen Kopf an des Freundes Schulter.

„Unmöglich," sagte er leise, und seine Worte klangen wie ein schweres Stöhnen. „Unmöglich, mein Juan, bei Gott, ich kann es nicht!"

Der junge Gaucho tat, als hörte er die verzweifelten Worte nicht, und redete ihm weiter beruhigend zu.

„Gewiß, mein Freund, du kannst es," sagte er und nahm Enricos

Rechte in die seine. „Du teilst mir deinen Kummer mit, und ich helfe dir, ihn zu tragen und zu beseitigen. Du brauchst nicht so stolz zu sein, daß du mein Anerbieten ablehnst. Ich will es ja nicht umsonst tun, von dir erwarte ich einen Gegendienst. Du weißt ja, welches Wild ich jage. Wenn ich dich an meiner Seite weiß, fühle ich doppelte Kraft in mir, und ich fürchte nur noch eins —"

Enrico trat hastig einen Schritt zurück und stierte Juan fassungslos ins Gesicht, als verstünde er dessen Worte nicht.

„Ich — ich sollte, Juan — —!"

Dann kam wieder Leben in ihn, und er sprach, sich überstürzend, mit der Leidenschaft des Südländers: „Dios mio! Eins fürchtest du noch, Amigo?" Eine furchtbare Ahnung erfaßte ihn. „Was fürchtest du denn noch? Sprich doch, Juan! Warum antwortest du nicht? Por el nombre de Dios, du wirst so bleich — was hast du, amigo mio! Sage mir um Gottes willen, was ist das eine, das du noch fürchtest?"

Juan antwortete nicht sofort. Erschrocken blickte er auf den Freund, da er seine Aufregung nicht begreifen konnte. Dann zwang er sich zur Ruhe und erwiderte gelassen: „Mein Dolch ist für den Diktator geschliffen, und ich fürchte nur das eine, daß er sein Ziel verfehlen könnte!"

Einige Augenblicke war es still zwischen beiden. Enrico verfärbte sich, und ein nervöses Zucken glitt über sein Gesicht. Wie vom Schlage getroffen, sank er dann auf seinen Sessel nieder und starrte fassungslos zu Boden.

„Das also ist's!" kam es tonlos von seinen Lippen.

Juan war aufs höchste betroffen. Er hatte jubelnde Zustimmung erwartet, ja sogar gehofft, Enrico würde ihm von selbst das Anerbieten machen, beim Sturze des Tyrannen mitwirken zu dürfen, eine Tat, die jeden Unitarier begeistern konnte, wievielmehr noch den Freund! Statt dessen war er über seine Worte erschrocken und blickte ihn wie entgeistert an. Ein böser Verdacht wollte sich in ihm regen. Sollte der Freund, auf den er baute, wie auf keinen andern Menschen, nach dem er sich gesehnt hatte, wie sich nur ein treuer Freund sehnen kann, ein Anhänger des Diktators sein und ihn in die Falle locken wollen? Doch er gab den Gedanken sofort wieder auf. Wäre Enrico wirklich ein Föderalist, so würde er ihm völlige Ergebenheit vorgeheuchelt haben, aber nicht über seinen Plan derart erschrocken sein. Fast zürnte er sich, daß er den Freund so hatte verdächtigen können. Doch, wie hatte er sich sonst sein Benehmen zu erklären?

In diesem Augenblick klopfte es leise. Gespannt wandten sich beide nach der Türe um und griffen unwillkürlich zum Messer.

„Entra."

Die Tür öffnete sich ein wenig und schlangengleich wand sich der Indio durch den Spalt.

„Was gibt's?" fragte Juan.

„Still!" raunte Pablo. „Bluthunde des Diktators schleichen um Quinta, Leute von böser Mazorka."

„Hast du erkennen können, wieviel?"

„Nein, aber hören. Ohr von Pablo gut, er hören Katze laufen. Es sein zwölf oder fünfzehn."

„Und der Oberst ist noch nicht zurück?"

„Er kommen erst in einer Stunde."

„Weißt du, wohin er gegangen ist?"

„Er gehen in Quinta von Sennor Ortega."

„Cielo mio! Enrico, hast du's gehört? Er ist zu Sennor Ortega gegangen, den die Soldados abgeführt haben."

„Dann ist er wahrscheinlich auch ergriffen worden."

„Seit wann ist er denn fort?" fragte Juan den Indio hastig.

„Seit heute mittag."

„Diablo, dann ist es zu spät. Wahrscheinlich befindet er sich schon hinter Schloß und Riegel."

„Wir müssen fort, Enrico. Ich denke, daß wir durch die geheime Tür im Gitter unbemerkt entkommen werden. Hast du an jener Pforte jemand bemerkt, Pablo?"

„Pablo niemand hören, nur am Tor."

„Gut. Also komm, Enrico."

Vorsichtig schritten sie durch die dunklen Zimmer wieder zurück. Pablo ging voran.

„Hole du die Pferde," flüsterte Juan ihm zu. „Für dich auch eins. Wir gehen inzwischen nach der geheimen Tür."

Sie hatten das letzte Gemach erreicht. Leise schloß der Indio auf, öffnete und trat hinaus. Er blieb stehen und horchte, doch schien er nichts zu vernehmen. Juan und Enrico folgten ihm.

Eben wollte der junge Gaucho die Tür hinter sich schließen, als er sich von drei Männern ergriffen und zu Boden gerissen fühlte. Jede Gegenwehr war vergeblich, ja unmöglich, die vermummten Gestalten schienen ihr Handwerk zu verstehen. Sie hielten ihn an Händen und Füßen fest und umwickelten ihn mit einem Lasso so fest, daß er die Arme nicht mehr rühren konnte.

Dann rissen sie ihn wieder auf. Die Füße hatte er frei.

Einer der Embozados (Vermummte, Verlarvte) machte sich an seiner Blendlaterne etwas zu schaffen, die im nächsten Augenblick einen hellen Schein nach der Türe warf, aus der sie eben gekommen.

„Hinein!" kommandierte einer von ihnen. „Vielleicht können wir das ganze Nest ausräuchern."

Beim Scheine der Laterne bemerkte Juan Enrico neben sich, der ebenso gefesselt war, wie er selbst. Den Indio konnte er nicht entdecken, er schien entkommen zu sein.

„Nur Mut, Amigo!“ flüsterte Juan dem Freunde zu. „Verzweifle nicht. Noch ist nichts verloren.“

„Schweig', Halunke!“ herrschte ihn ein Embozado an. Dabei fühlte er einen Schlag unter das Kinn, daß ihm beinahe die Besinnung schwand.

Von zehn Fäusten wurde jeder von den beiden Gefangenen vorwärtsgestoßen, bis sie wieder in dem erleuchteten Saale ankamen. Die Mazorkaleute hatten vorher ihre Waffen zur Hand genommen, da sie auf Widerstand zu stoßen glaubten, und waren sehr überrascht, als sie niemand erblickten. Einer von ihnen, dessen Gesicht eine Larve verdeckte, stellte sich in drohender Haltung vor Juan auf und schrie ihn an: „Antworte, du picaro (Lumpenkerl), wo sind die übrigen?“

Juan schwieg und sah den Verlarvten, ohne mit einer Wimper zu zucken, fest an. Schon wollte dieser die Hand zum Schlage erheben, als sich ein anderer zwischen sie drängte.

„Halt, Companero!“ rief er, „der Bursche gehört mir.“

Juan erkannte in ihm den Leutnant der Lanceros, dem er heute entkommen war.

„Nicht wahr, Bürschchen, das hättest du nicht gedacht, daß ich dich so bald fassen würde,“ höhnte er und entstellte sein blatternarbiges Gesicht durch ein hämisches Grinsen noch mehr. „Don Manuel hat mir angedroht, daß es mich den Kopf kosten würde, wenn ich dich nicht zurückbrächte. Diesen Schmerz hast du mir nicht antun wollen und dich erwischen lassen. Nun ist es allerdings um deinen Kopf geschehen.“

Der Embozado nahm seine Larve vom Gesicht und gab sie dem Leutnant. Es war derselbe Sennor mit dem Spitzbubengesicht, der ihnen auf der Calle Rivadavia nachgefolgt war, bis sie in die Nebenstraße einbogen. Mit einer Miene, die jede Vertraulichkeit abwies, sagte er zu dem Offizier:

„Bewacht den Menschen, Sennor Ramirez. Ihr bürgt für ihn. Ich werde inzwischen das Haus durchsuchen lassen und mir einmal den andern etwas genauer betrachten.“

Darauf wies er sechs von seinen Leuten an, alle Räume der Quinta sorgfältig abzusuchen, und sobald sie etwas Verdächtiges bemerkten, ihn zu rufen. Die sechs Vermummten verschwanden, ebensoviele blieben im Saale zurück. Juan musterte diese genau, erkannte aber außer dem Leutnant und dem Führer der Gesellschaft keinen, da sie alle verlarvt waren. Enrico war sehr gelassen und betrachtete die Gruppe mit finsteren Blicken.

„Nun wollen wir einmal sehen, welchen Vogel wir hier gefangen —“

„Don Alfonzo de Castarea,“ rief Enrico. „Wer gibt Euch das Recht, mich niederwerfen und fesseln zu lassen?“

Betroffen hielt dieser inne und starrte jenem ins Gesicht. Im ersten Augenblick fand er kein Wort.

„Don Enrico de Ros — —" murmelte er.

„Still, Sennor, schweigt! Löst vor allem meine Fesseln!"

Juan war aufs höchste verwundert über die Wirkung, die Enricos Worte auf den Mazorkaführer machten und sah den Freund verständnislos an.

„Ihr Cochinos (Schurken)!" schrie jener seine Leute an. „Wie konntet ihr es wagen, unsern erlauchten Don Enrico zu fesseln? Was steht ihr noch da und wartet! Ich soll wohl mit dem Messer nachhelfen? Vorwärts, löst sofort seine Fesseln!"

Während die Embozados dem Befehl nachkamen, wandte sich Don Alfonzo wieder an Enrico.

„Euer Gnaden werden mir verzeihen, daß ich mich in der Dunkelheit geirrt habe. Ich glaubte einen von den verwünschten Unitariern vor mir zu haben, die in dieser Nacht in dieser Quinta eine Versammlung abhalten wollten. Ich wußte ja nicht —"

„Habt Ihr nicht meinen Wink bemerkt, den ich Euch auf der Calle Rivadavia gab?" fragte Enrico streng, der inzwischen von seinen Fesseln befreit war.

„Gewiß, Euer Gnaden. Ich verstand sehr wohl, was Ihr meintet, nämlich, daß ich den Burschen nicht weiter verfolgen sollte, da er Euch sicher wäre."

„Ihr seid doch ein Caballero, Don Alfonzo?"

„Zweifelt Ihr daran?"

„Nein. Nur möchte ich Euch darauf aufmerksam machen, daß ein Caballero auch gegen seine Gefangenen höflich ist."

„Euer Gnaden werden vergeben, aber dieser Sennor ist ein Verräter. Er hat sich als Unitarier zu erkennen gegeben, nicht einmal bestritten hat er's. Er war sogar so vermessen, daß er es wagte, Don Manuel zu beleidigen; seine Cinta warf er dem Leutnant vor die Füße."

„Wenn er den Diktator beleidigt hat, wird dieser ihn dafür bestrafen, und nicht Ihr. Ich befehle Euch, daß Ihr sofort auch seine Fesseln lösen laßt."

Sennor Castarea traute seinen Ohren nicht.

„Vergebung, Euer Gnaden. Ihr wollt diesen gefährlichen Menschen freilassen?"

„Darum habt Ihr Euch nicht zu kümmern. Ich wünsche, daß Ihr sofort meinen Befehl vollzieht."

Jener wurde immer unruhiger. „Euer Gnaden werden entschuldigen, wenn es mir unmöglich ist, Euerm Befehl zu gehorchen. Ich bin Euer ergebenster Diener und stelle meine Person völlig zu Eurer Verfügung. Doch freilassen kann ich diesen Sennor nicht."

„Warum nicht?"

„Hier ist der schriftliche Befehl des Diktators," erwiderte er, wobei er ein Aktenstück aus der Tasche zog. „Er lautet, jenen Menschen, welcher es wagte, die Würde Seiner Exzellenza auf offener Straße aufs gröblichste zu insultieren, auf jeden Fall zu ergreifen und morgen früh um sechs Uhr in Santos Lugares standrechtlich zu erschießen. Ich verwirke mein Leben, Euer Gnaden, wenn ich den Sennor freigebe."

Enrico warf Juan einen schnellen Blick zu, um ihn zu ermutigen, doch dieser zeigte nicht das geringste Erschrecken.

„Nun gut, ich sehe, daß Ihr diesen Befehl des Diktators nicht umgehen könnt, Don Alfonzo," erwiderte er. „Bis um sechs Uhr sind es noch acht Stunden. Wie lange braucht Ihr mit dem Gefangenen bis zum Gefängnis?"

„Anderthalb Stunden."

„So werdet Ihr bis halb fünf hier mit dem Gefangenen warten, bis ich wieder zurückkomme."

„Wenn es Euer Gnaden so beliebt, selbstverständlich."

„Vorher noch einige Fragen. Ihr habt Sennor Ortega gefangengenommen?"

„Allerdings, Euer Gnaden."

„Ihn allein oder noch einen andern?"

„Den Obersten Costa trafen wir bei ihm. Auch ihn habe ich verhaftet."

„Madre di Dios!" entfuhr es Juan, der für das Leben dieser beiden wackeren Patrioten besorgt war. Enrico gab ihm einen leisen Wink, sich zu beruhigen.

„Wo befindet sich Sennor Costa jetzt?" fuhr er fort, sich zu erkundigen.

„Er liegt gefesselt unten im Garten. Ich habe ihn mit hierhergebracht, weil ich seiner Quinta auch einen Besuch abstatten wollte. Er sollte mir dabei seine geheimen Gemächer zeigen. Man munkelt nämlich davon, daß sich hier eine Menge Waffen befänden, die die Unitarier gut versteckt hätten."

Juan folgte dem Gespräch in höchster Spannung und war nicht wenig erstaunt, wieviel den Spionen des Diktators zu Ohren gekommen war.

„Laßt den Obersten heraufholen," befahl Enrico.

Sennor Castarea schickte sofort zwei Mann hinunter in den Garten.

„Ich bitte Euch, Sennor, mir noch einige Fragen zu beantworten," wandte sich Enrico wieder an den Führer der Embozados. „Wie kamt Ihr auf den Gedanken, gerade bei Sennor Ortega eine Haussuchung vorzunehmen?"

„Da wir unsern Zweck erreicht haben, Euer Gnaden, kann es uns nicht mehr schaden, wenn dieser Sennor es erfährt, da er ja morgen

früh füsiliert wird. Seine Exzellenza erhielt einen Brief, in welchem Sennor Ortega sehr verdächtigt wurde. Darauf erhielt ich den Befehl, ihn in seinem Hause heute abend zu verhaften."

„Wißt Ihr, wer den Brief geschrieben hat?"

„Ja. Ein Diener des Sennor Ortega."

„Wie hieß er?" warf Juan hastig dazwischen.

Don Alfonzo warf ihm einen strengen Blick zu. „Ihr habt kein Wort zu sprechen, Sennor. Andernfalls sehe ich mich gezwungen, Euch knebeln zu lassen."

„Ich interessiere mich ebenfalls für seinen Namen," fuhr Enrico fort. —

„Er heißt Pepe Molino. Hier steht der brave Bursche." Dabei veranlaßte er einen der Vermummten, seine Larve abzunehmen. Juan kannte ihn und wußte, daß ihm Sennor Ortega das größte Vertrauen geschenkt hatte. Er selbst hätte es nie für möglich gehalten, daß er es mißbrauchen könnte. Daher war er sehr überrascht und warf ihm einen verächtlichen Blick zu. Der Peon zeigte nicht die geringste Verlegenheit, sondern fixierte ihn mit einem frechen, höhnischen Lächeln.

„Hat sich Sennor Ortega bei seiner Verhaftung gewehrt?" fragte Enrico weiter.

„Er hätte es sicher getan, Euer Gnaden, wenn es ihm möglich gewesen wäre, und wir hätten gewiß einige Messerstiche zu kosten bekommen. Doch unser wackerer Pepe, der uns heimlich eingelassen hatte, ging auf den Verräter zu, packte ihn plötzlich von hinten, so daß wir leichtes Spiel hatten. Den alten Obersten konnten wir nach kurzem Kampfe überwältigen. Ich hoffe, Don Enrico, daß Ihr Euch bei Eurer bekannten Leutseligkeit für mich beim Diktator verwendet, und ich würde den Segen aller Heiligen auf Euch herabflehen, wenn Don Manuel de Rosas mir für diesen ausgezeichneten Fang eine besonders gute Belohnung zuerkennen würde."

Juan verfärbte sich bei diesen Worten und sah Enrico fragend an. War sein Verdacht also doch begründet? Zweifellos hatte er einen großen Einfluß auf den Diktator. Entweder bekleidete er eine hohe Stellung bei ihm oder war gar mit ihm verwandt!

Enrico bekämpfte eine kleine Verlegenheit und sagte zu Don Alfonzo: „Schweigt, Sennor. Davon reden wir später. Ihr habt nur das zu beantworten, was ich Euch frage. Warum habt Ihr auch Sennor Costa verhaftet, obwohl Euer Befehl gar nicht dahin lautete?"

Sennor de Castarea war über diese Frage erstaunt. Doch er zögerte nicht mit der Antwort.

„Wer mit einem Hochverräter verkehrt, wird auch seine Gesinnung teilen, Euer Gnaden. Außerdem sagte mir Pepe, er hätte die beiden

belauscht und gehört, daß bei Sennor Costa heute nacht eine Versammlung der Unitarier stattfinden würde."

Enrico wollte sich eben wieder an Don Alfonzo wenden, als die beiden Leute wieder eintraten, die dieser hinabgeschickt hatte, um den gefesselten Obersten heraufzuholen.

„Nun, du estupido, wo hast du denn Sennor Costa?" fragte den ersten Castarea barsch.

„Don Alfonzo werden entschuldigen," erwiderte der Gefragte zaghaft. „Der Oberst ist nicht mehr da."

Jener sah ihn mit seinen kleinen, stechenden Augen durchdringend an. „Was sagst du, du Schurke?" schrie er ihn wütend an. „Der Oberst nicht mehr da? Habt ihr denn den Garten sorgfältig abgesucht?"

„Jeden Winkel, Don Alfonzo."

„Ihr hattet ihn doch so fest gebunden, daß er den Lasso unmöglich von sich abstreifen konnte?"

„Er ist befreit worden. Wir fanden den Lasso zerschnitten an der Stelle, wo der Oberst gelegen hatte."

„Caramba! Wer kann ihn denn befreit haben? Pepe Molino," herrschte er diesen, vor Aufregung zitternd, an, „du sagtest doch, es könnte sich niemand im Hause befinden."

„So ist es, Sennor," erwiderte der Peon schüchtern. „Wenn der Oberst nachts Gäste erwartete, hat er seine Diener stets nach seiner Hazienda stromaufwärts geschickt. Ausnahmsweise scheint heute einer zurückgeblieben zu sein."

„Tormenta!" schrie er seine Leute an. „Was steht ihr noch da, ihr Cochinos? Hinunter mit euch Schuften! Vorwärts in den Sattel und jagt dem Verräter nach! Reitet nördlich nach dem Flusse zu, wahrscheinlich ist er nach seinem Gute am La Plata. Celeridad!"

Der Leutnant, Pepe und die drei andern waren im Nu hinter der Türe verschwunden. Don Alfonzo befand sich in äußerster Erregung und lief einmal keuchend und gestikulierend im Saale auf und ab. Dann stürzte er nach der Tür, riß sie auf und rief den Embozados nach: „Dreitausend Pesos dem, welcher den Obersten erwischt!"

Er trat zu Don Enrico zurück, und sagte, sich zur Ruhe zwingend: „Euer Gnaden werden mir bestätigen, daß ich an dem Entkommen des Obersten schuldlos bin. Ich habe meine Pflicht getan und kann nichts für unvorhergesehene Zwischenfälle."

„Im Gegenteil," erwiderte dieser streng.

„Wie meinen das Euer Gnaden?" fragte Castarea ängstlich.

„Ihr habt Eure Pflicht vernachlässigt, Sennor, denn sonst hättet Ihr eine Wache bei dem Obersten zurücklassen müssen. Ihr werdet vom Diktator nicht das Beste zu erwarten haben."

Castarea wurde noch um einen Schein bleicher, er kannte den

Jähzorn Don Manuels, und es konnte leicht möglich sein, daß er selbst morgen nach Santos Lugares vor die Gewehrläufe der Tiradores wandern mußte.

„Und Ihr werdet das Seiner Exzellenza berichten?" fragte er mit ängstlicher Spannung.

„Ich werde tun, was ich für meine Pflicht halte," antwortete Enrico hoheitsvoll.

„Ich gebe die Hoffnung noch nicht auf, Euer Gnaden. Meine Leute werden den Obersten zurückbringen. Ich kenne sie."

In diesem Augenblick öffnete sich die Türe, die Männer traten wieder ein, außer Pepe.

„Ihr seid schon wieder zurück?" fragte Don Alfonzo erstaunt. „Wo habt ihr ihn?"

„Wir können ihn nicht verfolgen, Don Alfonzo," antwortete der Leutnant.

„Wieso — —?"

„Er und sein Befreier haben unsere Pferde mitgenommen."

„Caracho! Habt ihr nicht sofort aus dem Stalle andere Pferde holen lassen?"

„Ich schickte Pepe in den Stall, da er wußte, wo er liegt. Dort standen zwei Pferde, ein Brauner und ein Rappe. Er bestieg den Braunen, wurde aber sofort wieder abgeworfen und scheint eine Rippe gebrochen zu haben."

„Mein Brauner duldet keinen andern auf seinem Rücken," warf Juan lächelnd ein. „Ich freue mich, daß er mit mir eines Sinnes ist und diesem Molino seinen wohlverdienten Lohn gegeben hat."

Castarea warf ihm einen wütenden Blick zu. „Schweig', du Hund!" brüllte er ihn an, da er sich nicht mehr beherrschen konnte.

Enrico trat jetzt einen Schritt auf den Rasenden zu.

„Don Alfonzo de Castarea," sagte er in ruhigem, strengem Ton, „Ihr habt Euch des Vertrauens, das Euch Don Manuel de Rosas geschenkt hat, gänzlich unwürdig gezeigt. Daß Ihr beim Obersten keine Wache zurückließet, ist ein großer Fehler, der Euch jedoch schließlich zu verzeihen ist. Unentschuldbar ist es, daß Ihr zu den Pferden, die außerhalb des Gartens standen, keine Wache stelltet, und das wird Euch teuer zu stehen kommen. Hättet Ihr Eure Pflicht richtig erfüllt, so wäre es dem Obersten unmöglich gewesen, zu entwischen."

Don Alfonzo wollte etwas erwidern, und brachte einige stotternde Worte hervor, doch Enrico schnitt ihm durch einen Wink jede Entgegnung vom Munde ab.

Jetzt öffnete sich die Tür wieder. Die Männer, welche abgeschickt waren, um das Haus zu durchsuchen, traten ein und meldeten, daß sie nichts Verdächtiges gefunden hätten.

Darauf winkte Enrico den Leutnant zu sich heran und befahl ihm, Juan von seinen Fesseln zu befreien.

„Das ist unmöglich!“ schrie Don Alfonzo dazwischen.

„Ihr habt zu schweigen, Sennor.“

„Hier ist der Befehl Seiner Exzellenza!“

„Ich werde verantworten, was ich tue. Ihr könnt Euch in diesem Punkt ganz auf mich berufen.“

Castarea starrte Enrico verständnislos an. Dann wandte er sich an die Umstehenden und sagte, sie seien Zeugen, daß Don Enrico ihn wider den Befehl Don Manuels gezwungen habe, den Verhafteten freizugeben. Diese nickten zustimmend.

Juan, den der Leutnant inzwischen losgebunden hatte, trat auf Enrico zu und fragte ihn ernst: „Was hat das zu bedeuten, Enrico? Ich verstehe dich nicht. Bist du denn ein Anhänger —“

„Gedulde dich jetzt einstweilen, mein Freund,“ erwiderte er mit schlecht verhehlter Zärtlichkeit. „Zur rechten Zeit werde ich dich aufklären.“

Dann forderte er Don Alfonzo und seine Leute auf, das Haus zu verlassen, und den verwundeten Pepe mitzunehmen. Er folgte ihnen mit Juan nach dem Stalle und bat den Freund unterwegs leise:

„Amigo, ich bitte dich, frage nicht weiter.“

Sie führten ihre Pferde nach dem Tore, das die Embozados inzwischen geöffnet hatten, und stiegen auf.

Juan war durch dieses unerwartete Ereignis und durch das Benehmen Enricos so benommen, daß er keinen klaren Gedanken fassen konnte. Nur das eine war ihm deutlich, daß jener zur Partei seiner Gegner gehörte, wenn er sich auch nicht als solcher gezeigt hatte. In seiner Aufregung sagte er unwillkürlich: „Enrico, du bist Föderalist?“

Dieser reichte ihm die Hand hinüber und sah beim Scheine einer Blendlaterne, daß er sehr bleich war. Dann sagte er, ohne Juans Frage zu beantworten, in herzlichem Ton: „Wir müssen uns jetzt trennen, amigo mio. Ich bitte dich, dein Versprechen zu halten, bis ich selbst es dir zurückgebe. Vielleicht lasse ich dir in einiger Zeit eine Nachricht zukommen. Denke in der herrlichen Pampa, in der wir unsere Jugend zusammen verlebten, mitunter an deinen Enrico. Und nun lebe wohl, mein Juan, Gott beschütze dich!“

Der junge Gaucho schlug in die Hand des Freundes ein und erwiderte den warmen Druck. Wortlos wendete er darauf sein Pferd und ritt in die dunkle Nacht hinein. —

2. Der Pampero.

„Beim Himmel, wir sind gut geritten. Bis zum Strome sind es höchstens noch fünf Leguas. Vorwärts!"

„Wieso, Don Juan?"

„Seht Ihr dort drüben den Nebelstreifen, Don Carlos? Er lagert über dem Silberstrom, ich kann sogar das Ufergebüsch erkennen."

„Schon der La Plata? Alle Wetter! Hätte eine solche Leistung meinem Gaule gar nicht zugetraut.

„Ihr unterschätzt unsere Pampaspferde," erwiderte Juan, der im Gegensatz zu den übrigen Gauchos seinen stattlichen Braunen ritt. „Sie sind klein und mager, aber flink wie der Wind und haben Sehnen von Eisen."

Die beiden jungen Männer ritten der kleinen Kavalkade voran, die in scharfem Tempo auf den Strom zuhielt. Ihnen folgten vier Peonen.

Juan, in derselben gefälligen Gauchotracht, welche er in Buenos Aires getragen hatte, legte mitunter die Hand über die Augen und spähte nach Osten, doch ließ er sie stets enttäuscht wieder sinken. Nach kurzem Schweigen wandte er sich wieder an seinen Gefährten.

„Eure fremdländische Kleidung muß Verdacht erregen, Don Carlos. Es ist unbedingt nötig, daß Ihr Euch in der Hazienda des Obersten umzieht, denn in Eurer Lodenjoppe könnt Ihr Euch in der Stadt unmöglich sehen lassen."

„Pflegt man denn in der Argentinischen Republik den Ausländern besondere Schwierigkeiten zu bereiten?"

„Im allgemeinen nicht, Sennor. Aber — nehmt mir's nicht übel — gerade auf die Deutschen hat es der Bluthund in der Hauptstadt am meisten abgesehen. Es scheint ihm zu Ohren gekommen zu sein, daß die deutschen Ansiedler den Unitariern zuneigen."

„Nun, es ist eben wider ihre Natur, sich von dem Diktator wie willenlose Sklaven behandeln zu lassen," antwortete Karl Burck etwas erregt. „Ueber zwanzig Jahre bereits knechtet er das Land wie ein Tyrann. Wie viele Tausende hat er nicht schon in Santos Lugares erschießen lassen, nur aus dem Grund, weil sie ihm verdächtig erschienen. Und es waren gerade die besten Patrioten —"

„Por el nombre de Dios, schweigt, Amigo, um Gottes willen, schweigt!" unterbrach ihn Juan mit heiserer Stimme. „Erwähnt mir das Scheusal nicht, das unser schönes Vaterland zugrunde richtet. Ich habe —"

Er brach plötzlich ab. Sein Gesicht nahm einen starren, toten Ausdruck an, und nur die Augen schienen lebendig. Sie flackerten unruhig und verrieten die schwer verhaltene Leidenschaft, die seine Brust

durchwühlte. Dann fuhr er schwer atmend fort, die Hand um den Dolchgriff geballt: „Doch es kommt der Tag, Don Manuel de Rosas, vielleicht ist er nicht mehr fern, der Tag der Rache! All deine Bluttaten sollen dir bezahlt werden. Dieser Dolch ist für dich geschliffen, und erst, wenn er sich dir ins Herz bohrt, wird das Land wieder frei aufatmen können. Muerte los Foederalistos!“

„Muerte los Foederalistos!“ erwiderten hinter ihm die Peonen. „Tod den Föderalisten!“

Mit Erstaunen hatte der junge Deutsche bemerkt, wie plötzlich in seinem Gefährten die Leidenschaft aufgewallt war. Er glaubte sie nicht allein auf die leichte Erregbarkeit des Südländers zurückführen zu dürfen, sie mußte einen tieferen Grund haben. Doch fragte er ihn nicht danach.

Inzwischen waren sie in einem gemäßigteren Tempo weitergeritten. Die Sonne senkte sich bereits blutrot zum Horizont, am Himmel war kein Wölkchen zu sehen. In der Ferne schimmerte die unübersehbare Fläche des La Plata, der an jener Stelle mehr als acht deutsche Meilen breit ist. Das Gelände, das die kleine Gesellschaft durchritt, hatte den Charakter der Pampas und war eine weite, ebene, mit kurzem Gras bewachsene Fläche, die hin und wieder mit Kakteen bestanden war. Je näher sie dem Fluß kamen, um so zahlreicher wurden die kleinen Baumbestände, unter denen die Ombus mit ihren weiten, schattenspendenden Kronen am meisten vertreten waren.

Karl Burck überragte seinen spanischen Gefährten um bedeutendes, auch war er kräftiger und muskulöser gebaut. Seine Haltung war straff und aufrecht, sein Blick scharf und selbstbewußt. Juan dagegen war ein echter Sohn der Pampas, flink und gewandt wie die Pampaspferde, zäh und ausdauernd.

„Was grübelt Ihr, Don Juan?“ begann der Deutsche nach einiger Zeit wieder. „Macht Ihr Euch vielleicht Sorgen um Euern Vater, weil wir ihn allein am Rio Blanco zurückgelassen haben?“

„Meinen Vater?“ fuhr der Angeredete hastig auf. „Meinen Vater? Carlos,“ rief er in durchbrechender Leidenschaft, „dürfte ich mir doch um ihn noch Sorge machen, wie wäre ich glücklich! Aber meine Gedanken können ihn ja nicht zurückrufen — sie quälen und verfolgen mich, und treiben mich ruhelos umher, bis ich ihn erreicht habe, dann, Carlos —“

„Aber, Juan, warum so aufgeregt? Ich verstehe Euch nicht. Euer Vater lebt doch?“

Der junge Gaucho schüttelte mit einem schmerzlichen Lächeln das Haupt. „Ihr sprecht von Sennor Dorrego; doch dieser ist nur mein Pflegevater,“ erwiderte er ruhig. „Ich heiße Juan de Garcia und bin ein Grande aus edlem Geschlecht. Der Diktator hatte es auf die reichen Güter meines Vaters abgesehen, und da er sie von ihm nicht

durch Kauf, oder was dasselbe bedeutet, durch Betrug erlangen konnte, hat er ihn vor die Scharfschützen in Santos Lugares gestellt. Oberst Costa brachte mich heimlich zu Sennor Dorrego, der mich als seinen Sohn aufzog. Und wie mir ist es tausend anderen auch ergangen. Das Herz blutet mir, da ich mein Vaterland leiden sehe, und ich kenne keinen andern Gedanken mehr, als es von seinem Henker zu befreien. Schaut dort hinüber, Amigo. Seht Ihr den rauchenden Trümmerhaufen? Ein Werk des Bluthunds. Dort stand bis vor wenigen Tagen noch eine stattliche Estanzia, sie gehörte einem Unitarier, einem edlen, hochherzigen Patrioten, Sennor Ortega. Daß er noch lebt, bezweifle ich. Entweder haben ihm die Celadores (Spione) die Kehle abgeschnitten, oder er ist im Gefängnis erschossen. Mit ihm haben wir eine unserer besten Stützen verloren."

„Furchtbar," erwiderte Burck erschüttert. Das ganze Land wird allmählich ein einziger Trümmerhaufen. Erst wenige Monate halte ich mich in der Republik auf, und wieviel Grauenhaftes habe ich schon gesehen. In Argentinien hoffte ich eine neue Heimat zu finden und kann vielleicht morgen schon Leben und Vermögen verloren haben."

„Ihr werdet in Argentinien eine neue Heimat finden und das Land lieben lernen, das Ihr mit eigener Hand bebaut habt," antwortete Juan, „Ihr wißt, es ist ein schönes Land, unser Argentina, und wenn Ihr in ihm Euer zweites Vaterland finden wollt, so müßt Ihr's Euch mit der Waffe in der Hand erkämpfen; erst dann wird es Euch lieb und wert sein. Carlos, a la muerte por Argentina — bis zum Tod für Argentinien!"

Burck reichte ihm die Hand hinüber, die jener mit warmem Druck ergriff.

„Ihr dürft nicht glauben, lieber Don Juan," sagte er etwas beschämt, „daß mir mein Wohl mehr am Herzen lag als die gute Sache Argentiniens. Ich denke, Ihr kennt mich genügend, um zu wissen, daß ich überall dabei bin, wo es gilt, das Recht zu verteidigen. Und das Recht des Landes wird mit Füßen getreten, schon deshalb drängt es mich, mich seinen kühnen Befreiern anzuschließen."

„Oh salve Carlos! So höre ich Euch gern, und wenn jeder Deutsche im Lande denkt wie Ihr, dann kann es um die Sache der Unitarier nicht schlecht stehen. Der Puma wird brüllen in seiner Höhle, wenn ihn unsere Gewehre wecken."

Die Reiter waren unwillkürlich in ein langsameres Tempo verfallen. Die vier Peonen unterhielten sich leise, während Juan aufmerksam das Gelände musterte und scharf nach Südosten spähte. Weit und breit war kein Mensch zu sehen, nichts als die von kleinen Baumbeständen unterbrochene freie Pampas.

„Ihr wundert Euch, daß der Indio noch nicht zu uns gestoßen ist?"

wandte sich Burck nach kurzem Schweigen an Juan, der sich ernsten Gedanken hinzugeben schien.

„Ich brenne darauf, zu erfahren, was Pablo in der Stadt ausgerichtet hat und was für Nachrichten er mir bringen wird." Damit hielt Juan sein Pferd an und sprang aus dem Sattel. „Hier wollte ich mit ihm zusammentreffen," erklärte er. „Leider ist er noch nicht da, und wir sind gezwungen, auf ihn zu warten."

Sie befanden sich vor einem kleinen Ombushain, deren es im Umkreis sehr viele gab. Juan hatte gerade diesen zum Treffpunkt gewählt, weil man von ihm aus einen unbehinderten Blick nach dem Strom und nach Südosten hatte, in welcher Richtung Buenos Aires lag. Burck und die Peonen sprangen ebenfalls aus dem Sattel und banden ihre Pferde mit den Lassos an Baumstämme.

Juan und der junge Deutsche spähten eifrig nach der Richtung, aus der sie den Indio erwarteten. Nach einiger Zeit unterbrach Burck das Schweigen: „Hängen Pablos Aufträge mit der Sache der Unitarier zusammen?"

„In gewissem Sinne, Don Carlos," erwiderte Juan nachdenklich. „Ihr wißt, daß ich vor einer Woche in Buenos Aires war."

„Gewiß. Ihr hattet mir sogar erzählt, daß die in die Quinta des Obersten berufene Versammlung vereitelt wurde durch die Verhaftung der Sennores Costa und Ortega."

„Oberst Costa ist ja durch unsern braven Pablo befreit worden. Der Bursche war sogar so schlau, die Pferde der Mazorkaleute mitzunehmen, um eine Verfolgung zu vereiteln. Doch um Sennor Ortega mache ich mir die größten Sorgen, und über ihn soll mir der Indio hauptsächlich Nachricht bringen."

„Sein Schicksal ist doch leider meiner Ansicht nach sehr klar. Hinter wem sich die Mauern von Santos Lugares geschlossen haben, der ist verloren."

Juan schwieg und grübelte. „Und doch habe ich große Hoffnung, ja die Gewißheit, daß er gerettet worden ist."

„Gäbe Gott, daß Ihr recht hättet. Was berechtigt Euch aber dazu?"

„Mein Freund hat mir sein Ehrenwort gegeben."

Verträumt sah der junge Spanier hinüber nach dem fernen, silbern glänzenden La Plata, und ein glückliches Lächeln lag auf seinen Zügen. Die Erinnerung an die vor Jahren mit dem Freund verlebten Stunden war das Beste, was er besaß.

Karl Burck sah ihn befremdet von der Seite an.

„Von wem sprecht Ihr denn, Don Juan?"

„Von wem ich spreche? Nun, von wem soll ich sprechen, wenn nicht von ihm, von dem treuesten und besten Menschen!" stieß er impulsiv hervor. „Enrico! Was liegt für mich in diesem einen Wort! Eine

Jugend voll Freude und Glück, eine Zukunft voll schönster Hoffnungen. Er ersetzte mir Vater und Mutter, war der einzige, zu dem ich Vertrauen besaß, bei dem ich mich wohl fühlte, mein treuer, einziger Freund. Wie schön war jene Zeit, als wir zusammen über die weite Pampa jagten, die Bolas über unsern Köpfen schwingend, oder mit dem Lasso einer Pferdeherde folgten. Damals spotteten wir über die öden und grauen Mauern der Stadt, wenn wir sie in der Ferne liegen sahen, und freuten uns unserer Freiheit. Heute kommen mir dieselben Mauern wie glänzende Paläste einer herrlichen Zauberstadt vor, seit er in ihnen weilt, und mit Sehnsucht spähe ich bisweilen nach ihnen aus."

Leuchtenden Auges sah er nach dem Horizont, wo Buenos Aires liegen mußte, doch war es nicht zu sehen. Es lag viel zu weit entfernt.

Der junge Deutsche hörte jetzt zum ersten Male aus seinem Munde etwas über Enrico und war über diesen begeisterten Ausbruch erstaunt.

„Er also will Sennor Ortega retten?"

Ueber Juans Gesicht glitt ein Schatten. „Ja, Don Carlos. Er gab mir sein Ehrenwort. So sehr mich dies freut, ebensosehr muß es mich betrüben. Seiner Gesinnung nach ist er ein echter Patriot, doch äußerlich ist er ein einflußreicher Föderalist. Ich war erstaunt, welchen Respekt die Offiziere Don Manuels vor ihm hatten. Er scheint einer Familie anzugehören, die dem Diktator sehr nahe steht."

„Wie? Ihr kennt seinen Namen nicht?"

Juan schüttelte den Kopf. „Ich darf ihn auch nicht erfahren. Ich habe es ihm versprochen, mich nicht nach seiner Herkunft zu erkundigen."

„Seltsam. Weshalb hat er eigentlich die Pampas verlassen?"

„Er wohnte am Rio Blanco bei einem Mann, der sich als guten Unitarier ausgab. Man munkelte jedoch, er sei ein guter Freund des Diktators."

Burck antwortete nicht und schüttelte verwundert den Kopf.

In diesem Augenblick tauchte hinter einem der kleinen Baumbestände ein Reiter auf.

„Er ist's," entfuhr es Juans Lippen. Jener winkte mit seinem hellen Sombrero und kam schnell näher. Er verzog sein Gesicht zu einer freundlichen Grimasse, und es blieb unentschieden, ob dies eine frohe Nachricht bedeutete, oder ob es die Freude widerspiegelte, seinen Herrn wiedergefunden zu haben. Inzwischen stiegen Juan und Karl Burck wieder in den Sattel und erwarteten ihn zu Pferde. Die Peonen — dieses Wort wird mit Knecht übersetzt, trifft jedoch den Sinn nicht richtig, da das Verhältnis zwischen Herrn und Diener in Südamerika ein mehr kameradschaftliches ist — banden ebenfalls ihre Tiere los und ritten dem Indio ein Stück entgegen.

„Hast du ihn gesehen?" rief ihm Juan entgegen.

„Pablo Don Enrico nicht sehen. Er sein froh, daß wieder bei lieben Don Juan."

Der Indio lächelte und zeigte seine weißen Zähne. — „Guter Sennor Ortega sein frei. Aber nicht mehr in der Stadt."

Die kleine Reiterschar war inzwischen weitergeritten und hatte die ursprüngliche Richtung beibehalten.

„Weißt du Näheres darüber?"

„Pablo gehen in Quinta von Sennor Ortega. Dort Dienerin sagen, daß Sennor Ortega gleich am nächsten Tage wiedergekommen und mit Lancha gefahren den Silberstrom hinauf. Ich fragen, wohin — sie es nicht wissen. Ich ihr geben eine Perle, sie sagen, daß Sennor Ortega in Estanzia von Sennor Costa."

„Beim Obersten?" rief Juan freudig überrascht. „Dann werden wir ihn also heute noch sehen und er wird es uns ja am besten erzählen können. In spätestens einer halben Stunde sind wir dort."

Pablo gesellte sich zu den vier Peonen, und schweigend ritten sie eine Strecke weiter. Sie waren indessen so weit an den Strom herangekommen, daß sie die Estanzia, die, von hohen Ombus- und Pfirsichbäumen beschattet, an seinem Ufer lag, in ihren Umrissen deutlich unterscheiden konnten.

„Madre di Dios! Was ist das?"

Erschrocken zeigte Juan nach den weißen Mauern der Gebäude, über denen eine dünne, schwarze Rauchwolke sichtbar ward.

„Heilige Mutter! Die Mazorka ist wieder beim Werke."

Er gab seinem Pferde die Sporen und trieb es zu größter Eile an. Die andern Tiere folgten ihm unwillkürlich. In rasender Karriere jagten sie dahin, und die immer häufiger werdenden Gebüsche flogen mit Windeseile an ihnen vorbei. Juan hielt die Blicke unausgesetzt auf die rauchende Estanzia gerichtet, und in seinen Glutaugen flackerte ein grimmiger Haß auf.

Jetzt galt es, einem Parteigenossen beizustehen, den Bluthunden ein Opfer zu entreißen, wenn es nicht schon zu spät war. Er war fieberhaft erregt und spornte sein Pferd zu immer größerer Eile an. Sein Herz drohte stillzustehen bei dem Gedanken, daß er zu spät kommen könnte, daß der brave Estanziero mit seiner Familie in die Hände der grausamen und beutegierigen Henkersknechte gefallen sein könnte. In immer dickeren Schwaden stieg der schwarze Rauch empor — es fielen Schüsse — dann war es ihnen, als hörten sie das rohe Geheul, wie es nur die halbwilden Gauchos ausstoßen können.

„Oh, Dios mio! Es ist zu spät!" keuchte Juan, doch ohne seine Eile zu vermindern.

Ein Ausruf des Schreckens entrang sich den Reitern, als sie die rote Lohe aus dem Giebel des Hauses schlagen sahen. Da völlige Windstille herrschte, fielen die dunklen Rauchwolken nieder und wälzten

sich träge auf dem Boden hin. Dieser Umstand nahm ihnen von Zeit zu Zeit den freien Ausblick auf die Estanzia.

„Celeridad, Don Juan!" rief der Indio mit blitzenden Augen. „Schnell, schnell! Retten lieben Sennor Estanziero — böse Mazorka töten!"

Die Jagd ging in unverminderter Eile fort. Es dauerte nicht lange, so waren sie auf eine halbe Legua herangekommen. Jetzt konnten sie auch die Angreifer unterscheiden. Die Estanzia war rings von Gauchos und einer Schwadron Lanzenreiter eingeschlossen, die die beiden Tore zu stürmen suchten. Sie hatten ein fortwährendes Gewehrfeuer auf die Fenster eröffnet, aus denen, wie die schnell Näherkommenden deutlich sahen, ebenfalls geschossen wurde. Bei der Ueberzahl der Gegner war an ein erfolgreiches Eingreifen in den Kampf nicht zu denken. Trotzdem verminderte Juan seine Eile nicht.

„Wir müssen versuchen, uns durchzuschlagen," rief er seinen Leuten zu, „und mit dem Obersten und seinen Leuten den Strom zu erreichen suchen. Dort liegen stets einige Barquillas, in denen wir sie und uns retten können. Denn zu Lande ist es unmöglich. Alerta!"

In diesem Augenblick erscholl vom La Plata ein dumpfer Donner, dem ein lautes Krachen folgte. Die Donnerschläge wiederholten sich mehere Male. Juan erbleichte.

„Was hat das zu bedeuten, Don Juan?"

„Horrendo! Auch dieser Ausweg ist versperrt!"

„Wieso? Sprecht doch, wird die Estanzia auch vom Wasser aus angegriffen?"

„Das war Kanonendonner," keuchte jener.

„Auf dem La Plata ankert wahrscheinlich eine Brigg des Diktators."

„Nun, gleichviel. Wir versuchen trotzdem, den Bedrängten Hilfe zu bringen. Vorwärts! Das Haus wird gleich zusammenstürzen, und die Eingeschlossenen müssen einen Durchbruch nach der Pampa hin wagen. Dabei werden ihnen unsere Büchsen und Messer gute Dienste leisten. Der Rückzug nach der Pampa bleibt uns ja auf jeden Fall offen."

Und weiter ging es mit übergroßer Anstrengung. Der Kanonendonner dauerte fort.

„Schnell, schnell!" ließ sich Pablo wieder vernehmen. „Sehen Don Juan nicht Lanceros?"

Noch ehe er ausgesprochen hatte, sauste eine Kugel über die sieben Reiter hinweg. Erschrocken wandten sie sich um und sahen auf der rechten Seite schräg hinter sich eine weitere Abteilung Lanzenreiter angesprengt kommen.

„Valga me Dios!" rief Juan entsetzt. „Von allen Seiten ein-

geschlossen — das ist unser sicheres Verderben. Vorwärts! Verkaufen wir unser Leben so teuer als möglich. Vorwärts, nach der Estanzia!"

Einige weitere Kugeln zischten über ihre Köpfe, ohne jedoch zu treffen. — „Hinüber nach den Büschen, Amigos! Dort sind wir vorläufig sicher!"

Die Reiter bogen schräg nach links aus und kamen nach wenigen Augenblicken an einen Bach, der dem La Plata zueilte. Seine Ufer waren längs des ganzen Laufes mit Bäumen und Gesträuch eingesäumt, das ihnen genügende Deckung bieten konnte. Sie setzten über und ritten auf der andern Seite am Bache weiter.

Juan traute seinen Augen nicht, als er auch auf dieser Seite, allerdings noch außer Schußweite, einen starken Trupp Reiter herankommen sah. An ihren Sombreros und Ponchos erkannte er, daß es Gauchos waren. Sie, wie die Lanceros, hatten an ihrer Kleidung rote, flatternde Bänder angebracht, als ein Zeichen ihrer Ergebenheit für Rosas.

„Gott stehe uns bei!" murmelte der Spanier. „Uns bleibt nichts weiter übrig, als zusammen mit dem Estanziero zu fallen. Mein einziger Wunsch ist, die Führer der Schurken noch niederschießen zu können und recht viele der verfluchten Föderalisten zu töten!"

Weiter ging die tolle Jagd. Die vier Peonen waren ihrem Herrn völlig ergeben und teilten seine politische Gesinnung. Sie haßten Rosas und seine Anhänger mit dem Fanatismus des Südländers und hätten schon aus diesem Grunde nicht anders gehandelt. Der Zorn Pablos richtete sich weniger auf die Föderalisten als besonders auf die Gauchos, die auf den Pampas mit den Indios einen Kampf auf Leben und Tod führen.

Nach und nach machte sich der brandige Geruch bemerkbar, sie mußten also ganz in die Nähe der Estanzia gekommen sein. Sehen konnten sie sie nicht, da dies der sich am Bache hinziehende Waldstreifen verhinderte. Die Reiter hatten sich in ihr Schicksal ergeben und wurden nur noch von dem Gedanken beseelt, den Feinden möglichst große Verluste beizubringen.

Inzwischen hatte der Kanonendonner und das Gewehrgeknatter nicht nachgelassen. Plötzlich leuchtete es rot vor ihnen auf — die Flammen schlugen voll aus dem Dach des schloßartigen Herrenhauses der Estanzia.

„Vorwärts, Amigos, vorwärts!"

In diesem Augenblick erschütterte ein heftiger Windstoß die Luft. Einer der Peonen richtete den Blick gen Himmel — eben war er noch heiter, jetzt zogen schwarze Wolken mit unheimlicher Geschwindigkeit von Südwest herauf; wie ein riesiges, drohendes Ungeheuer jagten sie daher.

„Der Pampero!" sagte der Peon tonlos.

Juan riß sein Pferd herum und brachte es zum Stehen.

„Halt!“ rief er den andern zu. Diese waren alsbald an seiner Seite.

„Zum Teufel, muß auch noch dieses Unwetter kommen,“ stieß der Deutsche hervor. „Es ist gerade, als hätte sich alles gegen uns verschworen.“

„Ihr irrt, Sennor. Gerade dieses Unwetter hat uns der Himmel zu unserer Rettung gesandt,“ erwiderte Juan lächelnd.

Burck war verblüfft, denn er kannte die Furchtbarkeit des Pampero, eines Gewittersturms, wie man ihn nur in den südlichen Regionen kennt. Das Eigentümliche an ihm ist, daß er nicht, wie unsere Gewitter, vorauszusehen ist, sondern wie mit einem Schlage losbricht. Allerdings hätte Juan, wenn er nicht seine ganze Aufmerksamkeit der Estanzia zugewendet hätte, den gelben Streifen am südlichen Himmel bemerken müssen, der den Pampero unmittelbar vor dem Ausbruch anzeigt.

„Wollen wir den Sturm hier unter den Bäumen erwarten?“ fragte Burck hastig und suchte durch das Blätterwerk einen Ausblick auf das brennende Gebäude zu gewinnen. „Ich meine, es wird dann zu spät; der Estanziero muß inzwischen in die Hände dieser Mörderbande fallen.“

„Seid unbesorgt, Carlos. Wir werden ihn retten können. Nur gebe der Himmel, daß nicht inzwischen das Balkenwerk über ihm zusammenstürzt. Ohne den Pampero waren er und wir verloren.“

Juans Sicherheit beruhigte den Deutschen etwas, wenn er auch den furchtbaren Ernst der Lage nicht unterschätzte. Auf einen Wink des Gefährten folgte er ihm mit den Peonen und dem Indio wieder über den Bach, und im Schutze des hohen Strauchwerks sprangen sie ab.

Das brennende Gebäude, von dem sie nur noch fünfzig Schritt entfernt waren, bot einen imposanten Anblick. Es war ein zweistöckiges, vornehm gehaltenes Haus, dessen hölzerne Verkleidung und Veranden auch bereits von dem gierigen Element beleckt wurden. Der Dachstuhl stand in hellen Flammen, die durch den stoßweise hineinfauchenden Sturm hoch aufloderten. Der dicke Qualm sank nicht mehr zur Erde nieder, sondern jagte, vom Orkan getragen, in schweren, schwarzen Wolken über den La Plata hin. Ein unaufhörlicher Funkenregen und kohlende Holzteile prasselten zu Boden nieder und in das sturmzerzauste Blätterwerk der sich beugenden und ächzenden Ombus- und Kastanienbäume. Ein ununterbrochenes Krachen, Stöhnen, Dröhnen und Heulen — als schlügen überirdische Gewalten in der Luft eine Schlacht.

In den Fenstern der Estanzia war niemand zu sehen, das Gewehrfeuer auf beiden Seiten verstummt. Die Lanceros und Gauchos, die Juan auf ungefähr siebzig schätzte, waren aus dem Sattel gesprungen und suchten ihre zitternden und scheuenden Pferde zu beruhigen. Ein

Teil von ihnen setzte seine Versuche fort, mit den Gewehrkolben das starke Palisadentor einzuschlagen.

Diese aufgeregte, wilde Szene stimmte gut zu dem Aufruhr rings in der Natur. Die stattliche Anzahl der feurigen Pferde, die Lanceros in ihrer mit Goldtressen reich geschmückten Uniform und die gut bewaffneten Gauchos in ihrer romantischen Landestracht, im Kampf mit dem tosenden Sturm und den sich bäumenden Pferden, boten ein fesselndes, schaurigschönes Bild, dessen Anblick sich die kleine Unitarierschar natürlich nicht lange hingeben konnte.

„Wir müssen die Pferde zurücklassen, Amigos," rief Juan, bei dem Toben ringsum kaum verständlich. „Steckt schnell zu euch, was ihr in den Satteltaschen habt."

Die Peonen folgten dem Befehl sofort, nur Burck konnte den Zweck dieser Maßregel nicht begreifen. Doch war jetzt keine Zeit zum Fragen.

„Wir haben keinen Augenblick zu verlieren," fuhr Juan fort. „Dort drüben kommen schon die Lanceros, die auf uns schossen, heran. Die Gauchos auf der andern Seite werden auch gleich durch die Büsche brechen. Unser einziger Ausweg ist durch das Tor in den Hof der Estanzia und durch den Park zum Strom. Presto! Haltet euch an meinem Lasso fest, damit wir nicht auseinandergerissen werden. Und nun Gott befohlen! Vaya, amigos, adelante!"

Seine letzten Worte wurden vom Sturm verschlungen. Er schlang seinen Lasso um seinen Leib, während die übrigen mehrere Male die beiden Enden um ihre Hände wickelten, um festhalten zu können.

In diesem Augenblick wurde es plötzlich finstere Nacht; das schwarze Ungetüm hatte den ganzen Himmel bedeckt. Für Sekunden verschwanden vor ihren Blicken die Lanceros und Gauchos mit ihren Tieren, bis sich bei dem fauchenden Sturm von neuem die lodernden Flammen unter dem dicken Qualm hervorarbeiteten und die Szenerie mit einem flackernden, roten Schein unheimlich beleuchteten.

„Festhalten!" schrie Juan mit übergroßer Anstrengung. „Jetzt bricht's los!"

Himmel und Erde waren plötzlich von einem blendenden Lichtschein übergossen, ein Flammenmeer flutete hernieder. Feuerklumpen ballten sich zusammen und zuckten herab, Feuersäulen stiegen von der Erde empor. Dazu krachten die Donnerschläge auf allen Seiten mit einem Getöse, als ob tausend Kanonen auf einmal abgeschossen würden.

Die Gewalt des Sturmes stieg mit jeder Sekunde. Die Pferde warfen sich zitternd nieder, um nicht mit hinweggerissen zu werden, und die Männer legten sich hinter sie, sich fest an das Gras klammernd.

Plötzlich erscholl von dem Tor der Estanzia her ein lautes Krachen; es war eingedrückt worden, und die Torflügel schlugen mit Wucht zurück. Bei dem unaufhörlichen Blitzen und dem magischen Feuerschein vom Dache her hatten Juan und die übrigen gesehen, wie sich einige

der Gauchos gegen das Tor mit aller Kraft stemmten, doch nicht mehr, um es mit Gewalt zu öffnen, sondern um sich gegen den alles hinwegraffenden Orkan zu schützen. Wahrscheinlich hatte es durch die wuchtigen Kolbenschläge eine Bresche erhalten und nun nachgegeben. Die Männer wurden mit den weichenden Flügeln mit in den Hof hineingerissen, wo sie zur Erde stürzten und in dieser Lage regungslos verblieben, um nicht noch weiter mit entführt zu werden.

Darauf kam ein Getöse, so laut, als stürzte ein ganzes Gebirge zusammen — es war der plötzlich niederflutende Regen, der jedoch nicht in Tropfen, sondern in geschlossenen, zolldicken Strömen sich ergoß — die Mensch und Tier schmerzhaft spürten. Gleichsam, als wäre eine neue Sintflut hereingebrochen, rauschte und brauste es rings, und in kurzem war die Pampa in einen See verwandelt.

Juan und die andern waren unter den Bäumen etwas geschützt. Sie klammerten sich mit aller Kraft an einen dicken Ombusstamm und warteten lange Minuten auf das Nachlassen des Unwetters. Sich einander verständlich zu machen, war unmöglich, — das furchtbare Brausen verschlang jeden Laut.

Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag — ein entsetzliches Zischen und Dröhnen, Heulen und Krachen. Für Augenblicke blendende Helle, dann wieder schwarze Nacht.

Zu dem dumpfen Brüllen des Sturmes und dem grausigen Knattern und Rollen des Donners gesellte sich das Getöse der niederkrachenden Balken. Eine ganze Wand an der Giebelseite des Hauses stürzte in sich zusammen.

„Cielo!“ stöhnte Juan. „Die Aermsten sind verloren, wenn sie nicht sofort die Quinta verlassen. Wir müssen hinüber, Amigos,“ schrie er mit unmenschlicher Kraft. „Nur noch Sekunden — und sie sind von den niederbrechenden Steinen und Balken erschlagen. Sie scheinen die Gefahr gar nicht zu bemerken.“

Mit neuer, sich immer verstärkender Kraft setzte der Orkan wieder ein, so daß die letzten Worte verhallten. Entsetzt blickten Juan und Carlos nach der Estanzia hinüber und bemerkten mit Grauen, mit welcher Schnelligkeit Feuer und Sturm ihr Zerstörungswerk fortsetzten. Zwar waren die Flammen durch die niederstürzenden Wassermassen etwas eingedämmt, doch brannte und schwelte es im Innern des Hauses ungehindert weiter.

„Helft, Freunde! Wir müssen's wagen. Haltet euch fest am Lasso; wer losläßt, wird an die Mauer geschleudert. Vorwärts!“

Zu gleicher Zeit ließen alle vom Baumstamm los. Juan strebte, möglichst weit von der gefährlichen Mauer zu kommen und suchte sich parallel zu ihr vorwärtszubewegen, um dann vom Sturm sich gerade hinein in die Toröffnung treiben zu lassen. Keuchend und mit größter Anstrengung kamen die Männer einige Schritte vorwärts. Der Sturm

brauste mit unverminderter Stärke weiter, und sie konnten sich nur dadurch auf derselben Stelle halten, daß sie sich zu Boden warfen.

„Alerta!" ermunterte Juan an der Spitze. „Nachlassen ist Verderben!"

Sie rafften sich wieder auf und kamen mit unendlicher Mühe Schritt für Schritt weiter. Endlich befanden sie sich dem Tore gegenüber.

„Estad atento — aufgepaßt!" hörten sie Juans durchdringende Stimme. „Nicht dem Sturm überlassen — langsam vorwärts gehen!"

Er und Carlos stemmten sich wacker ein und widerstanden dem wütenden Anprall des Orkans. Doch einer der Peonen machte einen unvorsichtigen Schritt und verlor die Gewalt über sich. Er wurde vom Sturm erfaßt und riß die andern mit sich fort.

Mehr fliegend als laufend sausten sie dahin. Verfehlten sie die Toröffnung, dann war es um sie geschehen. Rings schwarze Nacht — plötzlich erhellte wieder ein greller Blitz das Dunkel. Bei dem blendenden Schein sahen sie sich unmittelbar vor dem Tore. Alle konnten es dem Anschein nach gut passieren, nur Pablo, der Indio, war zu weit nach links gekommen und mußte sich unfehlbar den Kopf einrennen.

Juan und Burck übersahen die Lage mit einem Blick. Blitzschnell zogen sie ihn mit Anspannung aller Kräfte zu sich herüber, so daß er nur anstreifte und einige Hautschürfungen erlitt.

Kaum waren sie an den Torpfeilern vorbei, als sie an die am Boden liegenden Gauchos stießen und ebenfalls zu Falle kamen.

Eben leuchtete wieder ein Blitz auf.

„Caramba!" fluchte einer der Gauchos, der die Eindringenden weder kannte noch an ihnen das rote Band bemerkte. „Was sind denn das für Cochinos? Herbei, Companeros! Haltet sie fest, diese elenden Unitarier!"

Seine Worte verhallten im Brausen des Sturms.

„Aufstehen, Amigos, vorwärts!" schrie Juan. „Keinen Augenblick verlieren — nur noch um die Ecke des Hauses, dann sind wir geborgen!"

Beim Scheine der Blitze sahen sie, daß es nur noch zehn Schritte bis zu der von Juan bezeichneten Stelle waren. Mit größter Mühe richteten sie sich halb auf, um nicht wieder mit fortgerissen zu werden. Stellenweise auf allen vieren kriechend, tasteten sie sich vorwärts und kamen schließlich, bis auf die Haut durchnäßt, keuchend und pustend an der Ecke an. In der Hand verspürten sie erhebliche Schmerzen, da der Lasso, der sich immer fester angespannt hatte, beinahe ins Fleisch einschnitt.

Nur noch einige Schritte — und das Schwierigste war überwunden. Sie befanden sich auf der Hinterseite des Gebäudes, wo sie vorläufig vor dem tosenden Sturme sicher waren.

„Muchas mercedes, Santissima!"

Die Männer atmeten auf und ließen sich erschöpft auf eine Steinbank nieder, die sie unter einem großen Kastanienbaum fanden. Von den Bewohnern der Estanzia entdeckten sie keine Spur, der niederstürzende Regen gestattete ja ohnehin nur einen beschränkten Rundblick.

„Seid Ihr heil geblieben, Juan?" fragte Carlos den Gefährten besorgt.

„Vollkommen, Amigo. Dem Himmel sei Dank. Ihr auch? Doch wie geht es denn unserem braven Pablo?"

„O, Sennor Dorrego sehr gütig," erwiderte der Indio, glücklich darüber, daß sich sein Herr nach ihm erkundigte. „Pablo nicht mehr da, wenn nicht guter Don Juan und guter Don Carlos ihn retten. Pablo es einmal danken."

Auch die vier Peonen, die Juan als die stärksten und gewandtesten von seines Großvaters Leuten ausgewählt hatte, waren unverletzt geblieben.

Das Unwetter tobte fort, der Regen strömte unaufhörlich nieder. In dem brennenden Hause stürzte Balken auf Balken herab, und es konnte nicht mehr lange dauern, so war das Gebäude den entfesselten Elementen zum Opfer gefallen.

„Wenn sie das Haus nicht schon verlassen haben, sind sie nicht mehr zu retten," sagte Juan mit gedrückter Stimme.

In diesem Augenblick fuhr wieder ein greller Blitz nieder und rings flammte es wie glühendes Feuer.

„Los enemigos — die Feinde!" gellte kurz darauf eine laute Stimme durch die schnell wieder eintretende Dunkelheit. „Auf der Bank unter dem Kastanienbaum — gebt Feuer!"

Blitzschnell sprangen die Männer auf und traten einige Schritte zur Seite.

„Halt! Nicht schießen!" ertönte Juans kräftige Stimme. „Hier sind Freunde. Viva Argentina! Tod den verfluchten Föderalisten!"

„Erkennungswort?" klang die sonore Stimme des Unbekannten zurück.

„Esperanza!" (Hoffnung, Parole der Unitarier.)

„Heil, ihr Freunde, willkommen!" tönte es freudig durch die Finsternis zurück. „Kommt näher, aber haltet euch nicht zu nahe an das Haus. Es kann jede Minute zusammenstürzen."

Juan und Carlos schritten voran, die andern folgten. Sie gingen der Stimme nach und stießen bald an eine Mauer von Quadersteinen, die durch die Reflexe vom Feuer matt beleuchtet wurde. An dieser tasteten sie sich entlang und standen bald vor einer Türe, die durch Balken, Erdhaufen und Steingeröll fest verrammelt war. Sie schien in ein Nebengebäude zu führen, wahrscheinlich das Haus des Majordomo (Verwalter der Estanzia).

„Bleibt stehen, ihr Männer!“ rief jemand. „Wir kommen sofort heraus. Wieviel seid ihr denn?“

„Sieben,“ antwortete Juan.

„Dann ist's unmöglich, Amigos. Ihr müßt hereinkommen. Denn gegen die Uebermacht können wir nichts ausrichten.“

„Wollt ihr denn in diesem Häuschen den Angriff erwarten?“ fragte Juan erstaunt.

„Wo sonst, Sennor? Hier sind wir am sichersten und stehen vor ihren Kugeln gedeckt.“

„Sie werden dieses Haus ebenso in Brand schießen wie jenes, wenn es nicht schon vorher von selbst Feuer fängt.“

„Wohin aber sollen wir gehen? Die Hunde haben uns rings eingeschlossen.“

„Auf den Strom, Sennor. Aber schnell — es ist keine Zeit zu verlieren.“

„Unmöglich! Dort liegt eine Brigg des Diktators.“

„Doch in dem Häuschen seid ihr gefangen, wie die Mäuse in einer Falle.“

„Es gibt keinen andern Ausweg, Sennores. Es ist das beste, wenn wir hinter diesem Schutzwall das Weitere erwarten. Verlaßt euch drauf!“

„Bei der Gebenedeiten, Freunde, ihr seid verloren,“ erwiderte Juan eindringlicher. „Kommt heraus, solange es noch Zeit ist. Der Pampero wird bald vorüber sein, dann ist es zu spät. Unter seinem Schutz können wir noch entfliehen.“

Bei den letzten Worten begann er die Erdklumpen, die Steine und das Reisig hinwegzuräumen.

„Greift mit an, Amigos, schnell — die Barrikade nieder!“

Alle legten Hand mit an, und es dauerte nicht lange, so war so viel Raum geschaffen, daß der Estanziero mit seinen Leuten hinüberkonnte.

„Heil euch, ihr Gefährten in der Not!“ rief dieser, von dem Steinhaufen herabspringend, und reichte Juan und Carlos die Hand. „Ich sehe es jetzt selbst, in diesem Loch waren wir unrettbar verloren. So haben wir wenigstens noch Aussicht auf Rettung. Dank euch und allen Heiligen, die euch gesandt!“

Oberst Costa, der Estanziero, war ein stattlicher Mann. Er trug den Arm in der Binde und hatte auf der Stirn eine blutende Wunde. Seine Jacke war stellenweise versengt, so daß von dem grünen Samt nur wenig noch zu sehen war. Auch die kurzen, bis zu den Knien reichenden Calzoneras zeigten die Spuren des Feuers; von den farbigen, an den Seiten untergebundenen Schleifen war nichts mehr zu sehen. Nur die starken rindsledernen Gamaschen und die daran durch Riemen befestigten sandalenartigen Schuhe waren unbeschädigt. Eine Kopfbedeckung hatte er nicht.

Hinter ihm stiegen neun Männer über das Steingeröll hinweg; Juan vermutete in ihnen den Majordomo und die Peonen der Estanzia. Einige von ihnen waren ebenfalls leicht verwundet.

„Diablillo, Sennor," rief Burck dem Obersten zu. „Euerm Aussehen nach scheint es die höchste Zeit gewesen zu sein, daß Ihr das brennende Haus verließt. Könnt's glauben, hinter diesem Steinhaufen wär's Euch nicht besser ergangen."

„Bei Gott, Ihr könnt recht haben, junger Mann," erwiderte jener mit Ruhe. „Hört Ihr's krachen dort drin? Mit jedem Balken stürzt ein Stück meines Eigentums nieder, bis mir nur noch ein rauchender Trümmerhaufen übrigbleibt. Bald werden die Flammen auch in die Ställe schlagen, und ich verlasse als armer Mann meine reiche, stolze Estanzia. Vor Minuten noch wollte ich auf meinem Grund und Boden untergehen — doch nein, noch habe ich eine Aufgabe —"

Das Gesicht des Mannes belebte sich, und sich aufrichtend, erhob er die Hand zum Schwure. Rings tobten die Elemente, und auf sein Gesicht fiel ein Widerschein des lodernden Feuers. Seine Lippen bewegten sich, doch kein Laut drang hervor.

Juan und Carlos waren ergriffen. Voll Bewunderung über die Seelengröße des Mannes, der es ruhig und gelassen mit ansehen konnte, wie sein Hab und Gut ein Raub der Flammen wurde, reichten sie ihm stumm die Hand.

„Tod dem Tyrannen! Es lebe die Freiheit!"

„Esperanza, Freunde! Es kommt der Tag des Gerichts. Doch, was sehe ich — Juan de Garcia — por el nombre de Dios, er ist's wirklich. Sei willkommen, junger Freund!"

„Wie? Juan de Garcia?" fragte ein älterer Sennor, sich heandrängend. Es war Sennor Ortega. „So bist du also auch aus Santos Lugares entkommen?"

„Ich war überhaupt nicht dort, edler Sennor. Aber Ihr? Wie ist es Euch gelungen?"

„Auf ganz merkwürdige Weise, Don Juan. In dem Augenblick, als ich in den Hofraum vor die Tiradores geführt werden sollte, erschien auf einem Rappen ein vornehmer, junger Caballero, vor dem alle großen Respekt zu haben schienen. Er befahl, mich freizulassen und zeigte dem kommandierenden Offizier, welcher zögerte, eine schriftliche Vollmacht des Diktators. Ich wollte ihn um Aufklärung bitten und ihm danken, doch er schnitt mir jedes Wort vom Munde ab und sagte, ich sollte mich möglichst schnell aus der Stadt entfernen und die Pampas von ihm grüßen."

Juan lauschte gespannt; er atmete schwer. Der Freund hatte also sein Wort gehalten! Für einige Augenblicke war er völlig empfindungslos für alles andere, was um ihn vorging.

Und noch ein dritter Sennor drängte sich an ihn heran.

„Juan de Garcia?" vernahm er eine sonore Stimme. „Sei gegrüßt, Sohn eines edlen Vaters. Zur rechten Zeit kommst du, um mit uns zu beraten. Denn die großen Ereignisse stehen vielleicht näher bevor, als wir alle ahnen. Du hast den hohen Sinn und die Tatkraft deines Vaters, und dein Name wird unserer Sache große Dienste leisten. Der Tag der Abrechnung naht. Die tausend und abertausend Wunden, die uns der Diktator während der letzten zwanzig Jahre geschlagen hat, haben uns stark gemacht. Wir zerreißen die Ketten, mit denen er uns gefesselt hat, und zerbrechen das unwürdige Joch. Die Zeit des Tyrannen ist gekommen."

Juan horchte erstaunt auf. Diese Worte riefen einen vielfachen Widerhall in seinem Innern hervor.

„Wie habe ich Euch zu nennen, Sennor?"

„Nenne mich Don Jose, das muß dir vorläufig genügen. Der Sennor wandte einen Augenblick sein von einem schwarzen Vollbart umrahmtes Gesicht ab.

„Don Jose?" rief Juan erstaunt. „So seid Ihr —"

„Still!" raunte ihm jener zu. „Um Gottes willen still!"

Der junge Garcia gehorchte, doch in seinen Augen leuchtete es auf, und ein frohes Lächeln glitt über seine Züge.

„Doch nun fort von hier, ehe der Pampero vorüber ist!" rief er. „ohne ihn wären wir längst in der Gewalt der Teufel da draußen."

„So müssen wir also versuchen, uns nach der Pampa durchzuschlagen," schrie Oberst Costa, sich nur mit Mühe verständlich machend.

„Das wäre sicherer Tod, Euer Gnaden," erwiderte Juan. „In wenigen Minuten ist es wieder hell, und wir bieten dann, sollten wir wirklich durchkommen, den Bandidos ein bequemes Ziel. Außerdem sind sie eben durch zwei Trupps Lanceros und Gauchos verstärkt worden. Ihr kennt die wilden Pampasreiter, sie würden uns mühelos einholen — und Euer Leben muß auf jeden Fall gerettet werden," fügte er hinzu, sich an Don Jose wendend.

Der Regen ließ plötzlich nach und war mit einem Schlage vorbei. Die Dunkelheit hielt noch an, und der Sturm raste mit unverminderter Geschwindigkeit fort. Mit eigentümlich rasselndem Laut fuhren auf allen Seiten die Blitze nieder, von so gewaltigen Donnerschlägen begleitet, daß sie die Sinne zu betäuben drohten.

„Führt uns zum Ufer," schrie Juan. „Presto, presto — sonst wird uns auch dieser Ausgang genommen! Es liegt doch dort Eure Barquilla?"

„Wenn sie der Sturm nicht losgerissen hat," antwortete Sennor Costa, entsetzt über den tollkühnen Plan des jungen Mannes. „Du bist zu vermessen, Juan. Bedenke, der Strom geht hoch — wir werden auf jeden Fall kentern. Und wenn uns der Zufall davor bewahrt. wird uns die Brigg in den Grund bohren."

In diesem Augenblick krachte ganz in der Nähe ein Schuß. Die Kugel schlug in das Haus des Majordomo ein.

„Caracho, ihr Feiglinge," ertönte vom Hoftore her eine scharfe, schneidende Stimme. „Der Sturm wird euch nicht über den Haufen blasen. Vorwärts — mir nach! Holt den Fuchs aus seiner Höhle. Tausend Pesos dem, der ihn tot oder lebendig bringt. Vorwärts!"

Don José lockerte die schweren Pistolen in seinem Gürtel und nahm die Büchse zur Hand.

„Ihr nützt dem Vaterlande mehr, Euer Gnaden, wenn Ihr Euer Leben in Sicherheit bringt." Juan ergriff ihn am Arm und suchte ihn in der Richtung nach dem Strom mit fortzuziehen.

„Dort stehen die Schurken. Gebt Feuer!"

Diesem Befehle leistete niemand Folge. Offenbar wagten sich die Soldados nicht aufzurichten. Ueber ihnen fauchte und heulte der Sturm, die starken Kastanienbäume knarrten und ächzten, als würden sie jeden Augenblick umbrechen.

„In die Barke, Freunde!" rief Juan und eilte voran. „In wenigen Sekunden werden wir die Lanceros auf den Fersen haben!"

Die übrigen besannen sich nicht länger und folgten ihm. Eilig liefen sie im Schutze einer Mauer zum Ufer hinab und standen bald vor einer Barquilla, die, an einer Kette befestigt, auf dem Sande lag.

„Das Boot auf den Kiel, Männer! Ganz nahe heran an die Brandung! Die nächste große Welle muß uns mitnehmen, oder es ist zu spät."

Im Süden begann es hell zu werden, die undurchdringliche Nacht lichtete sich. Am Himmel jagten die schwarzen Wolkenmassen weiter nach Nordwesten, und hier und da schimmerte es bereits wieder blau. Ein heftiger Windstoß noch — dann war es still wie vor dem Sturm. Es wurde wieder taghell. Nur die hochgehenden Wogen des Stromes verrieten noch den Gigantenkampf, der eben zwischen Feuer, Wasser und Luft getobt. Schnell, wie der Pampero hereingebrochen war, ging er auch wieder vorüber.

Hinter sich hörten die Männer, die mit größter Anstrengung das Boot in die Brandung zu bringen suchten, das Schreien der Gauchos und Lanceros.

„Ins Boot, Leute!" suchte Juan den rollenden und brausenden Ton der Brandung zu überschreien. „Ruder festhalten und Waffen zur Hand!"

Die drei Caballeros und die elf Peonen hatten bereits den niederen Bord der Barke überstiegen und die Ruder zur Hand genommen. Als vorletzter stieg Karl Burck ein.

„Es ist unser sicheres Verderben, Juan!" scholl eine Stimme von der Spitze her. „Die Wogen gehen zu hoch."

„Quedad pentado — bleibt sitzen! Die Welle kommt!"

„Die Brigg wird uns in den Grund bohren!"

„Cielo, aufgepaßt, Leute! Festhalten – valga me Dios!"

Der Augenblick war gekommen. Der weiße Gischt schäumte hoch auf, und eine gewaltige Woge schlug schwer auf die Männer und das Boot nieder. Juan löste es durch einen kräftigen Stoß vom Ufersand, so daß es von der Brandung ergriffen wurde, und schwang sich hinein. Von der zurückweichenden Woge getragen, schoß die Barke über die wilderregte Wasserfläche dahin.

„Vier Mann ausschöpfen!" befahl er kurz. „Legt euch fest in die Ruder, Amigos! Alle Kräfte angespannt, sonst schleudert uns die Flut ans Ufer zurück und zerbricht uns das Boot!"

Er selbst hatte mit kräftiger Hand das Steuer ergriffen. Jetzt begann ein schwerer, hartnäckiger Kampf zwischen den anstürmenden Wellenbergen und dem tapferen, kleinen Fahrzeug. Es tauchte auf und nieder, schwebte bald oben auf dem Kamm der Wogen, vom Gischt umsprüht, bald glitt es in die Tiefe hinab und schien von den sich auftürmenden Wasserfluten im nächsten Augenblick erdrückt zu werden. Einige Male wurde das Boot zurückgeschleudert, und immer arbeitete es sich wieder vorwärts.

Unermüdlich legten sich die Männer in die Ruder und waren endlich der gefährlichen Brandung entronnen. Wohl tobten auf dem offenen Wasser die Wogen in wildem Aufruhr, doch war hier das Boot vor der Gefahr sicher, aufzulaufen und zu zerschellen.

Juan stand mit unerschütterlicher Ruhe am Steuer und erteilte seine Befehle. Seinem heißen Blut war es sonst nicht leicht, in der Stunde der Gefahr die Ruhe zu wahren, welche nötig ist, um sie richtig zu beurteilen und zu überwinden. Jetzt war er kühl und berechnend, und nur seine Augen verrieten, was in ihm vorging.

Er hatte einen tollkühnen Entschluß gefaßt!

In einer Entfernung von kaum zweihundert Metern entdeckte er die Brigg. Bisher hatte er keine Zeit gehabt, nach ihr auszuspähen und hätte sie hinter den hohen Wellenkämmen wahrscheinlich auch nicht gesehen. Soviel er erkennen konnte, befand sich niemand auf Deck. Er vermutete, daß die Mannschaft vor dem furchtbaren Regen in den Innenräumen Schutz gesucht hatte. Auch war leicht anzunehmen, daß der reißende Sturm die Leute über Bord geweht hätte. Die Brigg selbst lag gut verankert und befand sich beinahe außer Gefahr.

„Das Kriegsschiff des Diktators!" rief Don Jose entsetzt. „Juan, was tust du? Du steuerst ja gerade darauf zu."

„Nicht nachlassen, Männer!" schrie der junge Garcia. „Fest in die Ruder!"

„Um Gottes willen, Juan! Sie werden uns mit ihren Kanonen in den Grund bohren!"

„Um uns davor zu schützen, steure ich gerade darauf zu. Setzt

keinen Augenblick aus. Amigos! Je näher wir dem Schiff kommen, um so sicherer sind wir."

Die Peonen gehorchten und ruderten aus allen Kräften.

„Nach rechts, Juan!" rief der Oberst, „damit wir aus dem Bereich der Kanonen kommen. Ehe die Brigg zu einer Breitseite wendet, sind wir ein gutes Stück weiter."

„Entfliehen können wir den Kanonen nicht, Sennor. Dazu reichen die schweren Zehnpfünder zu weit. Wir halten gerade auf den Stern des Schiffes zu. Dort sind wir sicher."

„Vor ihren Pistolenschüssen können wir uns auch dort nicht sichern."

„Noch ist niemand auf Deck. Wir scheinen noch nicht bemerkt zu sein. Drum schnell, ihr Männer! Sie können jeden Augenblick erscheinen!"

„Und was beabsichtigst du eigentlich?"

Ueber Juans Gesicht ging ein Lächeln. „Stürmen will ich die Brigg!"

„Tormenta!"

In den nächsten Sekunden sprach keiner vor Ueberraschung ein Wort.

„Wo denkst du hin, Juan?" rief der Oberst halb erstaunt, halb empört. „Deine Tollkühnheit wird uns alle das Leben kosten!"

„Im Gegenteil, Euer Gnaden. Nur so können wir uns retten. Es ist der einzige Weg, um nicht in den Grund gebohrt zu werden."

„Die Mannschaft der Brigg ist uns vielfach überlegen."

„Sie ist im Rumpf des Schiffes gefangen. Wir schließen die Lukenklappen, und so müssen sich die Leute ergeben, wenn sie nicht zugrunde gehen wollen."

„Das ist Wahnsinn!"

„Und wir kapern dem Diktator ein Schiff. Diesen Schlag wird er nicht leicht verschmerzen."

In seinen Augen glühte es auf, und den Insassen der Barke schien die Gestalt am Steuer zu wachsen, je mehr sie sich dem Schiff näherte.

„Celeridad, ihr Männer! Jetzt noch sind wir verloren, sowie die Mannschaft das Deck betritt!"

Die Peonen legten sich mit neuem Eifer in die Ruder, und ihre Anstrengungen waren beinahe übermenschliche. Sie fühlten, was auf dem Spiele stand, wenn sie nachließen, und was sie gewannen, wenn sie das Schiff noch zur rechten Zeit erreichten.

Die Barquilla war nur noch fünfzig Meter von der Brigg entfernt. Der junge Spanier hielt das Auge scharf nach vorn gerichtet und beobachtete Stern und Deck mit zunehmender Spannung.

„Wie aber sollen wir an den Planken des Schiffes hinaufkommen?“ rief Sennor Ortega erregt.

„Wir legen am Hinterteil an — mit unserer Breitseite,“ rief Juan, allen verständlich. „Dann heißt's sofort zufassen und anklammern. Vor allem nicht loslassen, falls unsere Barke durch den starken Wogenprall zersplittert! Dann schnell an den Netzen und Tauen in die Höhe klettern und die Luken besetzen!“

Er sagte dies so sicher und voll Ueberzeugung vom Erfolg, daß seine Worte auf die übrigen ihre Wirkung nicht verfehlten. Trotz des starken Wogenganges stand er fest am Steuer des Bootes, das sich der Brigg bis auf weniges genähert hatte.

Der entscheidende Augenblick war gekommen.

„Ruder ein!“ kommandierte er. „Achtung, Freunde!“

Vom Verdecke her scholl ein Schreien und Poltern.

„Die Messer zwischen die Zähne! Zugefaßt, Amigos! Vaya — Gott und die Heiligen seien mit uns!“

Juan befand sich wie im Taumel. Es war ihm, als schwände ihm für Augenblicke das Bewußtsein, und er hatte für Sekunden keine Empfindung für das, was um ihn vorging. Nur das eine war ihm klar, daß er fest zugreifen müsse, wenn er nicht in dem gurgelnden und schäumenden Wasser unter sich versinken wollte.

Fest klammerte er sich an. Er kletterte und zog sich an den Tauen und Wanten in die Höhe, und jetzt kam ihm auch das klare Bewußtsein wieder.

Er blickte neben sich. Er sah niemand. Er war also allen voran. Mit äußerster Anstrengung klomm er weiter, nicht darauf achtend, daß er sich die Hände blutig riß, erreichte das Bollwerk, überkletterte es und stand im nächsten Augenblick auf dem Verdeck.

„Todos a la muerte por Argentina! Mueran los salvajes Foederalistos!“ schrie er und glaubte den Sieg schon errungen zu haben. Im Geiste sah er bereits von den Masten der Brigg die blaugrüne Flagge der Unitarier im Winde lustig flattern!

Er beugte sich über das Bollwerk hinüber, um den ihm nachkommenden Freunden zu helfen — was war das? Das Boot war verschwunden, er sah es nicht mehr. Auch die Männer konnte er nicht entdecken. Warum waren sie ihm nicht gefolgt? War das Boot an den harten Planken des Schiffes zerschellt und die Freunde von den tobenden Wassern verschlungen? Oder hatten sie den rechten Augenblick versäumt? Seine Gedanken verwirrten sich. Nur eins wußte er. Er war allein.

Die Wogen gingen noch immer sehr hoch, so daß das Schiff, das am Vorder- und Hinterdeck von den Ankertauen festgehalten wurde, heftig hin und her schwankte. Juan wurde von einem plötzlichen Stoß an den Fockmast geschleudert, so daß er zu Boden fiel.

In diesem Augenblick sprang hinter diesem ein Matrose hervor, der die Wache auf Deck zu haben schien und sich offenbar hinter dem Mast vor dem Sturm hatte schützen wollen.

„Herbei, Companeros! Ein Unitarierhund!" stieß dieser erschrocken hervor.

Juan versuchte sich aufzuraffen, doch es war ihm nicht möglich. In seinem rechten Arm verspürte er heftige Schmerzen. Entweder war er gebrochen, oder wenigstens arg beschädigt.

Sein Messer hatte er noch zwischen den Zähnen. Er nahm es in die linke Hand und wollte versuchen, sein Leben so teuer als möglich zu verkaufen.

In diesem Augenblick kam jener Matrose, der inzwischen nach dem Stern des Schiffes geeilt war, zurück und schwang eine Axt in der Hand. Gleichzeitig kamen von der Treppe des Vorderdecks her einige Männer heran. Sie schrien wild durcheinander, ihre Worte waren jedoch bei dem Heulen des Sturms nicht zu verstehen.

„Stirb, du picaro!" gellte es an Juans Ohr. Er hob den Kopf ein wenig und sah über sich die geschwungene Axt.

Einen Augenblick zuckte er zusammen. Blitzschnell durchfuhr ihn der Gedanke, daß ihm nun die Möglichkeit genommen war, sich an dem Diktator, dem grausamen Mörder seines Vaters, zu rächen. Er hatte es sich zu seiner Lebensaufgabe gemacht, das Land von dem Bluthund zu befreien, der es zu einem großen Schafott und einem einzigen Scheiterhaufen gemacht hatte. Sein Lebensglück hatte er ihm zerstört, so daß er nur noch den Wunsch gehabt hatte, Vergeltung üben zu können, und selbst dieser wurde ihm nicht erfüllt. Unter dem Axthieb eines elenden Schiffers sollte er sterben!

Die Verzweiflung packte ihn. Er sah die Axt niedersausen. Mit übermenschlicher Anstrengung und mit Aufbietung seiner ganzen Willenskraft schnellte er sich zur Seite.

Der Schlag ging fehl. Doch in diesem Augenblick waren die übrigen Matrosen herangekommen. Einer schlug ihm sein Messer aus der Hand. Die übrigen packten ihn mit ihren rauhen Händen, so daß er die Zähne zusammenbiß, um vor Schmerz nicht laut aufzuschreien.

„Warum schlagt ihr den Schuft nicht tot?" grölte einer und bahnte sich durch die schwarzbärtigen, verwildert aussehenden Menschen einen Weg. Er zog das Messer aus dem Gürtel und erhob es zum Stoß.

„Haltet ein! Wie könnt ihr's wagen, ihr Cochinos, den Menschen töten zu wollen, ohne ihn vor mich zu führen?" tönte es laut und vernehmlich vom Vorderdeck her.

Beim Tone dieser Stimme zuckte Juan wie elektrisiert in die Höhe. Mit Hilfe der Matrosen war er auf die Füße gekommen.

Es näherten sich Schritte. Die Männer ließen von ihm ab und

traten auseinander. In den entstehenden Zwischenraum trat würdevoll ein schlanker, junger Caballero, die Hand auf dem Knauf seines Stoßdegens. Sein Kopf war unbedeckt. Er trug eine kurze, rote Samtjacke, und die gefälligen Calzoneras.

Einen Augenblick sahen er und Juan sich fest an. Der junge Unitarier schrak zusammen, und seine Lippen bewegten sich.

„Enrico!" hauchte er.

„Mein Juan!" stieß jener leidenschaftlich hervor, trat einen Schritt auf ihn zu und schloß ihn in seine Arme. In dieser Stellung verharrten sie lange Sekunden.

Kleinlaut schlichen sich die Matrosen davon.

„Juan, mein teurer Freund," unterbrach endlich Enrico das Schweigen, indem er ihn nach der Treppe des Hinterdecks führte. „Warum muß ich dich hier finden?"

Der junge Garcia achtete nicht auf diese Frage.

„Enrico," sagte er atemlos. „Du kommandierst dieses Schiff?"

„Ja, Amigo."

„Und hast die Estanzia des Obersten Costa in Brand schießen lassen?"

„Frage mich nicht, mein Juan. Frage mich jetzt nicht," bat jener zärtlich. „Später erkläre ich dir alles. Sprich jetzt überhaupt nicht, du bist noch zu erregt. Bist du verwundet, Amigo?"

„Du erinnerst mich zur rechten Zeit an mein Versprechen, Enrico. Verzeihe! Ohne dich wäre ich nicht mehr. Entweder hätten sie mir das Messer gegeben oder mich über Bord geworfen. Heute hast du mir bereits zum zweiten Male das Leben gerettet, und ich kann dir's nicht danken."

„Sprich nicht davon," wehrte der junge Kapitän ab. Und in Gedanken fügte er hinzu: „Ich habe gutzumachen, was ein anderer dir antat."

„Ich werde dir's vergelten!" brachte Juan erregt hervor.

„Wirklich? Willst du's?"

„So wahr ich wünsche, daß mein Dolch die Brust des Diktators treffen möge!"

Diese Worte trafen Enrico wie ein Dolchstoß. Er fühlte, daß sie eine Scheidewand errichteten zwischen ihm und Juan. Er mußte wählen zwischen dem Freund und dem — Vater!

„So versprich mir etwas, Juan!" sagte er dumpf.

„Alles, was du willst."

„So versprich mir, daß du die nächste Bitte erfüllen wirst, die ich an dich richte!"

Juan sah den Freund einen Augenblick fragend an.

„Ich verspreche es, Enrico. Ich werde dir erfüllen, was es auch sei. Bei Gott und allen Heiligen!"

Jener ergriff seine Hand und drückte sie fest. Dann führte er ihn die Treppe hinab.

3. Treue um Treue.

Am Fenster einer Quinta in der Nähe von Monte Caceros stand der Diktator. Durch ein Fernrohr musterte er das vor ihm liegende Land, das den Charakter der Pampas trug. Eben und mit dem kurzen Pampasgras bestanden, hier und da unterbrochen von niedrigen Distelsträuchern, eingesäumt von Hainen aus Pinos, Ombus und Zedern. Bisweilen traten aus dem Grün der Bäume die weißen Mauern einer Quinta oder die größeren Gebäudekomplexe einer Estanzia. Die Rinder- und Pferdeherden, die zu einer argentinischen Landschaft unumgänglich gehören, fehlten vollständig, überhaupt rief die Gegend einen verlassenen, verödeten Eindruck hervor.

Es war am Morgen eines ereignisvollen Tages. Die Macht Don Manuels de Rosas war ins Wanken gekommen, einige der ihm bisher ergebenen Provinzen waren von ihm abgefallen und offen zum Feinde übergegangen. Das Haupt der Bewegung war der Gobernador von Entre Rios, Don Jose d'Urquiza, ein begeisterter Patriot und hervorragender Feldherr. Dieser schloß mit Brasilien und Uruguay einen geheimen Vertrag, und nachdem die Provinzen Corrientes und Santa Fé zu ihm übergetreten waren, konnte er den Parana mit einem Heer von 28 000 Mann überschreiten.

Inzwischen hatte der Diktator seine Gegenrüstungen getroffen. Seine alte Kampfeslust, die ihn durch so viele Schlachten geführt hatte, war von neuem erwacht. Vor einem Monat bereits war es zu einem Gefecht gekommen, in dem allerdings seine sechstausend Reiter von dem Feinde vollständig aufs Haupt geschlagen worden waren. Heute bereitete sich die Hauptschlacht vor. Eilboten hatten das Herannahen des Feindes gemeldet und er hatte die Ebene bei Monte Caceros zum Schlachtplan erwählt. Er erwartete stündlich das Eintreffen seiner Truppen, die er von allen Seiten zusammenzog. Sinnend sah er eine Zeitlang vor sich nieder. Der Ausdruck seines Gesichts war energisch und finster, doch nicht häßlich. Unter der breiten, gewölbten Stirn berührten sich die starken, schwarzen Augenbrauen, die Nase war leicht gebogen, der Mund regelmäßig gebildet und die Lippen fest geschlossen. Sein dichtes, schwarzes Haar war, trotzdem er fast im sechzigsten Jahre stand, nur von wenigen, kaum sichtbaren Silberfäden durchzogen.

Es klopfte an die Tür. „Herein!"

Ein General der Musketiere trat in unterwürfiger Haltung ein.

„Was gibt's? Ist der General meiner Gauchos eingetroffen?"

„Don Alfonzo de Castarea? Nein, Exzellenza. Ich wollte —"

„Es ist gut. Abtreten!"

Der Offizier warf einen ängstlichen Blick auf das finstere Gesicht des Diktators und zog sich dann schleunigst zurück.

„Hündische Geschöpfe!" Ein verächtliches Lächeln ging über seine Züge, dann legte er sein Gesicht wieder in ernste Falten. Schwere Gedanken schienen ihn zu beschäftigen. Er setzte sich an den Schreibtisch, hatte aber nicht die rechte Sammlung zur Arbeit. Immer wieder ließ er seine Blicke hinausschweifen auf die weite Ebene. Er sah sie erfüllt von den unzähligen Haufen der Lanceros und Musketiere, er sah seine gefürchteten Gauchoscharen heranreiten und alles niederwerfen, was ihnen in den Weg kam. Er hörte das Waffengetöse, den Donner der Geschütze und das anhaltende Knattern des Gewehrfeuers.

Und mitten im Schlachtgetümmel sah er, hoch zu Roß, einen jugendlichen Kämpfer, mit blitzenden Augen und geschwungenem Degen, der sich durch das Gewühl mit seiner Waffe einen Weg bahnte und niedermähte, was ihm vor die Klinge kam. Er kannte das Gesicht, und es erschreckte ihn. Unaufhörlich drang der junge Streiter vorwärts und blickte um sich. Da — jetzt hatte er ihn erspäht! In seine Wangen schoß das Blut. Er gab seinem Pferde die Sporen und befand sich nach wenigen Augenblicken ihm gegenüber. Er selbst war wie gelähmt — — der Jüngling erhob die Waffe zum tödlichen Schlage und — „Juan de Garcia!"

Rosas erschrak vor seiner eigenen Stimme. Der Ton hallte in dem leeren Zimmer wider. Er sah sich hastig um. Kein Mensch hatte ihn gehört.

Kein Mensch! An diese beiden Worte klammerten sich seine Gedanken. Es gab überhaupt keinen Menschen, der sich darum kümmerte, was in ihm vorging. Alle beugten sich vor ihm, und doch besaß er keinen einzigen von ihnen. Und sein Sohn? Ein mattes Lächeln glitt über sein Gesicht. Dann erhob er sich und trat heftig auf den Boden. Auf seiner Stirn zeigten sich wieder die Falten. Er war ärgerlich darüber, daß er sich solchen Hirngespinsten hingegeben hatte.

Mechanisch griff er nach einer kleinen silbernen Glocke und läutete. Die Türe öffnete sich, und sein Adjutant trat ein.

„Ruft meinen Sohn herein!"

„Zu Befehl, Exzellenza."

Jener verschwand wieder. Rosas trat zum Fenster; er merkte nicht, daß inzwischen jemand ins Zimmer getreten war und auf seine Anrede wartete.

„Vater!"

Hastig wandte er sich um.

„Richtig, ich hatte dich rufen lassen."

Jener war erstaunt. „Du bist zerstreut?"

Der Diktator richtete sich stolz auf, knöpfte den Uniformrock zu

und stand seinem Sohne bewegungslos gegenüber. Er beherrschte sich wieder. Keine Miene in seinem Gesicht zuckte, es schien aus Erz gegossen.

„Enrico," sagte er feierlich, indem er seinen Sohn fest ins Auge faßte, der in seiner blauen, mit goldenen Tressen besetzten Lancerouniform sehr stattlich aussah. „Wir wissen nicht, was uns der heutige Tag bringt. Ich hoffe, daß sich mein Schlachtenglück auch heute bewährt, doch gegen das Schicksal können wir nicht ankämpfen. Ich habe mit dir noch einiges zu reden, falls wir uns nicht wiedersehen sollten."

Er machte eine Pause. Enrico sagte nichts.

„Ich habe schon oft daran gedacht, was nach meinem Tode aus dir werden soll. Siehe, ich habe viel in meinem Leben erreicht. Vom einfachen Gauchoführer habe ich es bis zum Präsidenten gebracht und mich über zwanzig Jahre in meiner Stellung behauptet. Meine Feinde kennen mich nur als blutdürstigen Tyrannen, doch meine Anhänger wissen, was ich ihnen gewesen bin. Meiner Partei habe ich zum Siege verholfen, und es ist allein mein Verdienst, daß sie so lange Zeit am Ruder geblieben ist. Sie wissen es auch zu schätzen, und deshalb würde es der größte Schlag für mich sein, wenn meine Arbeit nicht auch für die Zukunft Früchte trüge."

Auf Enricos Gesicht legte sich ein schmerzlicher Zug.

„Mein innigster Wunsch ist es, mein Sohn, daß du nach meinem Tode in meine Stellung eintrittst und meine Arbeit weiterführst. Doch ermahne ich dich, die Bürde, die du damit auf dich nimmst, nicht zu unterschätzen. Mit eiserner Gewalt muß der Diktator der Argentinischen Republik die Zügel in der Hand halten. Ein leises Nachlassen, ein einziger Augenblick der Milde bedeutet Verderben. Doch schwingt man die Peitsche in fester Hand, dann ducken und verkriechen sich die feigen Kreaturen. Sie heulen und winseln um den Gewalthaber herum und lecken die Hand, die sie schlägt. Doch für das Wohl des Landes ist dieser Zustand der allerbeste. Alle gefährlichen Regungen, die nur zu Zerwürfnis und Uneinigkeit führen, bleiben erstickt. Nur so, mein Sohn, ist es möglich, zum Segen unseres schönen Landes die Regentschaft zu führen. Und ich denke, daß ich dir darin ein gutes Vorbild gegeben habe."

Enrico hörte, den Blick zu Boden gesenkt, ruhig zu.

„Enrico," begann Don Manuel wieder. „Du bist der einzige Mensch, mit dem ich in dieser Weise über meine Stellung gesprochen habe, weil du auch der einzige bist, der mir nahesteht. Und doch ist unser Verhältnis nicht das richtige, wie es zwischen Vater und Sohn sein sollte. Wir wollen keine Worte machen und etwa Gründe dafür suchen. Ich verlange nur eine kurze Antwort auf eine Frage, die mir beweisen wird, ob du mein wirklicher, echter Sohn bist oder nicht. Ich habe der Sala (Parlament) in Buenos Aires bereits Vorschläge

gemacht, und es bedarf nur eines Wortes von mir, und du bist für meinen Todesfall zum Präsidenten mit diktatorischer Gewalt auf Lebenszeit erwählt. Enrico, fühlst du dich berufen, diese Stellung einzunehmen, und wirst du stets mit Freuden deine Pflicht erfüllen können?"

Jener antwortete nicht sofort und hielt seine Blicke an den Boden geheftet. Der Diktator musterte ihn von oben bis unten.

„Nun? Du antwortest nicht? Du hast also keine Lust, mein Nachfolger zu werden?"

„Nein, Vater."

Enrico erhob den Kopf und sah jenen voll an. Seine Nasenflügel bebten vor innerer Erregung.

In dem ehernen Gesicht Don Manuels veränderte sich kein Zug.

„Du scheinst dir überhaupt in letzter Zeit ganz besondere Kaprizen in den Kopf gesetzt zu haben," sagte er gedehnt.

Enrico schoß das Blut ins Gesicht.

„Wie meinst du das?"

„Es sind mir in letzter Zeit ganz absonderliche Dinge zu Ohren gekommen."

Diese Worte trafen Enrico wie Keulenschläge. Der Diktator sprach markig und kraftvoll und hatte die Gewohnheit, fast auf jedes Wort einen Nachdruck zu legen.

„Du hast mit Unitariern Umgang!" sagte er darauf ohne jede Verbindung, indem er seine Stimme besonders verstärkte.

„Wenn ich mit Unitariern zusammenkam, so geschah dies aus Mitgefühl. Und das kann mir kein Mensch verbieten, selbst du nicht."

„Du redest eine kühne Sprache," antwortete jener langsam und mit finsterem Gesicht. „Poche nicht zu sehr auf unsere Verwandtschaft, mein Sohn. Santos Lugares ist auch dir nicht unverschlossen!"

Rosas machte eine kurze Pause. Dann begann er wieder:

„Welchen Grund hattest du eigentlich, dich neulich für Sennor Ortega zu verwenden?"

„Du hast es mir damals erlaubt, Vater. Warum also kommst du darauf zurück?"

„Ich habe zu allem, was ich tue, meinen Grund. Sieh', Enrico," fügte er hinzu, indem er die Arme über der Brust verschränkte, „ich besitze alles, was ich mir nur wünschen kann. Suche einen Menschen, in dessen Hand so viele ihr Schicksal legen mußten, wie in die meine. Sie beben und zittern vor mir und haben sich mir ganz überliefert. Doch ihr Herz besitze ich nicht. Kein Mensch fühlt mit mir, keiner wünscht mir etwas Gutes. Und warum? Weil sie mich nicht verstehen, die armseligen Kreaturen. Und das nehme ich ihnen nicht übel, sie können's eben nicht. Es genügt ja vollständig, wenn ich weiß, was ich ihnen bin."

Enrico konnte trotz der größten Achtung, die ihm die Charakterstärke des Vaters abnötigte, ein gewisses Gefühl des Mitleids nicht unterdrücken; das war ja der offenbare Cäsarenwahnsinn!

„Wenn ich mich auch auf meiner einsamen Höhe wohl fühle," fuhr jener fort, „so kommen doch Stunden, in denen ich mich schwach fühle, in denen ich mich danach sehne, mit jemand über gleichgültige Dinge zu plaudern, fern von allen Staatsgeschäften. Und der einzige Mensch, mit dem ich so zu reden vermochte, warst du, mein Sohn —"

„Vater," unterbrach ihn Enrico erregt, während sich auf seinem Gesicht der innere Zwiespalt widerspiegelte, „wären diese Stunden nicht gewesen, bei Gott, ich wäre an dir verzweifelt. Doch so hoffte ich von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr, dich zur Umkehr bewegen zu können, dich — —"

„Schweig!" Aus den Augen Don Manuels verschwand der matte Schimmer, der sie für Augenblicke belebt hatte; sein Gesicht wurde wieder unbeweglich, eisern. „In einer solchen Stunde gab ich dir nach und ließ Sennor Ortega frei. Doch jetzt häufen sich die Klagen über dich in bedenklicher Weise. Weshalb also batest du für ihn?"

„Ich traf auf die Patrouille, die ihn abführte. Der Anblick war ein so schrecklicher, daß es mir beinahe das Herz zerriß. Mein Inneres sträubte sich dagegen, daß dieser ehrenwerte Mann aus seiner Familie herausgerissen und eines nichtigen Grundes wegen vor die Gewehrläufe der Tiradores gestellt würde."

Ueber Don Manuels Gesicht ging ein kaltes Lächeln.

„Ferner bist du in jener Nacht im Hause des Obersten Costa gewesen. Und zwar warst du dort in Begleitung eines jungen Caballero."

„Allerdings. Es war Juan Dorrego, mein Freund aus der Pampa. Er kennt den Obersten sehr gut und hat mich mit in sein Haus genommen."

„Juan Dorrego!" wiederholte Rosas höhnisch. „Du scheinst mir saubere Bürschchen zu Freunden zu halten. War dieser Mensch nicht derselbe, der meine Brigg mit einer Handvoll Briganten kapern wollte, und den du, statt ihn mir zu überliefern, freiließest?"

„Ja. Ich schätze ihn viel zu hoch, als daß ich je meine Hand zu seinem Untergang bieten würde."

„So, mein Sohn?" erwiderte jener mit schneidender Kälte. „Für ihn verrätst du dein Vaterland!"

„Vater!" schrie Enrico auf. „Wähle andere Ausdrücke! Es kommt ganz darauf an, von welcher Seite man die Dinge betrachtet. Es gibt Leute, die *dir* denselben Vorwurf machen!"

Der Diktator zuckte unmerklich zusammen, doch behielt er völlig die Gewalt über sich. Langsam und jedes Wort betonend, fuhr er fort:

„Erkennst du diesen Vorwurf nicht an, so verrätst du wenigstens deinen Vater. Du weißt wohl, wer jener Juan Dorrego ist?"

Kurze Zeit lastete ein dumpfes Schweigen über beiden. Dann kam es gepreßt und leise von Enricos Lippen: „Ich leugne es nicht. Ich weiß es."

„So? Und das — nennt — sich — — Sohn!"

Rosas trat einen Schritt vor.

„Gerade weil ich dein Sohn bin und es sein will! Doch, woher weißt du, wer Juan Dorrego ist?"

„Von einem jungen Offizier, der eine Schwadron Lanceros führte bei dem Sturm auf die Estanzia des Obersten Costa. Er ist ein Spielkamerad von ihm gewesen und hat ihn wiedererkannt."

„Und du glaubtest, er wäre verschollen, vernichtet von deinen Werkzeugen? Du siehst also, daß es doch eine Gerechtigkeit gibt."

„Was soll das heißen, Enrico? Wolltest du mir nicht deine merkwürdige Freundschaft zu dem jungen Menschen erklären?"

„Ich wollte gutmachen, Vater, was du ihm angetan!"

„Was ich ihm angetan? Ich habe das Vaterland von einem gefährlichen Menschen befreit."

„Du hast ihm den Vater genommen und damit auch die Mutter, einen hilflosen Knaben seiner Eltern beraubt. Und jetzt bist du schamlos genug, zuzugeben, daß du auch ihn hast töten wollen."

„Tor, der du bist! Was lag an diesem Knaben, wenn es das Vaterland galt. Das Unkraut muß mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Du siehst es ja, wie jetzt die Saat der Milde aufgegangen ist. Sieh hinaus — vielleicht werden heute noch auf diesem Plan die Empörer erscheinen. Und da willst du noch von einem Unrecht reden, um zu verhüten, daß das Blut Tausender auf dem Schlachtfelde vergossen wird, wo Bruder gegen Bruder kämpft?"

„Ja und tausendmal ja! Dein Patriotismus ist eine Phrase, die einem ernsten Wort nicht standhalten kann. Ich verkenne nicht, daß du es ehrlich meinst, daß du wirklich das Wohl des Staates im Auge hast, doch der Weg, den du eingeschlagen hast, ist ein falscher! Statt die beiden Parteien einander näherzubringen, hast du den Zwiespalt nur vergrößert. Du wolltest die schrecklichen Bürgerkriege, die unser schönes Argentinien seit Jahrzehnten verwüsten, dadurch aus der Welt schaffen, daß du alle Unitarier durch Kerker und Hinrichtung planmäßig zu vernichten suchtest. Und was hast du erreicht? Deine Gegner sind durch deinen grausamen Terrorismus nicht etwa weniger geworden, die Bürgerkriege sind nicht beseitigt. Im Gegenteil, sie werden fortdauern bis zur gegenseitigen Vernichtung!"

Der Diktator sah einige Augenblicke stumm vor sich nieder. Dann sagte er mit erzwungener Ruhe: „Du sprichst, wie du es verstehst."

„Wie ich es verstehe, gewiß! Und jeder Mensch, welcher denken kann, versteht es so. Du sagst, wenn es das Vaterland gelte, komme es auf das Leben eines Mannes, auch auf die Existenz einer ganzen

Familie nicht an. Vielleicht wäre es möglich, daß ich dir recht gäbe, wenn es sich um einen einzelnen Fall handelt. Wenn du aber diesen Grundsatz bei Tausenden von Familien anwendest, so nützest du dem Vaterlande nicht mehr, sondern richtest es zugrunde. Sieh dich um im Lande. Nichts als Jammer und Elend, rauchende Trümmerhaufen und verwüstete Felder, Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit. Soweit hast du es gebracht mit deinem rücksichtslosen Ausraufen des Unkrauts. Es fragt sich nur, ob du nicht gerade die guten Halme vernichtet und das Unkraut hast stehen lassen. Ferner betrachte unsere Lage nach außen. Handel und Industrie sind bei deinem Regierungssystem völlig eingeschlafen. Unser Staat treibt dem Untergang zu, weil du seine besten Bürger vernichtet hast. Und diejenigen, welche übriggeblieben sind, verwenden ihre Kräfte dazu, um das verhaßte, schwere Joch abzuschütteln. Und an den unermeßlichen Jammer, den du innerhalb jeder einzelnen Familie angerichtet hast, denkst du wohl gar nicht? Wie viele Eltern haben ihre Söhne hinter Kerkermauern enden sehen, wie viele Frauen mußten mit ansehen, wie ihnen der Gatte von einer rohen Horde hinweggeführt wurde, und wie viele Kinder verloren Vater und Mutter. Andere, die das nackte Leben zu retten wußten, verloren Hab und Gut. Unzählige Tränen sind geflossen und unendliches Leid ist fast in jedes Haus eingezogen. Und eine solche Regierung willst du als eine staatserhaltende, vaterlandsfreundliche hinstellen? Da ich dir einmal das gesagt habe, Vater, so sollst du auch alles erfahren. Du kennst den Namen Garcia. Du zuckst zusammen? Es ist dir also noch in Erinnerung. Du warst früher der Freund von Sennor Garcia, bis eines Tages die Mazorkaleute kamen und ihn in seinem Hause festnahmen. Kannst du dir das Entsetzen jener Stunde vorstellen? Aus einem glücklichen Familienleben wird der Gatte, der Vater hinweggerissen; vor den Augen der Gattin und des Sohnes fesseln ihn die grausamen Henkersknechte. Vergeblich sucht er sich zu wehren, umsonst beteuert er seine Unschuld, umsonst ist das Flehen und Schluchzen der Frau und des Kindes. Herzzerreißend ist der Abschied, die rohen Burschen lassen ihnen nicht lange Zeit dazu. Alle wissen, daß es kein Wiedersehen gibt, und jeder sucht noch einen letzten Blick zu erhaschen. Dann reißen sie ihn hinweg; noch einmal sieht er sich voller Verzweiflung um, die Gattin stürzt ohnmächtig zu Boden, und der Knabe, der das Furchtbare zu begreifen beginnt, fängt bitterlich an zu weinen — und ein einziges Wort von dir hätte genügt, um die Familie glücklicher zu machen, als zuvor. Diesen schrecklichen Vorgang hat der junge Garcia natürlich nicht vergessen können, er wurde maßgebend für sein ganzes Leben. Wunderst du dich, daß er Rache schwor für diesen Akt grausamster Brutalität, daß er sein Vaterland von dem Tyrannen befreien wollte, koste es selbst das eigene Leben? Der Gedanke an jene Stunde, die ihm den Vater nahm, erinnert ihn täglich

an seinen Schwur und gibt ihm neue Kraft. Ich ehre seine Gesinnung und bin sein Freund. Doch kannst du dich beruhigen, Vater; meinen Namen weiß er nicht. Bei seinem leidenschaftlichen Temperament hängt er an mir mit der ganzen Hingebung eines wahren Freundes, und das Bewußtsein, ihm ein treuer Freund zu sein, ihn einige Male vor dem sicheren Verderben errettet zu haben, beruhigt mich etwas und beglückt mich, konnte ich doch wenigstens das namenlose Unglück, das du über ihn gebracht hast, zu einem Teil wieder gutmachen."

Rosas hatte noch immer die Arme über der Brust verschränkt und sah finster zu Boden. Die Röte seiner Schläfen kannte Enrico sehr gut, ein Zeichen, daß es in seinem Innern heftig arbeitete. Aeußerlich blieb er ruhig. Endlich sagte er nach langem Schweigen in einem Tone, als hätte ihn ein Schlag getroffen, den zu verwinden er alle seine Kräfte aufbieten müßte:

„Also auch du, Enrico!"

Dann wandte er sich nach dem Fenster zu und überblickte das weite Feld. Er biß die Zähne aufeinander, um die Erregung, die ihn durchbebte, nicht zum Durchbruch kommen zu lassen.

„Du willst mich nicht verstehen, Vater," wandte jener mit leisem Vorwurf ein. „Ich habe es dir sagen müssen und bin froh, daß es von meinem Herzen herunter ist. Und selbst, wenn du mir den Vorwurf der Pietätlosigkeit machen würdest, ich kann mich zu keiner andern Anschauung zwingen."

Langsam wandte sich der Diktator um. Mit kaum merklichem Vibrieren in der Stimme sagte er: „Jetzt bin ich ein verlassener Mann, denn ich habe auch dich verloren. Einen Augenblick dachte ich, ich müßte die Fassung verlieren. Doch das wäre wider meine Natur. Allein sein macht stark. Bisher hatte ich geglaubt, daß alle übrigen nur meine Strenge sahen, doch das Gute, was ich ihnen gab, nicht, und daß nur du mich verstündest, daß du der einzige wärest, der mit mir fühlte. Ich habe mich geirrt — —"

Enrico wollte etwas erwidern, wurde aber durch ein Klopfen an der Tür daran verhindert.

„Herein!" rief der Diktator. „Aha, Ihr seid's, Don Alfonzo de Castarea. Ich hatte geglaubt, Ihr wagtet Euch überhaupt nicht mehr zu mir."

Der untersetzte Mann mit seinem gelblichen Gesicht trat in unterwürfiger Haltung einige Schritte näher und verzog seine widerlichen Züge zu einem Grinsen.

„Was gibt's? Habt Ihr den Obersten Costa gefaßt?"

„Das allerdings nicht, Exzellenza."

„Und ein solcher Mensch wagte es, sich um den Posten meines Privatsekretärs zu bewerben? Ich brauche Leute, die etwas leisten und auf die man sich verlassen kann."

„Eure Exzellenza werden entschuldigen —"

„Schweigt! Es war ein Meisterstückchen von Euch, den Obersten in seinem Garten entkommen und Euch dazu noch die Pferde stehlen zu lassen."

Castarea begann zu zittern und warf Enrico einen haßerfüllten Blick zu. Ihm gab er die Schuld, daß ihn jenes Unglück betroffen hatte.

„Dann gab ich Euch Gelegenheit, den Fehler wieder auszugleichen," fuhr Rosas streng fort, „indem ich Euch den Auftrag gab, den Obersten in seiner Estanzia zu fassen. Auch das habt Ihr nicht fertig gebracht, obwohl Euch über hundert Mann zur Verfügung standen."

„Der Pampero, Eure Exzellenza!"

„Ausreden finden sich immer. Das kennt man. Ich kann mich auf niemand mehr verlassen; auf Euch nicht, den ich der Stellung eines Gauchogenerals für würdig hielt, und auch nicht —"

Er warf einen Blick auf Enrico, vollendete jedoch den Satz nicht.

„Was habt Ihr mir denn mitzuteilen, Don Alfonzo?" fragte er nach einer Pause barsch.

„Die Gauchos sind vollzählig beisammen, Exzellenza."

„Ihr könnt gehen."

Castarea entfernte sich etwas verblüfft. Er hatte eine andere Antwort erwartet.

Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, atmete Don Manuel auf. Wenn s i e da waren, waren alle Sorgen unbegründet. Auf die Gauchos hatte er sich ja stets gestützt, ihnen hatte er seine Macht zu verdanken. Ihrem einstigen Häuptling, der es zu dieser Stellung gebracht und dadurch die ihre in jeder Weise gebessert hatte, waren sie auf Tod und Leben ergeben. Für ihn gingen sie durchs Feuer. Er bediente sich der schneidigen, verwegenen Reiter der Pampas bei allen seinen Unternehmungen, sie schreckten vor nichts zurück und waren jedes Winks gewärtig. Durch ihn nahmen sie an den Staatsaktionen tätigen Anteil, und dies dankten sie ihm durch unbedingte Ergebenheit.

Ein langgezogenes Trompetensignal ertönte.

Mit einigen schnellen Schritten war der Diktator am Fenster. Da sprengten sie heran, seine treuen Gauchos! In langen, dichten Reihen jagten sie daher auf ihren kleinen, zähen Pampasperden, in der einen Hand die gefürchteten Bolas, jene drei verderblichen Bleikugeln, schwingend, in der andern die lange Lanze vor sich haltend. Wie eine unüberwindliche Mauer stürmten sie daher, die wilden, verwegenen Gesellen. Was ihnen in den Weg kam, war verloren. Sie mußten alles niederreißen, niederstechen, zerstampfen.

Mit einem überlegenen Lächeln wandte er sich um und sagte, jedes Wort betonend: „Enrico, jetzt habe ich meine Sicherheit wieder!"

* * *

Die Schenke, welche etwas oberhalb einer vielbenutzten Fähre am Parana lag, war seit dem frühesten Morgen das Ziel von Ordonnanzen und Meldereitern. Militärische Chargen gingen in fieberhafter Eile aus und ein.

Don Jose d'Urquiza, der General der unitarischen Heeresmacht, hatte in dem öden Gebäude mit den kahlen, schmutzigen Lehmmauern sein Quartier aufgeschlagen. Als Gobernador von Entre Rios war er offen vom Diktator abgefallen und hatte alle Patrioten unter seine Fahnen versammelt, die für die Befreiung Argentiniens aus der verhaßten Gewaltherrschaft begeistert waren. Uruguay hatte sich darauf wie ein Mann erhoben, und Santa Fé und einige andere Provinzen sich nach und nach dem kühnen Haudegen angeschlossen.

Seine Beliebtheit bei der Bevölkerung war so groß, daß man keinem anderen die Durchführung dieses gefährlichen Unternehmens zutraute. Bisher hatte sich jeder ängstlich gehütet, von einer etwaigen Erhebung zu sprechen, doch als er sich an die Spitze der Freiheitskämpfer gestellt hatte, schäumten die Wogen der Begeisterung hoch auf. In den unitarisch gesinnten Provinzen trat ein jäher Umschwung ein. Hatte bis jetzt die Furcht vor den Spähern des Diktators die Leute verschüchtert und schweigsam gemacht, so war es nun höchst gefährlich, sich als Anhänger Don Manuels auszugeben. Die roten Bänder an den Kleidern verschwanden, und der mit Ingrimm als landläufiger Gruß hervorgestoßene Segenswunsch für den Diktator verwandelte sich in einen Fluch. Mueran los salvajes Foederalistos! war die Parole.

Der gewaltige Strom, dessen langgestreckte, mit üppiger Vegetation bestandene Inseln den Ausblick auf das jenseitige Ufer verdeckten, floß ruhig dahin. Die sonst einsame, friedliche Landschaft bot ein belebtes, kriegerisches Bild, das d'Urquiza mit einigen seiner Adjutanten von einem terrassenförmigen, laubumrankten Aufbau hinter der Schenke beobachtete. Auf großen Flößen und kleinen Schiffen, Lanchas und Barquillas wurden die Mannschaften, Pferde, Geschütze und Proviantwagen übergesetzt. Bei der ansehnlichen Breite des Parana hatte es fast eine Woche gekostet, bis das Heer der Unitarier übergesetzt war. Am Ufer herrschte ein wirres Durcheinander, und es dauerte lange, bis sich die einzelnen Truppenabteilungen nach der Ueberfahrt wieder formierten, um in langen Kolonnen nach Südosten abzurücken.

Auf der Terrasse standen der General, Oberst Costa und Sennor Ortega, hinter ihnen einige andere Offiziere. Sie waren von dem mit Karten und Skizzen bedeckten Tisch aufgestanden und an die Brüstung getreten, um der Ueberfahrt besser folgen zu können.

„Ich vermute, daß wir heute alle Truppen übersetzen werden," wandte sich der Oberst, der noch immer den Arm in der Binde trug, an d'Urquiza.

„Ja. Ich erwarte, daß jeden Augenblick in dem Spalt zwischen den beiden Inseln dort drüben die letzte Abteilung erscheinen wird."

„Wer befehligt sie eigentlich?"

„Das ist eine Ueberraschung für Euch, mein lieber Costa."

„Offen gestanden, wüßte ich nicht, warum mich der Befehlshaber überraschen sollte."

„Mehr als Ihr ahnt."

„So nennt ihn mir doch, Exzellenza."

„Seht Ihr, Ihr seid doch neugierig," erwiderte der General lächelnd, und, in seine sonore Stimme einen warmen Ton legend, fuhr er fort: „Diese letzte Abteilung sind die Gauchos vom Rio Blanco, die den Diktator ebensosehr hassen, als ihn ihre Genossen vergöttern. Und wer uns diese tüchtigen Burschen gewonnen hat, wißt Ihr ja."

Der Oberst nickte nachdenklich vor sich hin und sagte dann in aufrichtigem Mitgefühl: „Der arme, liebe Junge! Sein einziger Wunsch ist ihm doch nicht in Erfüllung gegangen."

„Noch nicht, Costa," erwiderte jener mit vergnügtem Gesicht. „Aber vielleicht geht er morgen schon in Erfüllung."

„Unmöglich! Wieso denn? Ist e r denn etwa —"

„Natürlich, Amigo. Er leibhaftig führt die Gauchos und eignet sich als Sohn der Pampas am allerbesten dazu. — Ihr macht ein verblüfftes Gesicht? Glaubt es nur, er ist von den Toten wieder aufgestanden — unser lieber Juan de Garcia!"

„Dios sea labado!" kam es dem Oberst aus tiefster Brust. „Er lebt und ist gesund! Und das habt Ihr mir bis jetzt verschwiegen?"

„Ich habe es auch erst gestern erfahren. Kaum waret Ihr gestern morgen mit Sennor Ortega hinübergefahren, um den Transport der eben eingetroffen Lanceros zu leiten, da ließ sich bei mir ein junger Mensch melden. Ich war gerade mit meiner Arbeit fertig und hatte den Schlachtenplan bis aufs kleinste ausgearbeitet. Ich hatte die Ueberzeugung, daß es uns diesmal gelingen müsse, die Bestie zu erlegen. Da mußte ich plötzlich an den jungen Garcia denken und wurde durch sein tragisches Geschick recht wehmütig gestimmt. Während ich so grüble, klopft es an der Tür, und gleich darauf tritt, ohne meine Antwort abzuwarten, atemlos ein junger Caballero ein. Exzellenza! ruft er, mehr schreiend als sprechend. So komme ich also noch zur rechten Zeit? Habt Ihr die Kommandostelle noch frei? — Für dich immer, mein lieber Junge, sage ich in jäh aufwallender Freude und schließe ihn in meine Arme. Niemals kam er mir seinem ritterlichen Vater so ähnlich vor, als in diesem Augenblick. Doch seht, Costa, dort erscheint das Floß. Es ist seine Abteilung."

Die Offiziere blickten gespannt hinüber, während Sennor Ortega in einiger Erregung einwandte:

„Wie ist es ihm eigentlich auf der Brigg ergangen, und wie gelang es ihm, wieder zu entkommen?"

„Er hatte solche Eile, zu seinen Gauchos zu kommen, und erzählte es mir so aufgeregt, daß ich selbst nicht ganz klug daraus geworden bin. Laßt's Euch von ihm selbst erzählen."

Kurze Zeit darauf befanden sich die drei Patrioten im Sattel und ritten in langsamem Trab nach der Landungsstelle zu, wo eben das erste Floß anlegte. Wie sie aus der Entfernung erkennen konnten, brachte es eine große Anzahl Gauchos mit ihren Pferden.

„Viva d'Urquiza! Viva Argentina!" tönte es ihnen überall auf ihrem kurzen Ritt entgegen, und nach allen Seiten dankte der General mit freundlichem Lächeln. Soldaten von allen Waffengattungen, aus allen Altersstufen und jedem Stand begegneten ihnen. Es war eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, wie es bei Freischaren nicht anders zu erwarten ist. Doch eins hatten sie alle gemeinsam, die Begeisterung für die gute Sache Argentiniens und die Ergebenheit ihrem Führer gegenüber. Darin bestand auch ihre Kraft. Sie waren nicht angeworbene Söldner, noch zum Heeresdienst gezwungen, sondern, von dem allgemeinen Freiheitstaumel nach langer Knechtschaft fortgerissen, wie ein Mann zur Fahne geeilt.

Jose d'Urquiza und seine beiden Adjutanten hatten den Landungsplatz erreicht und wurden auch hier von jubelnden Zurufen begrüßt. Die Ufer des Stromes waren so seicht, daß das Floß etwas entfernt vom Lande halten mußte. Die Ausladung der Pferde ging jedoch leicht vonstatten. Die Gauchos waren kräftige, gebräunte Gestalten und ebenso gekleidet, wie die Leute des Diktators, nur fehlte ihnen die rote Cinta.

„Viva Don Jose!" erklang plötzlich in unmittelbarer Nähe eine helle durchdringende Stimme. „Todos a la muerte por Argentina!"

„Juan, du?" rief der Oberst überrascht und umschloß seine Rechte mit beiden Händen. Vor überquellender Freude brachte er im ersten Augenblick kein Wort mehr hervor. Mit erstaunten Blicken betrachtete er den jungen Mann, der die Tracht des Gaucho mit der blauen, tressengeschmückten Uniform eines Capitano vertauscht hatte. Die Aehnlichkeit dieser Züge mit denen seines Vaters frappierte ihn. Mit Wehmut gedachte er dabei des alten Garcia, seines Freundes, und an das Schicksal seines verwaisten Sohnes. Er warf dem jungen Offizier einen beredten Blick zu, welcher ihm bedeutete, daß heute für sie beide wie für alle der Tag der Rache gekommen sei.

Juan verstand ihn und sagte: „Gott und seine Heiligen seien mit uns."

„Amen," erwiderte Costa.

„Juan," wandte sich d'Urquiza an ihn. „Sind deine Gauchos bereits alle auf dem Strome, oder reichen die Boote nicht aus?"

„Das zweite Floß ist eben gelandet, Exzellenza, und das dritte erscheint dort zwischen den beiden Inseln. Die übrigen Leute sind auf den Lanchas und Barquillas schon übergefahren und weiter stromab ans Land gegangen."

„Gut." Er wandte sich an Costa und Ortega und gab ihnen den Befehl, zum Aufbruch blasen zu lassen, während Juan das Ausladen der Pferde beaufsichtigte.

In langgezogenen Tönen erklangen die Signale durch das Lager, und augenblicklich entstand überall ein Tumult. Die Abteilungen, die noch nicht abgezogen waren, rüsteten sich zum Aufbruch. Inzwischen landeten die letzten Gauchos, und nach einer Stunde bereits befand sich auch dieser Teil der Befreiungsarmee auf dem Marsche.

Hinter den Lanceros ritten an der Spitze der Gauchos der General, Costa, Ortega und Juan nebeneinander und befanden sich in lebhafter Unterhaltung über die bevorstehende Schlacht. Als man dieses Thema schließlich genügend erörtert hatte, kam der Oberst endlich auf die Erstürmung seiner Estanzia zu sprechen.

„War das eine tollkühne Fahrt, Juan!" drohte er scherzend mit dem Finger. „Wie eine Nußschale glitt die Barke über die Wellenkämme hin. Du retteteſt uns zwar durch deinen Wagemut, doch konnte die Fahrt ebenso sicheres Verderben sein."

Juan lächelte wehmütig und sah zu Boden. Seine Gedanken weilten wo anders.

„Den Gedanken, über den hochgehenden Strom zu entkommen, begreife ich," warf d'Urquiza ein, „wenn die Ausführung auch höchst gefährlich war. Aber welcher Teufel war denn in dich gefahren, Junge, daß du auch nur daran denken konnteſt, die Brigg zu kapern?"

„Leute waren wir dazu genug, Exzellenza, und den Föderalisten hätten wir einen empfindlichen Verlust beigebracht. Die Netze und Taue, welche über Bord hingen, machten es uns sehr bequem, hinaufzukommen."

„Wir hatten die Absicht, dir zu folgen," erwiderte der General. „Aber eine starke Woge, die an den Rumpf des Schiffes prallte, warf die Barquilla zurück. Nur das Steuer blieb zwei Sekunden länger an der Brigg, so daß es dir gerade noch möglich wurde, an den Tauen dich anzuklammern. Tormenta, du kannst's glauben, Junge, das Herz wandte sich uns im Leibe um, als wir dich über der gurgelnden Flut hängen sahen, jeden Augenblick fürchtend, ein Schiffsbeil könnte von oben auf dich niedersausen. Wir legten uns wacker ins Zeug, um der Brigg wieder näher zu kommen, doch gelang es uns nicht sofort. Auch erkannten wir, daß unsere Barke, wenn wir gerade auf sie zuhielten, bei dem starken Anprall an den festen Planken wie Glas zersplittern würde. Wir mußten uns also dem Hinterdeck zu nähern und an dem Schiff entlang zu fahren suchen, wie vorher. Dazu war es jedoch zu

spät, denn in demselben Augenblick erschienen auf dem Verdeck die Matrosen. Wir wollten schießen, doch unsere Pistolen waren zu naß, so daß sie versagten. Dann sahen wir dich fallen, und es blieb uns nichts anderes übrig, als zu entkommen zu suchen."

Juan sah noch immer wie abwesend vor sich hin.

„Verwegen und tapfer ist er, wie sein Vater," hörte er Sennor Ortega neben sich sagen. Juan schoß das Blut ins Gesicht, und jener bereute sofort, diese Wunde berührt zu haben. Er erwachte aus seinem Brüten, und um seine Mundwinkel begann es zu zucken. In seinen Augen blitzte es eigentümlich auf, und dann versank er wieder für kurze Zeit in denselben träumenden Zustand.

Heute war der Tag, nach dem er sich sein ganzes Leben lang gesehnt hatte, gekommen. Er wollte es noch nicht recht begreifen. Heute sollte er Rache nehmen können für den feigen, grausamen Meuchelmord an seinem Vater, für seine Mutter und für die zahllosen, inneren Qualen, die er seitdem erduldet. Heute noch stieß er dem Tyrannen sein Messer in die Brust, heute noch sollte das Vaterland frei sein!

Es erschien ihm wie ein Traum, der im nächsten Augenblick zerrinnen konnte. Und Enrico, sein einziger, treuer Freund? Wo mochte er jetzt sein? Ein schmerzliches Lächeln ging über seine bleichen Züge. Den einzigen Menschen, dem er nahe stand, bei dem er stets Trost und Ruhe gefunden, ihn wußte er in den Reihen der Feinde! Wie leicht war es möglich, daß er ihm heute sogar mit der Waffe in der Hand gegenüberstand. Nach Namen und Herkunft kannte er ihn nicht, und doch wußte er, daß er der treueste und ehrlichste Mensch war, dem er je begegnet, an dem sein Herz hing mit allem Feuer und aller Innigkeit, deren eine männliche Freundschaft fähig ist, und daß er dieser Freundschaft wert war. Die gemeinsam auf der Pampas verlebte Jugend hatte sie so verbunden und gegenseitig sich kennen lernen lassen, daß eine längere räumliche Trennung nie auch eine seelische werden konnte, die Sehnsucht ließ im Gegenteil in ihren Herzen die Freundschaft immer festere Wurzeln schlagen.

„Wir waren in schwerer Sorge um dich, Juan," unterbrach ihn Oberst Costa in seinen Gedanken, „und hatten schon jede Hoffnung auf Rettung aufgegeben. Begreifst du denn nicht, daß wir begierig darauf sind, wie dir's zu entkommen gelang?"

„Wie ich entkam?" wiederholte Juan gedankenlos. Er sah sich plötzlich wieder auf dem schlingernden Schiffe, von den rohen Schiffern bedroht, welche Axt und Messer über ihm schwangen. Er hörte die Kommandostimme des jungen Kapitäns, der seine Leute in strengem Ton zur Rede stellte, und dann hatte er in den Armen des Freundes gelegen! Zum zweiten Male bereits hatte er ihm das Leben gerettet, zum zweiten Male es ihm ermöglicht, seine heißesten Wünsche zu verwirklichen.

Ohne ihn hätte er nie seinen Vater rächen können, ohne ihn wäre er selbst ein Opfer des Tyrannen geworden.

„Juan, was ist denn mit dir?" Diese Worte des Obersten brachten ihn zu sich zurück.

„Nichts — gar nichts," sagte er verwirrt. „Ihr werdet verzeihen, Sennor."

„Du bist so bleich und so erregt?"

„Das geht auch wieder vorüber. Es ist wahrscheinlich das Kanonenfieber," versuchte er zu scherzen. „Gebe Gott, daß alles glücklich verlaufe."

„Por Dios, du hast recht. Und nun erzähle weiter, mein lieber Junge."

„Es gibt nicht viel zu erzählen, Sennor. Als Ihr glaubtet, ich sei gefallen, war ich bei dem heftigen Schwanken des Schiffes an einen Mast geschleudert worden. Die Matrosen wollten mich vor den Kapitän bringen, doch einer wollte die Sache abkürzen und mir sein Messer geben. In diesem Augenblick erschien der Kapitän selbst, und ich erkannte in ihm meinen Freund, mit dem ich in der Pampas aufgewachsen bin."

„Du der Freund eines Föderalisten?" fragte der Oberst erstaunt.

„Das Nähere kann ich Euch jetzt nicht erzählen, Sennor. Vielleicht später einmal, falls ich die Schlacht überlebe. Als unsere Freundschaft entstand, kannte ich seine politische Gesinnung noch nicht. Als ich vor wenigen Wochen in Buenos Aires war, ahnte ich zum ersten Male etwas davon, bemerkte jedoch zugleich, daß er innerlich Unitarier ist, und unter irgend einem Zwange steht."

„Und trotzdem habe ich kein rechtes Vertrauen zu dem Mann," wandte Costa ein. „Wie konnte er sonst den Befehl über die Brigg übernehmen und meine Estanzia in Brand schießen?"

„Weil er dazu kommandiert war," erwiderte Juan leise erregt. „Er hat mir versichert, daß er nur blinde Schüsse abgegeben hat, und sogar die Absicht hatte, Euch und Eure Leute in sein Schiff aufzunehmen."

Der Oberst streifte ihn mit einem halb mitleidigen, halb überraschten Blick. Dann sagte er langsam:

„Ich will deiner freundschaftlichen Gesinnung nicht zu nahe treten, Juan. Doch als Patriot, und weil ich es mit dir gut meine, will ich dir zu erwägen geben, ob dies nicht bloß eine schlechte Ausrede war."

„Wie?" fuhr jener auf. „Hätte er mich sonst auf dem Schiffe gerettet, gepflegt und wieder freigegeben, obwohl ich ihm mein Vorhaben durchaus nicht verheimlicht habe? Hätte er Eure Barke nicht in den Grund schießen lassen können? Mit aller Strenge mußte er seine Leute davon zurückhalten.

„Wie heißt er denn, und was zwingt ihn, äußerlich sich zum Diktator zu bekennen?"

„Beides weiß ich nicht, Sennor."

Der Oberst glaubte nicht recht gehört zu haben. Auch der General und Sennor Ortega waren aufs äußerste überrascht.

„Du kennst den Namen deines Freundes nicht, den du so warm verteidigst?" fragte d'Urquiza mit leisem Vorwurf.

„Nein. Doch ich bitte Euch, Exzellenza, fragt mich darüber nicht weiter. Genügen Euch meine Beweise nicht, daß er für uns wirkt, auch wenn er in den Reihen der Föderalisten steht? Auch Sennor Ortega kann Euch von ihm erzählen."

„Ich?" rief dieser erstaunt. „Ich kenne ihn nicht."

„Auf seine Veranlassung seid Ihr aus Santos Lugares entkommen, Sennor Ortega."

„Dieser Caballero ist dein Freund, Juan?"

„Ja, er hat mich befreit, als ich in der Quinta Sennor Costas von Alfonzo de Castarea und seinen Bluthunden überwältigt worden war."

„Erzähle uns noch mehr von deinem Freund," fiel d'Urquiza interessiert ein.

„Jetzt nicht," bat Juan. „Sagt mir lieber, wo sich jener Karl Burck befindet, den ich Euch hatte zuführen wollen, Sennor Costa."

„Jener Aleman? Er befindet sich nicht weit von uns. Auf meinen Rat ist er in die deutsche Abteilung eingetreten, welche den linken Flügel führen soll."

In diesem Augenblick hörte Juan hinter sich seinen Namen rufen. Er wandte sich um und sah Pablo, den Indianer, herangesprengt kommen, den breiten Sombrero in der Rechten schwingend. Er zeigte seine weißen Zähne, und das Glück, seinen Gebieter wiedergefunden zu haben, verzog sein Gesicht zu einem freundlichen Grinsen.

„Lieber Don Juan noch leben — Pablo sehr glücklich und froh. Er nie mehr gehen von guten Don Juan, er bleiben in der Schlacht immer an seiner Seite!"

Juan de Garcia freute sich, den guten Burschen wiederzusehen, und reichte ihm die Hand, die jener, beglückt durch diese Auszeichnung, mit Küssen bedeckte.

* * *

Der Kanonendonner war auf allen Seiten verstummt, es war zu einem fürchterlichen Handgemenge gekommen. Die Truppen des Diktators kämpften für ihren alten Ruf der Unbesieglichkeit und wurden in ihrer Tapferkeit und Ausdauer durch ihren Führer bestärkt, der sich überall auf dem Schlachtfelde zeigte, und sogar hier und dort trotz seiner Jahre tätig in den Kampf eingriff. Die Unitarier kämpften für Freiheit und Leben, sie wußten, daß es für sie nichts anderes gab als Siegen oder Sterben. Ihr hohes Ziel hatte die Kämpfer mit einer

Begeisterung erfüllt, die sie zu immer größerer Tapferkeit entflammte und immer weiter in die Reihen der Feinde hineintrieb. Mann kämpfte an Mann, zu Fuß und zu Pferde. Lanze, Messer und Pistole verrichteten ihre blutige Arbeit.

Der Diktator erkannte mit scharfem Blick, daß er es heute mit einem Gegner zu tun hatte, der alle Umsicht und die größte Tapferkeit seiner Truppen nötig machte. Einige Male bereits war es nur seinem Erscheinen zu danken, daß eine wankende Abteilung sich nicht in voller Flucht auflöste. Alle seine Reservetruppen hatte er schon heranziehen müssen, selbst seine gefürchteten Gauchos, auf die er sich am meisten stützte, befanden sich bereits im Kampfe. Der Ruf, der diesen verwegenen Reitern vorausging, beeinflußte ihre Gegner bisher immer so, daß sie schon halb gesiegt hatten, diesmal überwog die Begeisterung der Befreiungsarmee alle Bedenken. Für sie gab es nur eine Parole, welche sie vorwärts trieb, und die sie auf ihre Fahnen geschrieben hatten — Freiheit!

Juan de Garcia kämpfte heldenmütig an der Spitze seiner Gauchoscharen, neben ihm Karl Burck, und auf der andern Seite der treue Pablo. Jeder von ihnen hatte bereits einen tödlichen Schlag oder Stoß vom andern abgewendet, und ihre Tapferkeit wirkte ermutigend auf ihre Leute. Sie standen Rosas Gardetruppen gegenüber und bemerkten mit Ueberraschung und Freude, daß diese nicht von demselben Kampfesmut wie sonst beseelt waren.

Schritt um Schritt erkämpften sich die Unitarier; die Gauchos auf der Seite der Föderalisten kamen ins Wanken. Sie boten alle ihre Kräfte auf und vermochten doch den Rückgang nicht aufzuhalten. — Aengstlich sahen sie sich nach dem Diktator um; dieser schien sich auf dem andern Flügel zu befinden. Plötzlich ging eine Bewegung durch ihre Reihen. Von links her pflanzte sich ein Ruf durch die kämpfenden Scharen, der sie noch einmal alle ihre Kräfte zusammenraffen ließ.

„Salve Don Manuel!“ erklang es, immer näher kommend. „Tod den Unitariern! Mueran los salvajes Unitarios!“

Da kam er auf einem Rotschimmel herangesprengt. Sein Gesicht war bleich und finster und erschien durch den dichten schwarzen Bart noch unheimlicher. Er saß hoheitvoll im Sattel und warf zornige Blicke über die Gauchos. An seiner Seite ritt Alfonzo de Castarea, in dessen gelbem, fahlem Gesicht sich Zorn über die Haltung der Leute und Furcht vor dem Diktator widerspiegelte.

„Heil, Don Manuel! Viva la confederacion!“ scholl es durch die Reihen, doch der Zuruf klang matt, als wäre er erzwungen.

„Vorwärts, Leute!“ schrie Rosas. „Ein Schuft, wer nur einen Schritt zurückweicht! Jeder, der dem Feind den Rücken wendet, bekommt eine Kugel durch den Kopf. Holla, drauf, meine Gauchos! Seht, die Cochinos gehen schon zurück!“

Und wirklich kam neues Leben in die Reihen. Es schien wenigstens so. Der unheimliche Mann hatte eine merkwürdige Kraft, auf andere einzuwirken.

Juan befand sich in arger Bedrängnis. Er hatte sich zu weit vorgewagt und war von mehreren Gegnern umringt. Sein linker Arm war durch einen Messerstich verwundet, so daß ihn der Blutverlust bereits erheblich geschwächt hatte. Er glitt vom Sattel, von einem Gewehrstoß gegen die Schulter getroffen.

In diesem Augenblick bekam er den Diktator zu Gesicht. Fürs erste war er wie erstarrt. Alles Blut wich ihm aus dem Gesicht. Dann entrang sich seiner Kehle ein Schrei. Es war, als hätten sich darin alle Seelenqualen, die er bisher erduldet, gewaltsam einen Ausweg verschafft. Der ohnmächtige Grimm, der jahrelang in ihm gefressen, kam in diesem Schrei mit einem Male zum Durchbruch. Und zugleich klang die Furcht mit, die entsetzliche Furcht, daß ihm der Wüterich noch entkommen könnte. — Es gelang ihm, auf die Füße zu kommen. Da ihn sein stattlicher Brauner auf der einen Seite deckte, hatte er es vorläufig nur noch mit einem Gegner zu tun. Er sah bereits dessen Messer auf sich gerichtet. Ohne die Geistesgegenwart zu verlieren, sprang er einen Schritt zurück, erhob die Pistole und drückte ab. Der Mann brach, durch den Kopf getroffen, zusammen. Dann ergriff er sein Pferd am Zügel und führte es, sich immer hinter ihm deckend, zurück. Diese Vorsicht war jedoch nicht nötig. Sein deutscher Gefährte, Pablo und einige Gauchos hatten bereits die Angriffe seiner Bedränger auf sich abzulenken gewußt.

Sowie er wieder in den Reihen seiner Leute stand, suchten seine Augen den Diktator. Da er ihn von seinem Standpunkt aus nicht sehen konnte, schwang er sich in den Sattel und hielt Umschau. Er hatte ihn entdeckt. Zwanzig Schritt von ihm hielt er inmitten seiner Gauchos und ermunterte sie durch laute Zurufe. Jetzt sah er auf und zu Juan herüber. Seine Blicke blieben eine Zeitlang auf ihm haften. In dem bleichen Gesicht veränderte sich kein Zug. Seine umränderten, schwarzen Augen schienen selbst auf diese Entfernung ihren Einfluß nicht zu verlieren.

Der junge Gauchoführer starrte ihm ins Gesicht und konnte seine Augen nicht abwenden. Im ersten Augenblick war er wie gelähmt. Das war der Mann, den er jahrelang gesucht, für den er seinen Dolch geschliffen. Endlich war der ersehnte Augenblick herbeigekommen. Er stand ihm gegenüber — und war nicht fähig, sich zu rühren!

Es war ihm, als stände er plötzlich vor einer Kobra, die vor ihm geringelt am Boden lag, den schmalen Kopf erhoben, züngelnd, und die schillernden Augen auf ihn gerichtet. Wie gebannt stand er vor dem Reptil; bei der geringsten Bewegung war er verloren.

Mit einer blitzschnellen Bewegung hob Rosas die Pistole und rich-

tete sie auf ihn. In diesem Augenblick löste sich der Bann. Ebenso schnell glitt er an der linken Seite seines Pferdes hinab, so daß er nur noch mit dem linken Fuß im Steigbügel hing, und umklammerte mit beiden Armen den Hals des Tieres. Es war diesen Trick gewöhnt und scheute nicht. Zischend fuhr die Kugel über ihn hinweg.

Sofort war er wieder im Sattel und legte auf jenen an. Da bemerkte er, daß er nur noch eine Ladung hatte und erkannte, daß er diese für eine günstigere Gelegenheit aufsparen müsse.

Inzwischen tobte um ihn der Kampf weiter. Die Föderalisten spannten unter den Augen ihres verehrten und gefürchteten Führers noch einmal alle Kräfte an, die Unitarier kämpften mit dem Mute der Verzweiflung.

„Alerta, Amigos!" schrie Juan. „Vorwärts! Der Sieg ist unser. Nicht nachlassen, Freunde. Wir kämpfen für unsere gute Sache und dürfen nicht unterliegen. Vorwärts!"

Mit Feuereifer schlugen seine Leute zu. Die Schlacht hatte sich zu einem furchtbaren Einzelkampf ausgestaltet. Mit Messer, Bola, Lanze und Gewehrkolben wurde gekämpft, da die Munition bereits fast überall ausgegangen war.

„Wenn wir heute nicht siegen, Freunde, werden wir's nie mehr können," feuerte der junge Kapitän seine Leute an. „Drauf, ihr Männer! Nur noch kurze Zeit, und sie wenden sich zur Flucht. Sucht vor allem den Diktator zu treffen! Wenn der Bluthund fällt, ist alles entschieden. Vaya!"

Der Kampf wurde auf beiden Seiten hitziger, doch drängten die Unitarier immer weiter vor. Juan bemerkte, daß Rosas sich allmählich aus den Reihen der Kämpfer zurückzog. Immer eifriger feuerte er seine Gauchos an, da er fürchtete, jener könnte entfliehen. Die Aussicht, ihn mit seiner letzten Kugel zu treffen, wurde immer ungünstiger. Da hob er kurz entschlossen seine Pistole und drückte ab.

Vor Aufregung zitternd beobachtete er die Wirkung des Schusses. Der bleiche Mann hielt sich noch einige Augenblicke im Sattel, dann glitt er vom Pferde herab.

Zunächst war es ihm ganz unmöglich, daran zu glauben. Er hielt es für eine Sinnestäuschung. Und doch wurde ihm der Fall des Diktators durch das Siegesgeschrei seiner Gauchos bestätigt.

„Bendito sea Dios!" scholl es durch die Reihen „Gepriesen sei Gott! Es lebe der neue Diktator von Buenos Aires! Viva Don Jose d'Urquiza!"

So war es also Wirklichkeit. Der Mann, welcher fast ein Menschenalter ein ganzes Volk geknechtet hatte, der durch Ströme von Blut geschritten war, war gefallen — und zwar durch seine Kugel.

Es wollte keine rechte Freude in ihm aufkommen. Für diese Bestie war eine leichte und womöglich schmerzlos tötende Kugel keine

Strafe. Doch er hatte keine Zeit, sich weiteren Gedanken hinzugeben. Die Unitarier drängten schnell vorwärts, und die Gegner wichen, wenn auch tapfer kämpfend, immer weiter zurück.

„Cielo!“

Juan traute seinen Augen nicht. Hinter den Reihen der Föderalisten jagten drei Reiter davon, der mittlere ritt einen Rotschimmel. Er wandte sein Gesicht um. Es war blutüberströmt, doch erkannte er den Diktator. Links von ihm ritt in seiner glänzenden Uniform Alfonzo de Castarea, und der Reiter rechts von ihm auf dem Rappen — er kannte ihn nicht!

Rings war er eingeschlossen. Sich durch die Feinde durchzuhauen, war unmöglich. Und der bleiche Mann auf dem Schimmel entfernte sich immer weiter!

* * *

Die sinkende Sonne beschloß einen ereignisvollen Tag. Don Manuel de Rosas war völlig aufs Haupt geschlagen, und die flüchtenden Trümmer seines Heeres langten truppweise in Buenos Aires an. Die blutrotweißen Fahnen des Diktators verschwanden und machten den grünen und blauen Farben der Unitarier Platz. Jeder entfernte die Tinta von seinem Gewand, und beide, Anhänger wie Gegner, wagten wieder frei aufzuatmen.

Don Jose d'Urquiza war der Nachfolger in seiner Würde. Er behielt die diktatorische Gewalt bis zur Berufung eines Verfassungsrates, welcher eine neue Konstitution geben sollte.

Am Abend des Schlachttages tauchte das Gerücht auf, Rosas sei auf eins der beiden englischen Kriegsschiffe geflüchtet, welche im Hafen lagen. Doch konnte dies niemand mit Bestimmtheit sagen. In der Nähe des Schlachtfeldes hatten ihn einige Leute mit zwei Begleitern vorbeireiten sehen. Er sei in fliegendem Galopp vorbeigekommen, doch wisse niemand, wohin er geflüchtet sei. — —

Juan befand sich mit Karl Burck und Pablo auf der Spur der drei Reiter. Hinter ihnen tobte noch der Kampf. Sie hatten die Reihen ihrer Mitkämpfer verlassen und die Feinde in einem Bogen umritten. um die Flüchtigen zu verfolgen. Bei den zahlreich ineinander laufenden Hufeindrücken war dies sehr schwierig. Oft hatten sie die Spur verloren, doch stets gelang es dem erstaunlichen Spürsinn Pablos, die rechte Fährte wieder zu entdecken.

Bereits einige Stunden hatte die Verfolgung gedauert, ohne daß es ihnen gelungen wäre, die Verfolgten zu Gesicht zu bekommen. Der Deutsche betrachtete Juan mit besorgten Blicken. Er ahnte, was in ihm vorging, doch sprach dieser kein Wort. Die Lippen hatte er fest aufeinander gepreßt, und mitunter ging ein Zucken über sein bleiches Gesicht.

Nach einiger Zeit bog die Spur nach links und hielt auf eine Quinta

zu, deren weiße Mauern in einiger Entfernung aus dem dunklen Grün einiger Ombusbäume hervorblickten. Der Boden wurde feuchter, und die zahlreichen Gebüsche deuteten darauf hin, daß sie in die Nähe des Stromes gekommen waren.

Das Hoftor in der Mauer, welche die Gebäude umgab, war geschlossen.

„Er ist hinein," stieß Juan hervor. „Wahrscheinlich will er hier die Nacht abwarten. Er fürchtet, daß ihn jeder niederschlägt, der ihn erkennt." Dabei sprang er ab, um an der Türe zu rütteln. Doch der Deutsche hielt ihn davon ab.

„Halt, Juan," warnte er. „Wenn Ihr so ungestüm vorgeht, erkennt man uns sofort als Verfolger und läßt uns nicht hinein. Man wird sogar auf uns schießen."

„Inzwischen wird er entkommen! Vielleicht gar auf den Fluß!"

„Pst, ruhig, Juan! Wir stellen unsere Pferde unmittelbar an die Mauer, so daß sie vom Hause aus nicht gesehen werden. Dann schleichen wir an das Ufer des Stromes und können von dort aus gewiß leicht in den Garten hineinkommen."

„Guter Don Carlos haben recht," warf Pablo ein. „Heimlich und mit List — sonst sich retten böser Diktator. Er vielleicht warten bis Nacht und fahren dann mit Barquilla stromab."

„Es ist richtig, wir dürfen uns nicht überstürzen," antwortete Juan mit leicht zitternder Stimme. „Ich werde vorangehen."

Darauf nahm er den Dolch zur Hand und schritt, jedes Geräusch vermeidend, an der Mauer entlang. Burck und Pablo folgten.

Nach kurzer Zeit standen sie, vom Gebüsch verborgen, am Ufer. Die Mauer reichte noch einige Meter ins Wasser hinein.

„Still!" flüsterte Juan. „Ich höre jemand sprechen."

Er schritt in den Fluß hinein. Das Wasser reichte ihm nur bis zu den Knien. Am Ende der Mauer verlor er den Boden unter den Füßen. Mit der einen Hand sich an einem hervorstehenden Stein festhaltend, umschwamm er sie und gewann auf der andern Seite wieder festen Boden. Sein Gefährte und der Indio folgten ihm in derselben Weise.

Das Ufer war mit so dichtem Buschwerk bestanden, daß sie zunächst von dem Garten und dem Hause nicht das geringste sahen. Mit aller Vorsicht schritten sie weiter, krochen dann in die ersten Büsche hinein und legten sich auf den Boden nieder.

Eben hörten sie wieder jemand sprechen. Juan winkte den beiden zu, zurückzubleiben und schlich sich, ohne ein Geräusch zu verursachen, weiter. Jetzt war er so nahe herangekommen, daß er die Sprechenden verstehen konnte.

„Was verlangst du denn von ihm dafür, daß du ihn verbirgst?" vernahm er eine Stimme, die er schon gehört hatte. Er bog das Gebüsch etwas auseinander und sah zwei Caballeros auf einer Bank

sitzen. Derjenige, der die Frage gestellt hatte, war Alfonzo de Castarea und der andere ein breitschultriger, älterer Mann, offenbar der Eigentümer der Quinta.

„Hältst du es für gefährlich, Alfonzo?"

„Wenn es die Unitarierhunde erfahren, bist du ein verlorener Mann."

„Caracas! Ich werde darüber mit ihm sprechen. Er ist vorn im andern Garten."

Dabei stand der Sennor auf.

„Halt, Amigo. Noch eins," sagte Castarea mit einem lauernden Blick, indem er an seine Seite trat. „Mir liegt nämlich gar nichts mehr daran, daß der Diktator gerettet wird."

„Wieso?"

„Er hat mir in letzter Zeit das Leben geradezu zur Hölle gemacht. Ich hatte nämlich einen äußerst gefährlichen Unitarier aufgespürt und festgenommen. Don Manuels Sohn befahl mir, ihn freizulassen. Er würde für ihn einstehen. Nach langem Zögern tat ich's und habe mir damit selbst eine Schlinge um den Hals gelegt. Seitdem hat er mich wie einen Buben behandelt und mich obendrein noch mit einer Strafe von zehntausend Pesos belegt. Und daran ist allein das Milchgesicht schuld. O, du weißt gar nicht, wie ich den Burschen hasse! Gleich auf der Stelle könnte ich ihm den Hals abschneiden."

Dabei entfernten sich die beiden weiter nach links. Die beiden Männer konnte Juan vorläufig ruhig außer acht lassen. Sie waren ja eigentlich auch Gegner des Diktators.

Sein Herz klopfte stürmisch, und er legte die Hand auf die Brust, um es zu beruhigen. Seine Augen glänzten wie im Fieber, und sein Gesicht war leichenblaß. Endlich war die Stunde, der Augenblick gekommen!

In langen Sätzen huschte er unter dem Gebüsch nach dem villenartigen Herrenhause zu, den Dolch krampfhaft in der Rechten haltend.

Er mußte plötzlich an Enrico denken. Ob er mit ihm fühlen, mit ihm jubeln würde, wenn er ihn jetzt sähe, wo er vielleicht die größte Tat seines Lebens ausführte?

Es erfaßte ihn eine wilde Sehnsucht nach dem Freunde. Warum war er auch nicht bei ihm in der größten Stunde seines Lebens? Warum war er nicht der erste, der ihm dankte für die Tat, die ihm selbst die Ruhe wiedergab und dem ganzen Volke zum Segen gereichte? Enrico hatte ihm in jener Nacht das Leben gerettet, indem er sich für ihn verbürgte; auf der Brigg zum zweiten Male. Und womit dankte er ihm? Jetzt war die Gelegenheit dazu. Befreite ihn nicht der Tod des Diktators von einem unerträglichen Zwang? Würde er nicht frei aufatmen und wie von einem Bann erlöst sein, wenn er sich als Unitarier bekennen durfte, was ihm jetzt aus ihm unbe-

kannten Gründen unmöglich war? Denn das Versprechen, das er Enrico auf dem Schiff gegeben, und das ihm im Augenblick nicht einmal ganz klar war, konnte doch kein Dank zu nennen sein!

Wie im Taumel rannte er dahin und gab sich nicht einmal mehr Mühe, den Schall seiner Schritte zu dämpfen. Er erreichte das Haus, bog um die Ecke, lief auf dem weichen Grasboden weiter und stand schließlich an dem andern Garten, den der Sennor erwähnt hatte.

Hier erblickte er keinen Menschen. Die reiche Blumenpracht, die ihm entgegenprangte, übersah er. Er hatte kein Auge für die herrlichen Myrtazeen, die mit Blüten übersäten Rosensträucher und die von buntfarbigen Kolibris umflatterten Palmen und Orangenbäume. Seine Augen suchten den schwarzbärtigen, düsteren Mann mit dem finstern Blick und dem bleichen Gesicht.

Auf der durch Rosenbüsche verdeckten Terrasse, zu der einige Stufen hinaufführten, hörte er plötzlich einen Laut. Es war ihm, als wäre es das Stöhnen eines Mannes gewesen.

Er erschrak. Hastig eilte er einige Schritte weiter. Jetzt übersah er die Terrasse. Auf einem aus Weiden geflochtenen Stuhl saß vornüber gebeugt eine männliche Gestalt. Es war der Tyrann. Er sah auf, und seine Augen schienen sich in den jungen Mann in der Kapitänsuniform hineinbohren zu wollen, welcher mit dem Messer in der Hand wie ein zum Sprunge bereiter Puma neben einer Agave stand. Kopf und Stirn hatte er verbunden, in sein Gesicht war ein gelblicher Ton getreten. Seine Haltung war kraftlos und gebrochen. Mit beiden Armen stützte er sich auf die Lehnen des Stuhles.

Juan wurde verwirrt. Er hatte den kräftigen, starken Mann gesucht. Diesen gebrochenen Menschen niederzustoßen, war keine Heldentat. Er stand noch immer vornübergeneigt und maß den Diktator mit seinen heißen Blicken. Schon wollte er die Hand sinken lassen und sich wieder zurückziehen, da trat wieder mit erschreckender Klarheit all das Elend vor seine Augen, das dieser gewissenlose Mann angestiftet.

Er sah die überall rauchenden Trümmerhaufen, die Glück und Reichtum zerstört, sah die unheimlichen Gestalten von der Mazorka, die nachts ihrem furchtbaren Handwerk nachgegangen waren und Tausende von edlen Männern aus dem trauten Familienkreise in die Kerker geschleppt hatten, wo sie für immer verschwinden mußten. Er gedachte der armen Kinder, welche nach ihrem Vater schrien, und der unglücklichen Frauen, welche Gatten und Obdach auf so furchtbare Weise verloren hatten. Und dies alles hatte dieser alte Mann angestiftet. Waren das etwa Heldentaten? War es nicht einfach eine gerechte Strafe, wenn er ihn niederstieß?

Und plötzlich sah er wieder, wie die Henkersknechte seinen unschuldigen Vater mit roher Gewalt davonschleppten, wie er mit auf den Rücken gefesselten Händen und verbundenen Augen auf dem öden Gefängnishof stand, und wie ihm das Blei der Tiradores die Brust zerriß. Und er sah seine Mutter am Boden liegen und sich vor Schmerz und Qualen winden. — Ein leiser Schrei entrang sich seiner Brust. Mit einigen Sätzen hatte er die Stufen erreicht und sprang sie empor.

„Juan de Garcia!"

Der Diktator stieß es tonlos hervor, und sprang auf. Doch behielt er seine Fassung.

„Mörder!"

Juan erhob den blitzenden Dolch.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen! Juan, halt' ein!"

Bei diesen Worten war er wie vom Schlag getroffen. Zwischen ihn und den Diktator trat mit erhobenen Händen ein junger Mann.

„Enrico! Du?"

„Ja, mein Juan. Halt' ein, mein teurer Freund!"

Dieser fühlte plötzlich in der Brust ein brennendes Weh.

„Enrico, du bist also doch nicht mein Freund," stieß er, sich überstürzend hervor. „Du weißt, wie ich mich nach diesem Augenblick gesehnt habe. Und nun willst du mir alles zerstören!"

„Juan, du versprachst mir auf dem Schiff bei Gott und allen Heiligen, mir die nächste Bitte zu erfüllen."

„Nun, und —?"

„Töte mir nicht den Vater!"

„Ein lauter Aufschrei. Dann warf er den Dolch auf die Fliesen, bedeckte das Gesicht mit den Händen und schluchzte ohne Tränen in sich hinein.

„Sein Sohn!"

„Juan, mein Juan, vergib. Bedenke —"

Weiter kam Enrico nicht. In nächster Nähe krachte ein Schuß und mitten durch die Brust getroffen, brach er zusammen.

„Castarea!" hauchte er.

Aufs höchste erschrocken, wandte sich Juan um. Eben verschwand der Bube hinter der Ecke des Hauses. Doch in demselben Augenblick hörte er von dem andern Garten her die kräftige Stimme Pablos. Zwei Schüsse fielen kurz nacheinander, und dann vernahm er das Geräusch, als wenn jemand in höchster Eile durch die Büsche bräche.

Er kniete neben dem Freund nieder und erkannte mit Entsetzen, daß ihm niemand mehr helfen konnte. Der Diktator trat an seine Seite. Er zitterte an allen Gliedern und mußte sich an Juans Schulter festhalten.

Die Ereignisse stürmten so auf Juan ein, daß er kaum noch einen klaren Gedanken fassen konnte. Erst mußte er erfahren, daß sein

einziger Freund der Sohn seines Todfeindes war, so daß er seinen Racheplan nicht durchführen konnte, und nun mußte er ihn selbst durch jenen Schurken verlieren.

„Enrico, mein einziger Freund, wie fühlst du dich?"

Dieser lächelte matt.

„Das ist der Tod, Juan. Er hatte seit jener Nacht einen Haß auf mich."

„Meinst du die Nacht, als du mich in Costas Hause befreitest?"

Enrico nickte.

„O mein Gott! So mußtest du das um meinetwillen leiden!"

„Nicht doch, mein Freund," flüsterte der Verwundete. „Habe Dank für deine Freundschaft. Ich habe — ja nur — — gutgemacht — was — — — man dir — getan!"

„Mein Enrico!" Laut aufschluchzend ergriff Juan seine Hände. „Mein einziger Freund!"

Jener hatte die Augen geschlossen, und Blut trat auf seine Lippen. Er war verschieden.

Erschüttert tastete sich Rosas an der Glaswand entlang nach dem Hause zu. Er war überwältigt von dieser Freundestreue und völlig gebeugt, da auch er das einzige verloren, was er besessen. Einige Tränen rollten über seine bleichen Wangen, vielleicht die ersten seit seinen Jugendtagen.

Juan sah und hörte nichts von dem, was um ihn vorging. Er konnte sich von dem teuren Antlitz nicht losreißen. Er merkte nicht, daß Karl Burck zu ihm getreten war und ergriffen seine Hand auf seine Schulter legte, und hörte den treuen Pablo nicht, welcher dieses Unglück bejammerte und seinen „lieben Don Juan" damit zu trösten suchte, daß der Täter bereits seinen Lohn empfangen habe.

Eine Stunde später ritten drei Reiter in die endlose Pampa hinaus. Voran Juan; er hatte vor sich auf dem Sattel den toten Freund liegen, den er da in die Erde versenken wollte, wo sie zusammen ihre Rosse getummelt und ihren Bund geschlossen hatten. Als treue Söhne der Pampa kehrten sie beide zu ihr zurück. —

Der Diktator entkam, auf einer Barquilla den Strom hinabfahrend, wie das Gerücht vermutete, wirklich auf ein englisches Kriegsschiff und floh nach Europa.

Die Pfahlmänner des Llano estacado.

1. Der Black Hawk.

Wer den Zauber des Meeres kennt, dessen großartige Einförmigkeit etwas ungemein Reizvolles an sich hat, wird dieselben Empfindungen haben, wenn er die Prärien Nordamerikas durchquert. Mit Worten kann man kaum die mannigfaltigen Eindrücke wiedergeben, welche der Anblick des unendlichen Grasmeeres hervorruft. Man fühlt sich frei und unbeengt; so weit das Auge schaut, erblickt es nichts als das durch verschiedenfarbige Blumen belebte Grün und den Azur des Himmels. Immer neue Empfindungen drängen sich dem einsamen Reiter auf, wenn er die kleinen Hebungen ersteigt oder ein kleines Plateau erreicht, von dem er die unendliche Prärie übersieht, die sich über Anschwellungen und Senkungen wellenförmig hinzieht. Im Gegensatz zu den stellenweise fast undurchdringlichen Wäldern hat hier der Reisende das beruhigende Gefühl der Sicherheit; so weit das Auge reicht, ist keine Gefahr vorhanden.

In langsamem Schritt hielten zwei Reiter auf die niedrigen Berge zu, in denen die Quellflüsse des North Fork of Concho River entspringen, und deren Ausläufer die Prärie im Norden begrenzen. Offenbar kannten sie die Gegend schon, denn sie ließen die Zügel hängen und achteten wenig auf den Weg.

„Alle Achtung, Vetter! Du sitzt ja prachtvoll im Sattel," unterbrach der ältere das Schweigen. „Hätte gar nicht geglaubt, daß ihr drüben im alten Deutschland so zu reiten versteht. Gut zwölf Stunden sind wir heute schon unterwegs. Spürst du nichts in den Schenkeln?"

„Ich merke nichts Besonderes."

„Dann hast du allerdings das Zeug, mit der Zeit ein tüchtiger Savannenmann zu werden. Ich habe oft Leute getroffen, denen die Schenkel infolge des Reitens am ersten Abend wie gelähmt waren,

am zweiten Tage schälte sich die Haut, und am dritten bluteten sie. Solche Kerls sind für den Westen nicht zu brauchen."

„Das Reiten allein macht wohl einen tüchtigen Präriejäger nicht aus, Georg," erwiderte der jüngere, dessen Oberlippe der erste Flaum bedeckte. „Er muß auch die Büchse handhaben können."

„Selbstverständlich. Mir scheint, Vetter, daß du das Wesen eines echten Westmannes noch gar nicht erfaßt hast. Ebensowenig wie Schreiben, Lesen und Rechnen einen Gelehrten ausmachen, ist der schon ein tüchtiger Westmann, welcher zu reiten und schießen versteht, ein scharfes Auge und ein gutes Gehör hat und auch etwas Spuren zu lesen versteht. Es gehört auch hierzu, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine höhere Schule."

„Ich werde also meine naturwissenschaftlichen Studien auf der Universität, welche ich in Deutschland unterbrochen habe, hier fortsetzen," fiel der andere scherzend ein. „Die herrliche, weite Prärie ist der Hörsaal, und du, altes Haus, bist mein hochgelehrter Professor."

„Ungefähr so," lächelte jener. Dabei legte er beschattend die Hand über die Augen und musterte scharf die sich immer mehr von der Ebene abhebenden Hügelketten im Norden.

Georg war schlank und kräftig gebaut, seine blauen Augen offen und vertrauenerweckend, und die ganze Art, wie er sich bewegte, deutete darauf hin, daß die Savannen und Wälder Nordamerikas nicht immer sein Aufenthaltsort gewesen waren. Sein Gesicht, von einem dunkelblonden Vollbart umrahmt, beschattete ein Filzhut mit sehr breiter Krempe; der Jagdrock und die Leggins bestanden aus weichgegerbtem Büffelkalbleder, und die Beine staken in bis über die Knie heraufgezogenen Stiefeln. Ebenso sauber und neu wie die Kleidung waren seine Waffen. Ueber die Schulter hing ihm ein funkelndes Gewehr neuester Konstruktion, während er ein anderes vorn am Sattel befestigt hatte. Im Gürtel staken ein Revolver und ein Bowiemesser. Sein Hengst war ein Rappe von reinstem Schwarz mit edelgeformtem Kopf, roten Nüstern und einer dichten, langen Mähne.

Sein Vetter Erich war ebenfalls von kräftiger Gestalt, wenn auch etwas kleiner. Seine Ausrüstung war dieselbe. Selbst den Rappen konnte man nur bei genauester Aufmerksamkeit von dem andern unterscheiden; sie waren offenbar Brüder.

„Ich will mich heute mit dem Spurenlesen begnügen," fuhr Georg in seiner Belehrung fort. „Darin lernt man nie aus. Es genügt natürlich nicht, daß man die Fährte eines Weißen von der eines Indianers unterscheiden kann. Schwieriger ist es schon, aus einem wirren Durcheinander von Hufeindrücken die Zahl der vorübergekommenen Reiter zu bestimmen. Aus der Fußstellung, der Beschaffenheit des Hufes, der Art des Eindrucks und vielen anderen Zeichen er-

sieht der geübte Westmann mit voller Bestimmtheit so viele Einzelheiten, daß einem Uneingeweihten die Augen übergehen. Trifft man auf eine Spur, so ist es unumgänglich nötig, sie zu untersuchen, um zu sehen, ob man Feinde oder Freunde vor sich hat."

„Dies herauszubekommen, dürfte wohl in den meisten Fällen sehr schwer oder gar unmöglich sein."

„Du irrst, Erich. Ob es schwer oder gar unmöglich ist, danach darf der Westmann nicht fragen. Nur der Gedanke, daß ein richtiges Lesen der Spur unbedingt nötig ist, muß für ihn maßgebend sein. Sonst könnte er leicht unversehens eine Kugel zwischen die Rippen bekommen."

„Entschuldige, Georg, wenn ich dich unterbreche," warf Erich ein, indem er einer der Satteltaschen ein Fernrohr entnahm, das er nach Norden richtete. „Hast du dort vorn schon die schwarze Linie bemerkt? Sie zieht sich von Südosten nach Nordwesten."

„Gut!" erwiderte jener anerkennend. „Scheinst ein Auge dafür zu haben. Ich fürchtete schon, du hättest durch das viele Studieren an Sehkraft eingebüßt."

„Dann müßte dir's doch genau so gehen, Vetter. Oder hast du im University-College in St. Louis ohne Bücher studiert?"

„Ich habe meine Ferien stets auf unserem Rancho verbracht und tagelang die Prärien durchstreift. Hier schärften sich meine Augen von selbst wieder, wenn sie wirklich gelitten hatten."

Sie ließen ihre Pferde weiter ausgreifen, um die Spur zu erreichen. Der gelb blühende Helianthus, der die Prärie wie mit einem Teppich bedeckte, hatte längst aufgehört, auch wurde der Graswuchs niedriger und dürrer. Der Boden hatte allmählich seine Feuchtigkeit verloren, und stellenweise trat ein harter Wüstensand zutage. Hier und da standen, zu Gruppen vereinigt, graue Distelsträucher, die mit niedrigen Kakteen wechselten.

„Wir befinden uns auf einem Ausläufer der furchtbaren Wüste," erklärte Georg, „des Llano estacado."

„Als du mich vorige Woche in New-Orleans abholtest, erwähntest du sie schon einmal. Llano estacado oder Staked-Plain bedeutet „abgesteckte Land." Was für eine Bewandtnis hat es eigentlich damit?"

„Der Llano liegt zwischen Texas, Neu-Mexiko und dem Indianerterritorium," erwiderte Georg, die Umgebung scharf musternd. „Er umfaßt ein ungeheures Gebiet, und seine Durchquerung erfordert zu Pferde mehrere Tage. Diese furchtbare Sandwüste vermag nicht einmal der dürftigsten Vegetation ein kärgliches Dasein zu bieten, und sie dürfte an Öde und Trostlosigkeit selbst die afrikanische Sahara übertreffen. Wer in ihr die Richtung verliert, kann tagelang umherirren, ohne auf einen Menschen, ein Tier oder einen Tropfen Wasser zu stoßen, bis er erschöpft zusammenbricht. Will man aus Zeitmangel

den Llano durchqueren, statt ihn zu umreiten, muß man natürlich den kürzesten Weg wählen, und zu diesem Zweck sind in gewissen Abständen Pfähle in den Boden gesteckt, die hinauf nach Santa Fé oder Fort Union, hinüber nach Petos und ins südliche Texas hinunterführen. Daher der Name Llano estacado."

Inzwischen hatten sie die Fährte erreicht und hielten an. Sie war schmal, aber sehr ausgetreten. Längs der Hufeindrücke zogen sich ineinanderlaufend viele flache, schmale Furchen hin. Georg betrachtete die Spur einige Augenblicke und sagte dann:

„Es sind Indianer, dachte mir's schon."

„Du siehst es daran, daß die Hufe unbeschlagen sind?"

„Ja. Und zwar sind es Komantschen."

„Siehst du das aus der Spur oder kalkulierst du nur?"

„Beides. Wir sind eben durch ihr Gebiet gekommen; war ein gefährliches Stück, sage ich dir. Und doch ließ sich kein einziger von ihnen blicken. Der Stamm, der nördlich von der Sierra Charrote seine Jagdgründe hat, scheint also irgend einen Zug unternommen zu haben, und hier haben wir ihn vor uns."

„Könnten es nicht auch die Kiowas sein?" wandte Erich ein, dem diese Begründung nicht zwingend genug erschien.

„Nein, Vetter. Siehst du dort den hohen Distelstrauch? Was fällt dir daran auf?"

„Es hängt ein rotes Stückchen Zeug daran."

„Richtig. Die Komantschen haben eine große Vorliebe für Rot und Blau. Dies sind auch ihre Kriegsfarben. Rote Zeugstückchen wie dieses binden sie ihren Pferden gern in den Schwarz, und es ist offenbar im Vorbeireiten hängen geblieben."

Sie setzten ihre Pferde wieder in Trab und ritten zu beiden Seiten der Spur weiter.

„Die Roten scheinen sich auf einem Jagdzug zu befinden?" fragte Erich.

„Nein. Auf dem Kriegspfad."

„Du bist ja der reinste Schwarzseher, Vetter. Erkennst du das auch aus der Fährte?"

„Natürlich. Wie du siehst, haben sie ihre Mustangs im Gänsemarsch laufen lassen. Das tun sie auf Kriegszügen stets, um etwaige Verfolger über ihre Anzahl zu täuschen. Außerdem würden sie hier wahrscheinlich wenig jagdbares Getier finden."

„Dann ist es für uns also sehr gefährlich, ihnen weiter zu folgen."

„Hast du Angst, Kleiner?" spöttelte Georg.

„Das nicht, aber — —"

„Nun, ich würde dir's auch gar nicht übelnehmen. Für ein neu-

backenes Greenhorn (Neuling) wie dich sind Komantschen auf dem Kriegspfad kein Kinderspiel."

„Ich meine nur, daß wir zwei gegen sie doch nichts auszurichten vermögen, und es wäre töricht, unser Leben unnütz aufs Spiel zu setzen. Hast du übrigens eine Ahnung, wem der Ueberfall gelten könnte?"

„Bis jetzt bin ich mir darüber allerdings noch nicht klar. Jedenfalls scheint der Feind sehr respektabel zu sein. Denn wenn die Indsmen auch im Gänsemarsch geritten sind, so erkennt man doch aus der sehr ausgetretenen Fährte, daß sie äußerst zahlreich sind. Außerdem rechnen sie damit, daß sich der Kriegszug sehr lange ausdehnen kann."

„Das willst du auch aus der Spur erkennen?"

„Gewiß. Du beachtest die schmalen Furchen nicht, die sich längs der Spur hinziehen. Sie rühren von den Zeltstangen her, welche die Roten am Sattel befestigt haben und auf dem Boden nachschleifen lassen. Bei Kriegszügen, welche sie schnell zu beenden gedenken, nehmen sie sie nicht mit."

„Dann wollen sie vielleicht gar alle Ansiedelungen, Haziendas und Ranchos in der Umgegend plündern."

„Im weiten Umkreis gibt es hier keine Ansiedelungen, da der Boden nicht ertragreich genug ist. Ich kann mir augenblicklich selbst nicht denken, welche Teufelei sie vorhaben."

Schweigend ritten sie weiter, wobei Georg mit schärfster Aufmerksamkeit die Fährte beobachtete. Nach einiger Zeit wandte er sein Tier wieder rechts ab nach Norden. Erichs Rappe folgte ihm von selbst.

„Hast du die Absicht aufgegeben, die Indsmen zu verfolgen?" fragte dieser erstaunt.

„Im Gegenteil. Um sie um so eher einzuholen, folge ich ihnen nicht."

„Du mußt schon so freundlich sein, Vetter, mir diesen Widerspruch zu erklären."

„Sehr einfach, mein Junge. Die Fährte zeigt nach Nordwesten. Wohin führt sie also?"

„In den Llano estacado."

„Richtig. Und zwar in den unwirtlichsten Teil hinein. Dort wohnt niemand, und dort gibt es auch nichts zu plündern."

„Du meinst also, daß sie nur zum Schein hineinreiten, um etwaige Verfolger irrezuleiten?"

„Natürlich. Wenn sie weit genug gekommen sind, werden sie nach Norden umbiegen und schließlich nach Osten zurückkommen. Sie reiten also einen großen Bogen. Wenn wir unsre bisherige Richtung am Rande des Llano geradeaus beibehalten, bilden wir die Sehne dazu. Dabei haben wir den Vorteil, den Vorsprung, den sie haben, um Bedeutendes zu verringern."

In voller Karriere sprengten sie dahin, und da sie die Pferde bisher nicht übermäßig angestrengt hatten, zeigten die prächtigen Tiere kaum ein Zeichen der Ermüdung. Erich, der vor wenigen Wochen erst Deutschland verlassen hatte, um seinen Oheim zu besuchen und sich längere Zeit bei ihm aufzuhalten, gab sich ganz dem Vergnügen hin, auf seinem Hengst über die weite Savanne dahinzufliegen und fühlte sich von einem beglückenden Freiheitsgefühl beseelt. Dazu kam sein jugendlicher Tatendrang, den zu betätigen das Zusammentreffen mit den Komantschen die beste Gelegenheit bot.

Er stieß einen hellen Jauchzer aus und spornte sein Tier von neuem an.

Georg wandte sich verwundert um.

„Freust du dich so sehr darauf, deinen Skalp zu verlieren?" lächelte er.

„Unter deinem Schutze nicht, Georg."

„Vorsicht ist immer nötig. Gegen eine heimtückische Kugel sind selbst Erfahrung, List und Körperkraft nicht stark genug. — Doch sieh dort hinüber; bemerkst du nichts?"

Erich wandte sich nach der angegebenen Richtung. Rechts kam eine zweite Fährte auf sie zu, so, daß sie, wenn sie weiterritten, einen spitzen Winkel mit dieser bildeten.

„Es waren drei Reiter," sagte er, „und zwar drei Weiße; denn die Hufe sind beschlagen."

„Nein, Erich. Zwei und einer."

„Wie meinst du das?"

„Zwei Reiter sind vorangeritten, und der dritte ist ihrer Spur gefolgt. Die Spuren der beiden Weißen, welche vorangeritten sind, sind nicht mehr so deutlich, wie die des dritten. Die Grashalme haben sich schon halb wieder aufgerichtet, und auf die Hufeindrücke hat sich von der Wüste her ein feiner Staub gelegt. Die Fährte des dritten dagegen ist noch völlig unverwischt, er ist also später vorbeigekommen. Ferner sagt mir die Spur, daß die beiden ersten langsam geritten sind, der dritte dagegen Galopp. An den Hufeindrücken kannst du das deutlich sehen. Der letzte hat es allerdings schwer, schnell vorwärts zu kommen, da sein Pferd auf dem rechten Hinterfuß lahmt."

„Das siehst du auch?" rief Erich überrascht.

„Das Pferd des dritten stößt nur mit der vorderen Schärfe des rechten Hinterfußes auf."

„Kannst du aus der Fährte auch auf die Identität der Reiter schließen?"

„Aus der Fährte kaum. Aber ich vermute, daß entweder der Verfolger oder die Verfolgten Stakemen sind."

„Stakemen bedeutet soviel wie Pfahlmänner. Haben sie ihren Namen etwa von den Pfählen im Llano?"

„Allerdings. Sie sind völlig heruntergekommene und mit der Zivilisation verfallene Menschen. Sie vereinigen sich zu Banden und halten sich am Rande des Llano auf. Denen, die die Wüste durchqueren wollen, schließen sie sich als Begleiter oder Führer an, schicken ihre Genossen voraus, welche die Pfähle entfernen und in falscher Richtung wieder einstecken, und plündern dann ihre Opfer aus. Töten sie sie nicht sofort, so müssen sie in der trostlosen Oede elend zugrunde gehen."

„Schrecklich! Legt ihnen denn niemand ihr Handwerk?"

„Sie sind noch zu mächtig, und eine geordnete Regierung haben wir in Texas noch nicht. Doch halt — hier teilt sich die Spur. Die beiden ersten Reiter sind hier stehen geblieben, ihre Pferde sind unruhig gewesen, wie du aus den zahlreichen Eindrücken von denselben Hufen erkennen kannst. Wahrscheinlich haben sich die Gentlemen gezankt und sich getrennt."

Die Spur des einen Reiters lief in der alten Richtung weiter, während die des andern schräg nach rechts weiterging. Der Verfolger mit dem lahmen Pferd war der östlichen nachgeritten.

Erich sah seinen Vetter fragend an.

„Wir reiten den beiden nach," entschied dieser. „Vielleicht können wir ein Verbrechen verhindern."

Sie setzten ihre Tiere wieder in Galopp und jagten längs der Spur hin. Indessen waren sie an die Hügelketten immer näher herangekommen und erkannten, daß sie mit einem niedrigen, buschartigen Wald bestanden waren. In einer knappen Viertelstunde hatten sie sie erreicht.

Die Sonne war im Sinken und warf bereits schräge Strahlen durch das Laubwerk. Bei dieser Beleuchtung bot der Wald ein wunderbares Bild. In dieser Breite mischen sich nördliche und südliche Baumarten, so daß eine reiche Mannigfaltigkeit der Bäume die Wälder auszeichnet. Neben den knorrigen Eichen stehen schlanke Palmen mit ihren dunklen Blätterwedeln, dazwischen rote Zedern und herrliche Magnolien mit ihren weißen großen Prachtblüten, Eschen und Akazien wechseln mit Zypressen und Buchen. Ein besonders schönes Bild bietet die Lebenseiche, welche oft fünf Meter dick wird und in bedeutender Höhe erst ihre mächtigen Aeste zerteilt. Von den Zweigen hängt das spanische Moos in langen silbernen Fäden herab, das vom Winde hin und her geschaukelt wird und den Baum wie mit einem flatternden Mantel umhüllt.

„Glaubst du wirklich, daß ein Verbrechen im Werke ist?" unterbrach Erich das Schweigen.

„Hier im Westen, nach dem sich so viele verkommene Subjekte flüchten, muß man den meisten das Allerschlechteste zutrauen, und man wird sich selten in jemand irren."

„Das ist wohl etwas übertrie — — —"

„Still! Dort vorn liegt ein Mensch," flüsterte Georg, geräuschlos vom Pferde springend. „Bleibe mit den Tieren hier, ich beschleiche ihn."

Im nächsten Augenblick war er im Gebüsch verschwunden. Immer Deckung suchend, schlich er in einem kleinen Bogen lautlos vorwärts.

Der Mensch rührte sich nicht. Schließlich schritt er gerade auf ihn zu und beugte sich zu ihm nieder. Der Mann lag mit von sich gestreckten Armen und Beinen platt auf dem Boden. Das Gesicht wurde durch das Gestrüpp halb verdeckt. Er trug den bockledernen Jagdrock des Hinterwäldlers, sein Hut lag neben ihm.

Die Spuren liefen auf die Stelle zu, wo der Mann lag; die des hinkenden Pferdes setzte sich in derselben Richtung fort, die des andern bog links in den Wald hinein.

Georg winkte den Vetter zu sich heran.

„So ein Leichtsinn!" lachte dieser. „Eine sorglose Seele scheint er zu sein, daß er hier einschläft und seinen Gaul davonlaufen läßt."

„Er ist tot," erwiderte Georg monoton.

Dabei bog er das Gestrüpp auseinander, so daß das Gesicht des Mannes frei wurde. An der rechten Schläfe bemerkten sie ein kleines Loch, das von einer Revolverkugel herrührte und von einigen kleinen Blutstropfen umsäumt war.

Erich überkam ein eigentümliches Gefühl, es war der erste Tote, den er im Wilden Westen sah, und zum ersten Male fand er den Grundsatz unzivilisierter Gegenden verwirklicht: Stirb, damit ich lebe!

„Wahrscheinlich das Opfer eines Stakeman," sagte er mit gedämpfter Stimme. „Ist es aber wirklich erwiesen, daß der Tote jener erste Reiter ist? Ich sehe, daß dessen Spur nach links weiter geht."

„Er ist's," erwiderte Georg bestimmt. „Das Pferd ist ohne Reiter weitergelaufen. Steige ab und sieh dir die Spuren genauer an."

Erich folgte der Aufforderung und beugte sich auf den Boden nieder.

„Vergleiche die Spuren des Pferdes vor dem Toten und hinter ihm. Bemerkst du einen Unterschied?"

„Vor dem Mann sind die Hufeindrücke tiefer als hinter ihm."

„Richtig. Folglich?"

„Das Pferd muß vorher eine Last getragen haben, die es dann verlor."

„Und diese Last?"

„Ist der Tote."

„Na also. Das ist die ganze Zauberei. Der Mann auf dem lahmen Pferd ist auf seine rechte Seite geritten, hat ihm eine Kugel durch die Schläfen gejagt, ihm seine Habseligkeiten genommen und sich dann, wie du siehst, eiligst davon gemacht. Wenn wir uns beeilen, kommen wir ihm noch ein gutes Stück nach. Wir erleiden ja dadurch keinen Zeitverlust, da die Richtung auch die unsre ist."

Sie stiegen wieder auf und trieben die Pferde zu möglichster Eile. Dabei konnte natürlich nur wenig gesprochen werden. Eine gute Strecke hatten sie bereits zurückgelegt, als es zwischen den Bäumen zu dämmern begann. Deshalb mußten sie das Tempo mäßigen, um die Spur nicht aus den Augen zu verlieren.

„Junge," unterbrach Georg das lange Schweigen, „ich meine, was das Reiten betrifft, bist du bereits ein fertiger Savannenmann, wenn's mit dem übrigen auch noch sehr hapert. Als wir vorhin über die Prärie jagten, beobachtete ich dich heimlich, du saßest tadellos im Sattel. Und hier im Wald nimmst du die Hindernisse so leicht und sicher, daß du gewiß kaum noch etwas hinzuzulernen hast. Wirst wohl bald dem Black Hawk seinen Ruhm streitig machen."

Ueber Erichs Gesicht ging ein stolzes Lächeln; aus Georgs Munde war ein solches Lob sehr viel wert.

„Black Hawk?" fragte er. „Wer ist das?"

„Von dem mußt du etwas wissen, Erich. Der Black Hawk ist der größte Gauner, der je in den Staaten herumgelaufen ist, dabei der beste und verwegenste Reiter, den du dir denken kannst. Er war der Anführer einer sehr großen Bande Stakemen und hat viel von sich reden gemacht. Die Pfahlmänner werden die Geier der Wüste genannt. Sein unheimliches Aussehen, sein schwarzer Bart und seine Eigenschaft als Führer der Stakemen haben ihm den Namen Black Hawk*) eingebracht. Seit einigen Jahren ist er spurlos verschwunden. Doch bis heute noch werden die grausigsten Geschichten von ihm erzählt, die meisten knüpfen sich an sein waghalsiges, unnachahmliches Reiten. Wenn er ohne Sattel auf seinem schwarzen Hengst über den Llano dahinjagte, glaubten die Indianer und die alten Trapper nicht anders, als daß ein Geist vorüberführe. Aus diesem Grund wagten viele nicht, auf ihn zu schießen. Mit erstaunlichem Geschick wußte er mit dem Gewehr umzugehen, war verschlagen wie ein Fuchs, kurz, ein Westmann durch und durch, wenn der Schurke diesen Ehrennamen verdiente — —"

„Halt, Mesch'schurs!"

Die beiden hielten betroffen inne und griffen zu den Waffen.

„Hände von eurem Schießprügel, wenn's gefällig ist!" ertönte dieselbe Stimme wieder aus dem Gebüsch vor ihnen, das sie wegen der zunehmenden Dunkelheit nicht mehr erkennen konnten. „Es könnten euch sonst einige Lot Blei zwischen die Rippen fahren!"

Georg kannte den Gebrauch des Westens und wußte, daß sie, wenn sie zu den Waffen griffen, unweigerlich eine Kugel bekommen würden. Wenn in diesen gefährlichen Gegenden ein Mensch einen

*) Schwarzer Geier. Hawk bedeutet eigentlich Habicht, wird aber um den Llano estacado herum in jener Bedeutung gebraucht.

andern trifft, muß er unbedingt wissen, wen er vor sich hat. Daß diese Anfrage in einer so derben Weise geschieht, bringen die Umstände mit sich und wird von niemand übelgenommen. Georg würde selbst nicht anders gehandelt haben. Deshalb ließ er ruhig seine Waffen stecken.

„Wer seid ihr, Mesch'schurs, wenn's gefällig ist?"

„Zwei ehrliche Gentlemen, Sir, die vom Rio Grande kommen und hinauf nach Lubbock wollen."

„Good evening, Mesch'schurs," grüßte der Unsichtbare und trat hinter dem Strauch hervor. „Soviel sich noch erkennen läßt, seht Ihr nicht wie Spitzbuben aus. Wollt ihr ein saftiges Stück Bärenlende in euren Magen und eure Glieder an einem gemütlichen Feuer niederlassen, so folgt mir, wenn's gefällig ist."

Der Fremde war reichlich anderthalb Kopf kleiner als die beiden Deutschen und hielt seine Büchse in der Hand. Mehr war bei der Dunkelheit nicht zu erkennen.

Da Georg noch im unklaren war, ob dieser Mann derjenige war, den sie verfolgten, fragte er: „Seid Ihr allein hier, Sir?"

„Nein. Dort drüben, etwa tausend Schritt von hier, fließt ein klares Wasser. Dort sitzt eine ganze Gesellschaft von ehrenwerten Gentlemen."

„Fallensteller?"

„No. Diggers (Goldsucher) sind's. Sie wollen hinüber ins alte Arizona. Dort sollen reiche Goldadern entdeckt worden sein."

„So? Und was macht Ihr denn hier?"

„Das kann Euch nichts kümmern, junger Mann."

„Oho! Mit demselben Recht wie Ihr werde ich Euch eine Kugel durch die Rippen jagen, wenn Ihr nicht Rede steht."

„Nur nicht voreilig, Master, wenn's gefällig ist," antwortete der Kleine gemütlich. „Es könnte Euch sonst noch reuen. Habt Ihr schon einmal vom Nebraska-Bill etwas gehört?"

„Ja. Er soll ein ganz tüchtiger Kerl sein."

„Ein ganz tüchtiger Kerl bloß? Mann, seid Ihr bei Verstande? Der berühmteste Präriejäger ist's, von den Seen bis ins Mexiko hinein."

„So, so. Der interessiert mich jetzt wenig. Wer Ihr seid, möchte ich wissen."

„Mensch, der bin ich ja!"

Die beiden Deutschen konnten sich eines Lächelns nicht erwehren.

„Es freut mich, Euch kennen zu lernen," erwiderte Georg ruhig. „Sagt mir nur endlich, zu welchem Zweck Ihr gerade an dieser Stelle standet, ich müßte Euch sonst mit dem Messer die Zunge lösen!"

„Heavens, seid Ihr ein unhöflicher Mensch! Ich suche hier einen guten Freund, mit dem ich mich heute überworfen habe und der seinen

eigenen Weg weitergeritten ist. Dabei stieß ich auf diese Fährte und sah sie mir ein wenig an."

Georg stutzte. „Wo habt Ihr Euch denn von ihm getrennt?"

„Zwei gute Reitstunden von hier, südlich auf der Prärie."

„Ihr rittet geradeaus nach Norden weiter, während Euer Freund nach rechts abbog."

„Donnerwetter, Mann, Ihr wißt das?"

„Wie sah denn Euer Freund aus?"

„Er war etwas größer als ich, trug einen bockledernen Jagdrock und hatte einen kurzen braunen Vollbart. Habt Ihr ihn etwa gesehen, Sir?"

Diese Beschreibung stimmte vollkommen zu dem Toten, den sie vor einer Stunde gefunden hatten. Georg beantwortete die Frage des Nebraska-Bill vorläufig nicht.

„Führt uns zu Eurem Feuer, Sir," sagte er.

Der Kleine, der wahrscheinlich etwas über den Verbleib seines Freundes zu erfahren hoffte, war plötzlich sehr willfährig geworden und schritt voran.

„Habt Ihr Euch verfolgt gefühlt?" fragte Georg weiter.

„Nein. Möchte es auch keinem raten, den Nebraska-Bill verfolgen zu wollen."

„Nun, der Mann, der diese Fährte hinterlassen hat, scheint Euch nicht erst um Erlaubnis gefragt zu haben, ob er Euch verfolgen darf."

„Wie, Sir, er hat uns verfolgt?"

„Erst euch beide und dann Euern Freund allein."

„Dann ist mein Freund also schon hier vorbeigekommen und ich altes Coon warte immer noch auf ihn!"

„Habt Ihr denn zwei Spuren gesehen? Meiner Ansicht nach läuft hier nur die des Verfolgers vorbei, dessen Pferd auf dem rechten Hinterfuß lahmte."

„So sagt mir nur endlich, wohin sich mein Freund gewendet hat."

„Er ist nicht mehr."

„Was soll das heißen, Mann. Wollt Ihr damit etwa — —"

„Er ist tot."

Im ersten Augenblick brachte der Kleine vor Bestürzung kein Wort hervor. Dann blieb er stehen, faßte Georg, der sein Pferd hinter sich herführte, beim Arm und sah ihm schweigend ins Gesicht. Nach einiger Zeit brachte er mit zitternder Stimme mühsam hervor:

„Tot? Mann, wißt Ihr das gewiß?"

„Leider, ja. Es tut mir leid, Euch dies sagen zu müssen."

„Und der Mensch, auf dessen Spur wir uns trafen, ist sein Mörder?"

Georg nickte nur. Er fühlte, daß in der Seele des Mannes etwas vorging, und wollte ihn in seinen Gefühlen nicht durch Worte stören.

Deshalb schwieg er. Er schien das Unbegreifliche noch nicht recht zu fassen, vielleicht gab er sich sogar Schuld am Tod seines Freundes, da er sich mit ihm, wie er erwähnt hatte, überworfen hatte.

Sie waren indessen weitergeschritten, ohne daß ein Wort gesprochen wurde. In der Luft machte sich allmählich ein brenzlicher Geruch bemerkbar, der offenbar von dem Lagerfeuer der Diggers kam, und es dauerte nicht lange, so sahen sie den Feuerschein selbst durch das Gebüsch fallen.

„Holla, alter Bill! Was bringt Ihr denn da für Besuch?" scholl ihnen eine Stimme entgegen, und ein langer, hagerer Kerl erhob sich aus dem Kreis der ums Feuer sitzenden Männer. „Willkommen, Mesch'schurs, wen der Nebraska-Bill mitbringt, den können wir ruhig an unserem Feuer niedersitzen lassen."

„Guten Abend, Mesch'schurs," grüßte Georg. „Wir freuen uns, bei euch die Nacht verbringen zu können. Dort drüben ist wohl noch ein Plätzchen für uns."

Er schritt nach der bezeichneten Stelle und pflockte ganz in der Nähe die beiden Rappen an. Dann ließ er sich mit Erich am Feuer nieder. Der Nebraska-Bill setzte sich schweigend zu ihm.

Die bisher ziemlich lebhafte Unterhaltung war durch ihr Erscheinen für einige Augenblicke unterbrochen worden. Es waren zwölf Männer, alle wetterfeste Gestalten, teils Yankees, teils Spanier. Sie trugen die mexikanische Tracht, die sonst in ihrer romantischen Schönheit so imposant ist, bei ihnen jedoch drollig wirkte, da sie alle möglichen und unmöglichen Kleidungsstücke dazu trugen, die nicht dazu paßten. So hatten die einen zu der reich mit Stickereien versehenen kurzen, offenen Jacke mit weit aufgeschlitzten Aermeln einen schäbigen, verschossenen Filzhut, andere zu der bekannten malerischen mexikanischen Hose einen plumpen Lederrock. Alle denkbaren Zusammenstellungen waren vertreten und ergaben für das Auge eines echten Mexikaners ein unmögliches Bild.

Den drolligsten Eindruck erweckte der Nebraska-Bill. Sein kleiner Körper steckte in einem alten, bockledernen, vielfach geflickten Jagdrock; seine ausgefransten Leggins befanden sich in einem ähnlichen Zustand, und seine Bibermütze hatte bereits alle Haare verloren. Die Flinte, die er neben sich liegen hatte, verdiente den unter Trappern geläufigen Ausdruck „Schießprügel" vollkommen, denn sie war von einem Knüttel kaum zu unterscheiden.

Georg und Erich tränkten ihre Pferde noch in dem Bache, welcher wenige Schritte vom Lagerplatz vorbeifloß, und schnitten sich dann einige Stücke von der mächtigen Bärenlende ab, die ihnen der Nebraska-Bill wortlos zuschob.

Der Lange, der sie begrüßt hatte, wandte sich zuerst an sie: „Seid wohl Neulinge im Westen, hm?"

„Wieso?" fragte Georg.

„Nun, in euren geschniegelten und gebügelten Jagdröcken scheint ihr eher in einen Salon zu passen, als in den Llano. Und ich wette zwanzig Dickschwanzfelle (Biberfelle), daß ihr eure blanken Gewehre nur spazieren getragen habt bisher. Könnt ihr überhaupt schießen?"

Georg lächelte Erich verstohlen zu und gab ihm einen heimlichen Wink. „Kann sein," antwortete er. „Ich weiß es nicht, habe noch keine Gelegenheit dazu gehabt."

„Mister Bruns," rief ein anderer dem Langen lachend zu. „Es scheinen Deutsche zu sein, Greenhorns waschechter Sorte."

„Ist es wahr, Mesch'schurs? Seid ihr Germans?" fragte dieser weiter.

„Allerdings."

„Und was treibt ihr eigentlich hier?"

„Wir sehen uns ein wenig den Wilden Westen an."

Eine Lachsalve antwortete diesen Worten.

„Dann rate ich euch, beizeiten wieder heimzureiten," fuhr Bruns fort. „Sonst könntet ihr einmal mit zerbrochenen Gliedmaßen und ohne Skalp heimkommen. Doch, ihr gefallt mir, Mesch'schurs. Schließt euch uns an und kommt mit hinüber nach den Minen. Da gibt's fingerdicke Goldadern, sage ich euch, dort ist noch etwas zu machen."

„Wann brecht ihr denn auf?" fragte Georg.

„Ist noch unbestimmt, Mann. Wir erwarten eine Karawane, mit der wir zusammen durch den Llano reiten wollen. Morgen im Laufe des Vormittags ist sie zu erwarten, sie kommt von Garden City."

Georg horchte interessiert auf. Jetzt erkannte er auch den Zweck der Komantschen, auf deren Spuren sie unterwegs gestoßen waren. Offenbar wollten sie diese Karawane überfallen. Auffällig wäre es allerdings gewesen, wenn die Stakemen sich von den Roten hätten ins Handwerk pfuschen lassen.

„Wie stark wird denn die Gesellschaft sein?" fragte er weiter.

„Kann Euch das interessieren?" erwiderte Bruns, über den Wissensdurst des Greenhorns belustigt.

„Selbstverständlich. Wenn ich mich jemand zu einem so gefährlichen Ritt anschließe, muß ich doch wissen, mit wem ich es zu tun habe."

„Recht so, junger Mann." Das bartlose, faltige Gesicht des Langen verzog sich dabei zu einem freundlichen Grinsen. „Ihr braucht keine Angst zu haben, bei der Karawane seid Ihr in sicherem Schutz. Es sind gegen zweihundert Mann, alle handfeste Kerls."

Georg war überrascht. Einer solchen Uebermacht hatten sich die Stakemen wahrscheinlich nicht gewachsen gefühlt und deshalb sich mit den Komantschen verbunden. Er war begierig, Näheres zu erfahren.

„Wißt Ihr vielleicht, Sir, welchen Zweck die Expedition verfolgt?"

„Sie wollen auch ins alte Silberland hinüber. Es sind allerdings keine gewöhnlichen Diggers wie wir, müßt ihr wissen. Zehn Ingenieure sind dabei und einige Gelehrte. Sie wollen mit schwierigen und verwickelten Apparaten, die ich nicht verstehe, das Erdinnere auf seinen Metallgehalt untersuchen. Falls sie ergiebige Gold- und Silberadern finden, wollen sie gleich die Arbeit beginnen. Zu diesem Zweck haben sie zweihundert tüchtige Leute mit, die die Sache verstehen, handfeste, gutbewaffnete Männer."

„Sie werden wahrscheinlich auch viel Gepäck mitbringen müssen?"

„Natürlich. Ueber zwanzig große Ochsenwagen sind dabei, voll Proviant für mehrere Monate, Waffen und Munition."

Der junge Deutsche war nachdenklich geworden. Die Aussicht auf eine solche Beute mußte allerdings die Stakemen veranlassen, alles daranzusetzen, um den Coup gelingen zu lassen, und er wunderte sich nicht mehr, daß sie die Komantschen zur Mithilfe herbeigerufen hatten. Mit ihnen verbunden, waren sie auf jeden Fall in der Ueberzahl.

„Hält sich denn die Expedition für genügend geschützt?" wandte er sich wieder an Bruns.

„Es kann sein, daß noch eine Abteilung Soldaten zu ihnen stößt, ich weiß es aber nicht genau."

Der Lange wandte sich wieder seinen Kollegen zu, die sich eben lebhaft über die Pfahlmänner unterhielten.

Erich, der sich bisher noch nicht am Gespräch beteiligt hatte, hatte es belustigt, daß sich sein Vetter als Neuling ausgegeben hatte, und freute sich schon im voraus auf die verdutzten Gesichter der Männer, wenn sich das „waschechte Greenhorn" als erfahrener Westmann entpuppen würde.

„Glaubst du, daß die Karawane in ernstlicher Gefahr ist?" fragte er ihn.

„Ja. Sie wird wahrscheinlich in eine sehr schwierige Lage kommen."

„Denkst du, daß der Ueberfall abgeschlagen werden kann oder gar zu verhindern ist?"

„Das weiß ich noch nicht. Mein Plan ist noch nicht ganz fertig. Höre aber jetzt der Unterhaltung zu, du kannst noch etwas dabei lernen."

Die Unterhaltung der Diggers war wieder in vollem Gange und wurde sehr lebhaft geführt.

„Ihr scheint die Pfahlmänner zu unterschätzen, Mesch'schurs," hörte Erich eben den langen Bruns sagen. „Ich verachte und verabscheue sie natürlich ebensosehr als ihr, doch läßt sich nicht leugnen, daß man mit ihnen durchaus kein leichtes Spiel hat. Sie sind höchst verwegene Burschen; dabei fädeln sie ihre Coups so schlau und raffiniert

ein, daß sie ihnen fast ohne Gewaltstreich gelingen. Ich hörte erzählen, daß kürzlich zwei dieser Gauner sich einer Gesellschaft von fünfzig Ansiedlern anschlossen, die mit ihrer ganzen Habe nach Pecos hinüberziehen wollten und den Llano durchquerten. Die beiden Stakemen gaben an, dieselbe Route zu haben und den Weg genau zu kennen. Zuvor hatten einige ihrer Genossen die Pfähle in falscher Richtung eingesetzt, die nach zweitägigem Marsch plötzlich aufhörten. Als die Ansiedler am nächsten Morgen erwachten, waren die beiden Führer verschwunden und mit ihnen die Pfähle, so weit wenigstens, als sie sehen konnten. Sie befanden sich mitten im wildesten Teil des Llano und irrten tagelang in der Wüste umher, bis sie schließlich wieder an dieselbe Stelle kamen, wo sie von den Schuften im Stich gelassen waren. Einer nach dem andern blieb zurück, und kein einziger hat Pecos zu sehen bekommen. Auf die Verschmachtenden stürzten sich die Stakemen wie Geier und rissen ihre ganze Habe an sich."

„Dieser Trick ist zu bekannt, Mister Bruns," erwiderte der Nebraska-Bill, dem man anmerkte, daß er sich zur Ruhe zwang. „Darauf fällt heute niemand mehr hinein. Die Rowdies machen heute nur noch das halbe Geschäft."

„Da irrt Ihr gewaltig, Sir," mischte sich ein anderer ins Gespräch. „Für jeden Coup erfinden sie eine neue List. Den Reisenden gesellen sich oft Leute zu, hinter denen sie eher den Kaiser von China vermuten würden als einen Stakeman. Wie oft kommt es vor, daß sich die Gauner den Reisenden bereits auf der Eisenbahn anschließen oder gar schon in den Hafenstädten, so daß sie von ihnen völlig für ihresgleichen angesehen werden."

„Und die Hauptsache vergeßt ihr ja noch, Mesch'schurs," rief Bruns dazwischen. „Noch viel gefährlicher sind sie geworden, seit der Black Hawk wieder aufgetaucht ist!"

Georg horchte auf. Der Black Hawk befand sich wieder bei ihnen, den man schon längst für verschollen gehalten hatte? Das war ja kaum möglich. Wenn er an ihrer Spitze stand, war es für die Karawane doppelt schwierig, den Llano zu durchqueren, unter Umständen sogar unausführbar.

„Der Mann wiegt hundert Kerls auf," schrie einer. „Ich wette, daß er mit dem Teufel im Bunde steht."

„Der Teufel selbst ist er," rief ein anderer. „Ein Mensch bringt gar nicht fertig, was er unternimmt."

„Wißt ihr noch, Mesch'schurs, als jene dreißig Diggers im Llano zugrunde gingen?" warf ein dritter ein. „Vor drei Jahren war's. Der schwarze Geier schloß sich ihnen an und gab sich ebenfalls als Goldsucher aus. Er imponierte ihnen, und so machten sie ihn zu ihrem Anführer. Wohin er sie führte, könnt ihr euch wohl denken. Am Tage war er bei den Diggers und abends verschwand er und suchte

seine Genossen auf, um ihnen seine Befehle zu erteilen; nach einer Stunde war er wieder da. Ihr wißt ja, daß er auf seinem Gespensterpferde schneller als der Wind reitet."

„Das ist noch gar nichts," rief der lange Bruns wieder dazwischen. „Vor einigen Tagen erst habe ich eine Geschichte gehört, für deren Wahrheit ich euch mit meinem Halse einstehe. Ihr könnt mich am nächsten Ast aufhängen, wenn ein einziges Wort daran erlogen ist. Drüben in der Sierra Guadaloupe stahl der Black Hawk einem Ranchero ein Pferd. Den Eigentümer, der ihn verfolgte, schoß er einfach aus dem Sattel. Darauf spürte ihm dessen Sohn mit einigen Knechten nach und kam ihm oben auf dem waldigen Hochplateau so nahe auf die Fersen, daß er ihn mit dem Revolver hätte niederknallen oder ihm den Lasso über den Kopf hätte werfen können. Doch beides war ihm nicht möglich, da die Bäume zu dicht standen. Dort oben steht ja noch der reine Urwald, Mesch'schurs, mit den Pferden kommt man überhaupt nicht durch. Mit Tomahawk und Messer bahnte sich der Geier einen Weg, die Verfolger waren unablässig auf seiner Spur. Schuß auf Schuß gab der junge Ranchero ab, doch umsonst, die Kugeln schlugen alle in die Baumstämme ein. Stundenlang dauerte die Jagd, bis sich der Wald plötzlich lichtete. Der Black Hawk stand vor dem großen Cannon, den ein Nebenfluß des Pecos River bildet.

Stellt euch seine Lage vor, Mesch'schurs, vor sich die gähnende Tiefe und hinter sich acht handfeste Männer, die ihm ans Leben wollen. Zum Teufel, keine Kleinigkeit! Was meint ihr, was er getan hat?"

„Er hat sich durchgeschlagen, wobei wahrscheinlich noch einige der Verfolger sein Stecheisen zu kosten bekamen. Eine andere Möglichkeit gibt's doch gar nicht."

Dieser Meinung, die ein alter Digger aussprach, stimmten alle bei.

„Ist ihm gar nicht eingefallen," antwortete Bruns. „Wäre ihm wahrscheinlich schlecht bekommen. Ich will's euch sagen, Männer: er ist einfach in die Tiefe hinabgesprungen!"

Die Goldgräber sahen einander verdutzt an.

„Wollt Ihr uns veralbern, Mister Bruns?" sagte einer stirnrunzelnd. „Will es Euch nicht geraten haben; wir sind doch keine Greenhorns mehr."

„Euern Hals habt Ihr verwirkt," rief ein anderer lachend. „Jener Ast dort paßt vortrefflich zum Baumeln."

„Ich spreche im Ernst, Mesch'schurs," erwiderte der Lange und sprang erregt auf. „Meine Hand lege ich ins Feuer, wenn ein Wort nicht wahr ist. Heute noch will ich meinen Skalp verlieren, wenn er nicht in den Cannon hinabgesprungen ist."

„Und als er unten ankam, ist er vergnügt davongelaufen?" höhnte jener Alte.

„Gewiß. Das ist ja das Unheimliche an diesem Menschen —

was sage ich — an diesem Teufel. Ihr könnt mir's ruhig glauben. Mesch'schurs, ihr kennt mich genau und wißt, daß mir nichts mehr verhaßt ist, als alberne Späße. Was ich sage, ist die reine Wahrheit. Der Black Hawk ist in den Abgrund hinabgesprungen und am nächsten Tage wohlbehalten an einer andern Stelle gesehen worden."

Diese Worte verfehlten ihren Eindruck auf die Diggers nicht. Im ersten Augenblick waren sie verblüfft und sahen einander schweigend an.

„Mister Bruns ist ein ernster, besonnener Mann," sagte schließlich einer, der sich zu diesem Thema noch nicht geäußert hatte. „Deshalb möchte ich's ihm wohl glauben. Es bestätigt sich eben immer wieder, daß der schwarze Geier mit dem Teufel im Bunde steht."

In diesem Augenblick ließ Georgs Rappe ein leises Schnaufen hören, ein sicheres Zeichen, daß er irgend etwas Verdächtiges witterte. Es mußte sich entweder ein Mensch oder ein wildes Tier angeschlichen haben. Der junge Deutsche zog, während die Diggers sich weiter stritten, die Krempe seines Hutes tief in die Stirn und musterte scharf das Gebüsch ringsum. Er konnte nichts Verdächtiges bemerken. Dann wendete er sich unauffällig nach der Stelle um, wo sein Pferd stand und suchte auch hier mit seinen Blicken das Buschwerk zu durchdringen.

Plötzlich sah er zwei faszinierende Punkte. Sie leuchteten wie die Augen einer Katze im Dunkeln, nur war der Glanz viel matter. Es war für ihn nicht mehr zweifelhaft, daß dort ein Mensch lag, der die Diggers belauschte.

Auf ihn zuspringen und ihn zu packen zu suchen, wäre unklug und gefährlich gewesen, da zu vermuten war, daß der Lauscher eine Schußwaffe im Anschlag hatte. Andererseits mußte sich Georg unbedingt vergewissern, wen man vor sich hatte. Dies geschah natürlich am besten, wenn jener überhaupt nicht merkte, daß er entdeckt worden war. Unbefangen wandte er sich an Erich und sagte zu ihm in deutscher Sprache: „Hinter uns liegt ein Mann im Gebüsch und belauscht uns. Vielleicht sind es auch mehrere. Ich werde auf der anderen Seite verschwinden und den Kerl beschleichen. Tue indessen, als wenn gar nichts geschehen wäre, nur halte dich bereit, auf meinen Ruf mir sofort zu Hilfe zu kommen."

Dann erhob er sich und strich seinem Hengst sanft über die Nüstern, worauf dieser sein Schnaufen einstellte. Mit gleichgültiger Miene schlenderte er langsam um das Feuer herum nach der entgegengesetzten Seite und verschwand im Dunkel der Nacht. Der lange Bruns war in das Gespräch über den unheimlichen Black Hawk so vertieft, daß er es gar nicht bemerkte, sonst würde er das „Greenhorn" wahrscheinlich angehalten haben. Der Nebraska-Bill war ebenfalls in tiefe Gedanken versunken und achtete auf sein Entfernen nicht.

Georg wandte sich nach rechts und beschrieb einen kleinen Bogen um den Lagerplatz. Als er seiner Schätzung nach ungefähr noch zehn

Meter von dem Lauscher entfernt war, legte er sich auf den Boden nieder und kroch, jedes Geräusch ängstlich vermeidend, auf Händen und Füßen vorwärts. Das Anschleichen ist eine schwere und doch im Wilden Westen unentbehrliche Kunst. Das Rascheln eines Blattes, das Knacken eines dürren Zweiges können den Anschleichenden verraten.

Der Mond, welcher im ersten Viertel stand, warf nur einen sehr matten Lichtschein herab, so daß das Laubwerk der Bäume wohl schwach beleuchtet wurde, auf dem Boden aber infolge des dichten Unterholzes fast völlige Dunkelheit herrschte. Langsam kam Georg vorwärts, doch näherte er sich der bewußten Stelle immer mehr.

Plötzlich hörte er links ein leises Plätschern. Es klang, als wäre jemand unversehens in ein seichtes Wasser getreten. Georg konnte den Bach übersehen und bemerkte, wie ein Mann ihn vorsichtig, doch ziemlich schnell durchwatete. Sofort sprang er auf und trat geräuschlos hinter ein Weidengestrüpp, das in den Bach hineinhing.

Eben betrat jener das andere Ufer und verschwand im Dunkel des Waldes. Eilig durchschritt Georg ebenfalls das Wasser, das ihm nur bis zu den Knien reichte, und blieb am andern Ufer im Schatten der Bäume einige Sekunden lauschend stehen. Er hörte keinen Laut, nicht das leiseste Rascheln eines Blattes; entweder war der Mensch auch stehen geblieben, oder er mußte einen sehr geübten Westmann vor sich haben.

Vorsichtig bog er einen Zweig beiseite und sah jenen eilig dahinschreiten. Der Wald wurde lichter, und das Unterholz verschwand fast ganz. Infolgedessen fielen die Mondstrahlen bis auf den Boden, so daß es Georg nicht schwer wurde, jenen zu beobachten. Jeden dicken Baumstamm als Deckung benutzend, folgte er ihm. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, den Mann, der nicht zu ahnen schien, daß er entdeckt war, zu überwältigen, doch hielt er es für vorteilhafter, ihm nachzuschleichen, um zu sehen, wohin er sich wenden würde, und wen er noch bei sich hatte.

Georg war dem Manne bereits ein weites Stück gefolgt, als sich ein brandiger Geruch bemerkbar machte. Dies deutete darauf hin, daß er in die Nähe eines Lagerfeuers gekommen war. Einen Feuerschein konnte er jedoch nicht entdecken.

In einiger Entfernung bemerkte er wieder dichtes Buschwerk und vermutete, daß dahinter sich der Lagerplatz befand. Der Mann vor ihm schritt wirklich darauf zu und verschwand im Gebüsch. Jetzt legte sich Georg wieder nieder und kroch mit aller Vorsicht weiter. Da der Boden mit kurzem Gras und Moos bewachsen war, bot er ihm keine Schwierigkeiten, und nach kurzer Zeit lag er unter dem Gesträuch.

Er bog einen kleinen Zweig nieder und spähte durch die Lücke. Kaum zehn Schritt von ihm entfernt lagen um mehrere Feuer die Krieger

der Komantschen, deren Spuren er heute ein kurzes Stück gefolgt war. Daß sie wirklich zu diesem Stamme gehörten, erkannte er an den Kriegsfarben, mit denen sie ihre Gesichter bemalt hatten. Er schätzte sie auf ungefähr zweihundert Mann.

Die Roten waren gerade damit beschäftigt, große Fleischstücke zu braten. Neben jedem Feuer staken zwei gabelförmige Aeste in der Erde, und darauf lag der Bratspieß, ein möglichst gerader, starker Ast, an welchem das Fleisch befestigt war und über dem Feuer gedreht wurde. Die Lagerfeuer waren in echt indianischer Weise angelegt. Sie hatten nämlich das Holz im Kreise zusammengelegt, so daß die Scheite mit dem einen Ende alle im Mittelpunkt zusammenstießen, wo eine kleine Flamme brannte. Diese erhielten sie dadurch andauernd in derselben geringen Höhe, daß sie die Holzstücke nur langsam nachschoben. Diese kleine Flamme genügte ihren Bedürfnissen vollkommen und hatte den Vorzug, einen Feuerschein und eine Rauchsäule zu vermeiden, die sie leicht verraten konnte.

Etwas entfernt von den übrigen saß auf einem gegerbten Büffelfell der Häuptling, den Georg an den drei Adlerfedern erkannte. Er trug ein mit Igelstacheln geschmücktes Jagdhemd. Seinen Hals umschlang eine Kette von den Zähnen und Krallen des Grisly, ein Zeichen, daß er einen dieser gefürchtetsten Bären erlegt hatte, und die Seitennähte seiner Leggins waren mit den Skalplocken besiegter Feinde verziert. Seine Waffen bestanden in einem Tomahawk, einem Skalpmesser und einem zweiläufigen Gewehr, das er neben sich liegen hatte. An der Halsschnur hingen die Friedenspfeife und am Gürtel der Pulver- und Kugelbeutel.

Der Weiße, dessen Gesicht er noch immer nicht sehen konnte, schritt auf den Häuptling zu, und ließ sich neben ihn in das reichlich wuchernde Moos nieder. Von der Stelle aus, wo Georg lag, hätte er das Gespräch zwischen beiden nicht belauschen können. Deshalb schob er sich, auf Händen und Füßen kriechend, langsam um das Buschwerk herum, das den Lagerplatz wie mit einem Ring umgab, bis er nur noch drei Schritt von ihnen entfernt war. Von einem Schlinggewächs völlig gedeckt, lockerte er sein Messer im Gürtel und legte den Revolver schußbereit vor sich, um ihn im Notfall sofort gebrauchen zu können.

Die beiden schwiegen beharrlich; es ist dies eine Eigenart der roten Rasse, die an und für sich schon sehr schweigsam ist, einem Weißen gegenüber sehr lange zu warten, ehe der Indianer das Gespräch beginnt, um jenem seine Ueberlegenheit zu zeigen.

Während der Häuptling stumm vor sich hinsah, wendete der Weiße zufällig sein Gesicht nach rückwärts. Georg war aufs höchste betroffen, dieses Gesicht kannte er. Es war der Black Hawk! Bruns hatte also recht, er war wirklich wieder aufgetaucht. Hätte er ihm jetzt einfach eine Kugel durch den Kopf gegeben, würde er am ganzen

Lande ein gutes Werk getan haben. Doch damit wäre auch das Schicksal der Diggers besiegelt gewesen.

Endlich unterbrach der Häuptling das Schweigen.

„Kennt mein weißer Gefährte die Bleichgesichter?" wandte er sich an den Black Hawk.

„Der Häuptling der Komantschen braucht sie nicht zu fürchten."

„Avat-Senanda (Große Schlange) fürchtet keinen roten und keinen weißen Mann," entgegnete dieser streng.

„Höchstens vor einem müssen wir uns in acht nehmen," fuhr Black Hawk fort. „Der Nebraska-Bill ist bei ihnen."

„Uff! Diese Kröte hat viele meiner roten Brüder ausgelöscht. Die tapferen Krieger Avat-Senandas werden ihn ergreifen, und ihr Tomahawk wird sie fressen."

Darauf hüllte er sich wieder eine Zeitlang in Schweigen. Georg konnte jedes Wort verstehen, und gespannt wartete er auf den Augenblick, wo sie von ihren Absichten reden würden. Sie unterhielten sich in dem zwischen Weißen und Indianern üblichen Gemisch von Englisch, Spanisch, und Indianisch, das er natürlich verstand, da er in jener Gegend aufgewachsen war.

An den hastigen Bewegungen des Black Hawk merkte Georg, mit welcher Ungeduld er auf den Wiederbeginn des Gesprächs wartete. Mitunter fiel ein Blick aus seinen stechenden schwarzen Augen nach der Stelle, wo der junge Deutsche lag, doch konnte er ihn nicht entdecken, da er von dem dichten Laubwerk vollständig verdeckt wurde.

Nach kurzer Zeit nahm der Häuptling das Gespräch wieder auf.

„Hat das Bleichgesicht die Worte der weißen Hunde vernommen?" fragte er.

„Ja. Ich erfuhr, daß die Karawane morgen im Laufe des Vormittags zu erwarten ist. Wir werden eine sehr große Beute machen."

„Das Gehirn des Bleichgesichts scheint zu verfaulen. Ich werde die Beute machen, und ihm seinen Teil davon abgeben."

„Ich habe dich doch erst gerufen, Häuptling. Ohne mich würdest du kein einziges Messer erbeuten."

„Das Bleichgesicht schweige. Da die Männer, welche die Geier der Wüste genannt werden, zusammengeschmolzen sind, wie der Schnee des Frühlings in der Sonne, seit der Black Hawk nach Mitternacht (Norden) gegangen ist, sind sie nicht zahlreich genug gewesen, um die große Schar weißer Männer auszulöschen, welche durch den Llano ziehen wollen. Deshalb hat er den tapferen Häuptling der Komantschen mit seinen Kriegern gerufen, um ihm zu helfen, den weißen Coyoten den Skalp zu nehmen. Avat-Senanda hat viermal fünfmal zehn tapfere Krieger, der Black Hawk nur sechsmal zehn Geier. Deshalb wird der Häuptling der Komantschen die Beute machen und sie auch verteilen. Howgh!"

„Du hast recht," erwiderte Black Hawk, wobei ein höhnisches Grinsen flüchtig über sein Gesicht ging, was Georg wohl bemerkte, dem Häuptling dagegen zu entgehen schien, da er jenen keines Blickes würdigte.

„Wieviel Bleichgesichter werden es sein?"

„Ueber zweihundert," antwortete Black Hawk. „Alle sind gut bewaffnet."

„Uff! Das sind sehr viele."

„Wenn es noch mehr wären, würden die tapferen Krieger der Komantschen sie auch besiegen."

„Mein weißer Bruder spricht die Wahrheit."

„Außerdem möge der große Häuptling der Komantschen bedenken, daß wir, wenn uns unsere List gelingt, überhaupt nicht zu kämpfen brauchen. Sie müssen sich einfach ergeben und alles, was sie haben, den Kriegern Avat-Senandas ausliefern. Sie werden von uns überhaupt nichts bemerken, bis sie in der Falle stecken."

„Ich weiß es. Mein weißer Bruder ist schlau wie ein Fuchs. Avat-Senanda wird ihn gut belohnen."

Wieder zeigte sich auf Black Hawks Gesicht jener höhnische Zug. Georg zweifelte nicht daran, daß er, wenn ihn die Komantschen bei seinem Hauptcoup unterstützt hatten, gegen sie selbst eine Teufelei im Schilde führte. Offenbar war seine Ergebenheit nur Schein, denn wie er ihn kannte, war er nicht der Mann, um sich von einem Roten so behandeln zu lassen.

„An welchem Tage werden wir denn die Bleichgesichter einschließen?" fragte der Häuptling weiter.

„Es kommt darauf an, wie schnell die Karawane sich vorwärtsbewegt. Wahrscheinlich am zweiten Tage."

„Und werden die Krieger Avat-Senandas nicht vorher bemerkt werden?"

„Nein. Ihr werdet kurz nach der betreffenden Stelle an eine Erhebung kommen, welche sich wellenförmig durch den ganzen Llano zieht. Dahinter verbergt ihr euch und könnt nicht gesehen werden. Ihr dagegen seht die Karawane schon von weitem kommen."

„Das ist gut. Wann erwartet der Black Hawk die Männer, welche er nach Pecos geschickt hat?"

„Heute nacht oder morgen mit dem frühesten. Sie reiten sofort nach Garden City."

„Und wo wird mein weißer Bruder sein, wenn die Krieger der Komantschen ihren Kriegsgesang singen und ihre Tomahawks eingraben in die Schädel der weißen Coyoten?"

„Das weiß ich noch nicht. Es richtet sich danach, was für Nachrichten mir Pitt, mein Sohn, bringt. Er hat meine Leute nach Pecos

und zurück geführt und will mir bis heute nacht hierher Bescheid bringen."

Der Häuptling sah einige Zeit sinnend vor sich hin.

„Der große Geist liebt den tapferen Häuptling der Komantschen," sagte er dann selbstgefällig. „Er hat ihm gezeigt, wie er seinen Feind tötet, so daß er als großer Krieger in das Dorf seines Stammes zurückkehrt mit den Waffen seiner Feinde und ihren Skalplocken. Howgh."

Avat-Senanda schwieg wieder und betrachtete offenbar das Gespräch für beendet. Black Hawk erhob sich jedoch noch nicht, sondern blickte unverwandt nach einem kleinen Beutel, der am Gürtel des Häuptlings hing. Dabei nahmen seine Augen einen eigentümlichen Glanz an und glichen denen einer Pantherkatze, wenn sie zum Sprunge niederkauert. Nach einiger Zeit sagte er mit leiser Erregung:

„Der kluge Häuptling der Komantschen weiß, daß man mit Gold bei den Bleichgesichtern alles erreichen kann. Meinem Sohn werde ich für seine Vorbereitungen einige Nuggets (kleine Goldklumpen) mitgeben müssen."

Schweigend öffnete Avat-Senanda den kleinen Beutel und nahm zwei Nuggets heraus, die er dem Weißen, ohne eine Miene zu verziehen, hinwarf. Als hätte er einem hungrigen Hunde einige Knochen hingeworfen, so gierig griff dieser danach und ließ sie hastig in seiner Tasche verschwinden.

Avat-Senanda erhob sich und winkte einige seiner Krieger zu sich heran.

„Was hast du vor, Häuptling?" fragte Black Hawk hastig. „Willst du etwa die Bleichgesichter, welche drüben am Wasser sitzen, auslöschen lassen?"

Jener nickte nur.

„Ich meine, daß dies keinen Zweck hat," fuhr der schwarze Geier fort.

„Warum meint dies das Bleichgesicht?"

„Sie warten auf die Karawane und wollen sich ihr anschließen. Wir fangen sie dann viel bequemer zusammen mit ihr. Die Gesellschaft kommt morgen mittag ungefähr an dem Lagerplatz der Bleichgesichter vorbei, und es würde Verdacht erregen, wenn man auf die Spuren des Kampfes stieße."

Dem Häuptling leuchtete dies ein, und er winkte seinen Kriegern, sich wieder zu entfernen.

„Falls mir mein Sohn schlechten Bescheid bringt," fuhr jener fort, „muß ich auf der Stelle fort. Drum will ich dir lieber jetzt noch sagen, welchen Weg du morgen einzuschlagen hast. Ungefähr fünfhundert Schritt südlich von hier führen Stangen in genau westlicher Richtung in den Llano hinein. Du wendest dich so weit nach Norden,

daß du sie gerade noch erkennen kannst und reitest dann parallel zu ihnen in den Llano hinein."

„Werden die weißen Hunde den Stangen folgen?"

„Ja. Deshalb ist es nötig, daß du weiter nördlich reitest, damit sie deine Spur nicht sehen und nicht merken, daß Indsmen vor ihnen sind. Sobald du bemerkst, daß die Stangen nach links umbiegen, wendest du dich ebenfalls nach links und wirst, ehe du an die Stangen herankommst, eine Senkung rechts von dir sehen, welche zwischen zwei mit Kaktus bestandenen Hügeln liegt. In dieser bist du mit deinen Kriegern vollständig verborgen. Es wird am besten sein, wenn du in dieser Talsenkung wartest, bis die Karawane vorübergezogen ist. Diese geht natürlich den Pfählen nach. Du folgst ihr langsam so, daß du nicht gesehen wirst, und ohne sie anzugreifen. Dort, wo zwei Pfähle ganz eng aneinanderstehen, machst du Halt. Ich werde wahrscheinlich zu derselben Zeit an dieser Stelle sein."

„Die Worte des Bleichgesichts klingen wie Befehl," erwiderte der Häuptling finster. „Wenn Avat-Senanda das Innere des Llano kennen würde, ließe er sich auch keinen Rat von ihm geben. Doch der große Geist hat ihm sein Hirn erleuchtet, sein Plan ist gut."

Damit schritt er stolz davon.

Für Georg war es die höchste Zeit, daß er sich wieder zurückbegab, denn in jedem Augenblick konnte sich Black Hawk ebenfalls erheben und ihn vielleicht dabei entdecken. Außerdem hätte er wahrscheinlich nichts Näheres mehr erfahren. Deshalb kroch er in derselben Weise wie vorher langsam zurück. Kaum hatte er sich auf etwa fünf Meter entfernt, als jener aufstand und nach den Feuern zuschritt.

In diesem Augenblick kam auf der entgegengesetzten Seite des Lagers ein blutjunger, gebräunter Mensch aus dem Gebüsch, welcher sein Pferd am Zügel hinter sich herführte. Georg bemerkte auf den ersten Blick, daß es lahmte; er hatte also den Mörder jenes Mannes vor sich, den sie unterwegs gefunden hatten! Da er offenbar der Sohn des Black Hawk war, wunderte sich Georg nicht, daß er, so jung noch, es fertig brachte, einen Menschen kaltblütig niederzuschießen.

Er schob sich immer weiter zurück; als er sich außer Seh- und Hörweite der Komantschen befand, richtete er sich auf und eilte nach dem Lagerplatz der Digger zurück.

2. Die Kaktusfalle.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, doch herrschte bereits ein fahles Dämmerlicht zwischen den Bäumen. Die Diggers lagen noch, in ihre Decken gewickelt, in tiefem Schlafe. Georg hatte die letzte Wache erlost, und saß, an einen Baumstamm gelehnt, etwas abseits

von den Schläfern. Den rechten Ellenbogen auf ein Knie gestützt, mit der Linken den Büchsenkolben umfassend, wiederholte er sich noch einmal, was er am vergangenen Abend erlauscht hatte.

Black Hawk hatte, da er sich nicht stark genug fühlte, mit seinen Leuten die Karawane zu überfallen, Avat-Senanda mit zweihundert Kriegern zu Hilfe gerufen. Dem Häuptling gegenüber hatte er geäußert, daß es, wenn sein Plan gelänge, überhaupt zu keinem Kampfe kommen würde. Die Komantschen sollten also wahrscheinlich nur dazu verwendet werden, die Karawane einzuschließen. Was für eine Falle es war, in die er die Weißen locken wollte, schien der Häuptling schon zu wissen, denn Black Hawk hatte nur gesagt, daß die Gesellschaft hineingehen würde, ohne etwas davon zu merken. Daß er seine List mit teuflischer Klugheit ersonnen und gut durchdacht hatte, war bei einem Manne von seiner Schlauheit und Verworfenheit selbstverständlich, und Georg war sich dessen bewußt, daß es aller Umsicht bedurfte, um sich nicht von jenem übertölpeln zu lassen.

Eben wickelte sich Erich aus seiner Decke und kam auf ihn zu.

„Guten Morgen, Georg," grüßte er ihn. „Habe gestern abend höllische Angst ausgestanden um dich, daß dich die Roten beim Kragen packen würden."

„Das geht nicht so schnell, Erich. Ich habe schon manchen Indianer belauscht und ihm so nahe gelegen, daß ich ihn mit der Hand hätte fassen können."

„Gestern abend sagtest du mir nur, daß du den Häuptling und den Black Hawk belauscht hättest — —"

„Nicht so laut, Erich. Die Diggers brauchen gar nicht zu wissen, welch angenehme Nachbarschaft sie haben. Sie würden doch sonst einen Bock schießen, und den Plan, den ich mir zurechtgelegt habe, vereiteln."

„Hattest du Glück beim Lauschen?"

„Ja und nein. Ich habe viel erfahren und doch zu wenig. Komm' her, Erich, und setze dich zu mir; ich will dir's erzählen."

Georg erzählte ihm darauf in kurzen Worten, was er gehört hatte, ohne jedoch hinzuzufügen, wie er von seinem Standpunkte aus die Lage beurteilte. Als er geendet hatte, entgegnete Erich:

„Meiner Ansicht nach gibt es in diesem Falle nur einen Weg. Du reitest der Karawane nach Garden City entgegen und warnst sie. Die Leute richten sich dann danach und wissen, wie sie sich im gegebenen Augenblick zu verhalten haben."

„Ich dachte mir, daß du diesen Vorschlag machen würdest, und doch wäre es das Verfehlteste, was wir tun könnten."

„Wieso? Das verstehe ich nicht."

„Du mußt bedenken, daß die Karawane aus zweihundert Mann besteht. Es sind zum größten Teil an den Westen gewöhnte, gut-

bewaffnete Leute. Außerdem haben sie noch eine Abteilung Militär zu ihrem Schutz bei sich. Sie bilden also eine ganz respektable Macht. Wenn ich ihnen sage, daß sie überfallen werden sollen, werden sie mich auslachen und auf ihre Stärke pochen. Denn mit den zweihundert Komantschen und den paar Pfahlmännern glauben sie es natürlich aufnehmen zu können. Das Wesentliche an der ganzen Sache ist doch der Umstand, daß der Black Hawk sie in eine Falle führen will, in der ihnen die Hände gebunden sind, und wo sie ihre Macht nicht verwerten könnten, selbst wenn sie doppelt so stark wären. Und zwar will er sie hineinlocken, ohne daß sie das geringste davon merken. Und wenn der schwarze Geier so spricht, dann ist sein Plan vielleicht raffinierter, als wir ahnen."

„Und wenn du sie nun auf die Falle aufmerksam machst?"

„Dann werden sie sagen, daß es rein unmöglich ist, in einer Ebene, wie der Llano ist, einen so großen Zug Menschen und Wagen in eine Falle zu locken. Außerdem werden sie, wie ich solche Leute kenne, so nach dem Gold und Silber brennen, welches sie drüben in Arizona zu finden hoffen, daß ihnen keine Gefahr zu groß sein wird."

„Du kannst recht haben, Georg. Du hältst es also für das richtigste, zu versuchen, die List Black Hawks auszukundschaften, den Leuten von der Karawane überhaupt nichts zu sagen, und den Coup des Geiers, falls du hinter seine Schliche gekommen bist, im entscheidenden Augenblick zu vereiteln?"

„Vollständig richtig."

„Das ist außerordentlich kühn, Georg, schon der Gedanke, um wieviel mehr noch die Tat."

„Durchaus nicht, Erich. Wenn ich mir vorher völlig klar bin, was ich will und tun muß, wird die Sache ablaufen wie ein Uhrwerk."

„Dann bin ich freilich sehr gespannt, wie du das anfangen wirst."

„Ich sagte dir vorhin, daß Black Hawk seinen Sohn mit den Stakemen nach Pecos geschickt hat. Sie sind zurück nach Garden City geritten und halten sich jetzt wahrscheinlich in der Stadt oder in der Umgebung auf. Daß ihre Anwesenheit in dem Städtchen und vorher ihr Ritt durch den Llano nach Pecos mit dem Ueberfall zusammenhängt, ist selbstverständlich. Nun hat sich Black Hawk von dem Häuptling für seinen Sohn Nuggets geben lassen, damit dieser mit dem Gold in Garden City Vorbereitungen trifft. Wahrscheinlich soll er die Führer der Karawane bestechen. Außerdem wird er den Stakemen Verhaltungsmaßregeln überbringen müssen. Du merkst wohl schon, was ich beabsichtige? Wenn man aus einer Kette *ein* Glied nimmt, zerfällt sie in zwei Teile, und wenn man einer Schlange einen einzigen Wirbel zerschlägt, kommt sie nicht mehr von der Stelle."

„Du willst also, wenn ich richtig vermute, den Sohn des Black

Hawk festnehmen, damit er seinen Auftrag in Garden City nicht erledigen kann?"

„Natürlich. Dadurch gewinne ich Zeit, um inzwischen die Komantschen unschädlich zu machen."

„Du allein?"

„Nein. Mit dir und dem Nebraska-Bill."

„Unmöglich. Wir drei gegen zweihundert?"

„Ja. Doch davon später. Wenn wir die Zeit noch weiter verstreichen lassen, könnte inzwischen Black Hawks Sohn davongeritten sein. Bleibe du hier, bis ich wiederkomme. Ich werde mich noch einmal anschleichen. Sage aber den andern kein Wort davon."

„Willst du mich nicht mitnehmen, Vetter?" sagte Erich besorgt. „Ich stehe hier mehr Angst um dich aus, als wenn ich mich mit an die Roten anschliche."

„Sei unbesorgt, Erich. Ich bin bald wieder zurück. Meine Gewehre kannst du inzwischen an dich nehmen, da ich sie doch nicht werde brauchen können. Und nun Gott befohlen!"

Damit verschwand er im Gebüsch. In derselben vorsichtigen Weise wie am vergangenen Abend schlich er sich wieder an das Indianerlager heran. Als er so weit herangekommen war, daß er die Komantschen sehen konnte, blieb er hinter einem Schlehenstrauch stehen. Im Lager herrschte bereits ein reges Treiben; eine Anzahl von ihnen war damit beschäftigt, einige Packpferde nach dem Bache zu treiben, an einer weiter unterhalb gelegenen Stelle Gazellenhäute mit Wasser zu füllen und diese mit Lassos auf dem Rücken der Tiere zu befestigen. Sie sorgten also für Wasservorrat für den Aufenthalt in der Wüste. Andere waren damit beschäftigt, den Morgentrunk zu brauen. In mehreren ziemlich großen Kesseln brodelte Fleischbrühe, aus denen sich die Roten schöpften; daneben standen ausgehöhlte Riesenkürbisse, welche gegorenes Honigwasser enthielten, eins ihrer Lieblingsgetränke.

Die Komantschen boten in ihrer phantastischen Kleidung mit dem Kriegsschmuck und in ihrem ganzen Treiben ein fesselndes Bild, dessen Anblick sich Georg natürlich nicht hingeben konnte. Seine Blicke suchten Black Hawk und seinen Sohn, konnten sie aber nirgends entdecken. Deshalb legte er sich wieder auf den Boden nieder und schob sich nach derselben Stelle, an der er am vergangenen Abend gelauscht hatte, vor. Der Schwarze Geier hatte dieselbe Stelle, an der er mit dem Häuptling gesprochen hatte, zum Nachtlager erwählt. In seine Decke gewickelt, lag er noch im Schlafe und neben ihm sein Sohn. Die Indianer gaben überhaupt keine Obacht auf die beiden.

Georg mußte ziemlich lange warten, bis er sich regte. Endlich schlug er die Augen auf, griff hastig nach dem Schaft seines linken Stiefels, nickte befriedigt und weckte dann seinen Sohn.

„Pitt, aufstehen! Es ist die höchste Zeit."

Dieser rieb sich unwirsch die Augen und richtete sich halb auf.

„Komm' her zu mir, Junge," raunte Black Hawk, doch immer noch so laut, daß ihn Georg verstehen konnte. „Keiner der Indsmen achtet auf uns, so daß ich gleich hier mit dir sprechen kann. Es ist also alles gut abgelaufen, und die Leute sind nach Garden City geritten?"

„Ja, Vater."

„Wie ihr euch unterwegs zu verhalten habt, wißt ihr ja. Es handelt sich also nur noch um die Indsmen."

„Ich habe das Gefühl, als wäre den roten Schuften nicht recht zu trauen."

„Lächerlich, Pitt. Avat-Senanda hat mit mir die Friedenspfeife geraucht."

„Trotzdem kann uns der Halunke betrügen. Es ist leicht möglich, daß er uns, wenn der Coup gelungen ist, kalt macht."

„Wirklich?" höhnte Black Hawk. „Mich löscht kein Roter aus."

„Wenn er uns nicht ans Leben geht, wird er jedenfalls die ganze Beute für sich behalten."

„Im Gegenteil. Er wird keinen Messerkneif bekommen."

„Wie willst du ihn aber hindern, seinen Teil zu sich zu nehmen?"

„Ganz einfach. Ich jage ihm vor der Teilung eine Kugel durch den Kopf."

„Und die Komantschen?"

„Sie werden auch ausgelöscht."

„Wir sind nur sechzig. Es wird uns also kaum möglich sein."

„Sehr leicht, Pitt. Bist du denn noch so im Schlafe? Merkst du nicht, was ich meine?"

„Nein."

„Nun, die Komantschen werden die Karawane in die Falle hineintreiben. Ich habe Avat-Senanda gesagt, er solle bis zu der Stelle vorrücken, wo zwei Stangen dicht nebeneinander stehen. Ist er aber bis dahin gekommen, so ist er selbst mitgefangen."

Pitt schlug sich vor den Kopf. „Der Plan ist großartig, und die Rothäute können uns dankbar sein, daß wir es ihnen so bald ermöglichen, in die ewigen Jagdgründe einzuziehen."

„Wenn sie in der Falle stecken, haben wir weiter nichts zu tun, als einem nach dem andern ein Lot Blei auf sein rotes Fell zu brennen."

„Das wäre zu kostspielig und zu mühevoll," entgegnete Pitt und stieß ein widerliches Lachen hervor. „Das Einfachste und Praktischste wird's sein, wenn wir mit Weihrauch und Feuerwerk die weißen und roten Schufte ins Jenseits befördern, nachdem sie ihre Habseligkeiten abgeliefert haben."

„Das ist allerdings bequemer, Boy," erwiderte Black Hawk, wobei sich sein Gesicht zu einer häßlichen Grimasse verzog.

„Ist aber das Geschäft wirklich so einträglich?" fragte Pitt etwas bedenklich.

„O, mehr als das! Als ich im Dorf der Komantschen war, sagte ich ihnen, sie sollten möglichst viele Nuggets zu sich stecken, um uns die Waffen, welche zu unserm Teil der Beute gehören, damit abzukaufen. Sie scheinen sich reichlich damit versehen zu haben."

„Wir werden also auf einmal steinreich, wenn der Coup gelingt?"

„Pshaw. Dabei rechne ich noch gar nicht das, was wir der Karawane abnehmen. Wir haben dann so viel, daß wir unser ganzes Leben lang keinen Finger mehr zu rühren brauchen."

Eine kurze Weile schwiegen sie.

„Dann brauchen wir wohl auch unser Geheimnis nicht mehr zu hüten?" begann Pitt wieder.

„Welches? Unsern Sprung in den Cannon?"

„Ja."

Georg war in diesem Augenblick aufs höchste gespannt und lauschte angestrengt. Die Erzählungen der Diggers waren also doch nicht ohne einen Kern von Wahrheit.

„Dummkopf," fuhr Black Hawk jenen an. „Kein Mensch darf davon erfahren. Wir können gar nicht wissen, wie wir diesen Schlupfwinkel noch gebrauchen können."

„Hast recht. Man könnte es unter Umständen für gefährlich halten, uns zwei Gentlemen in den Städten des Ostens herumlaufen zu lassen und uns einige Detektive als Reisebegleiter mitgeben. Habe übrigens gestern eine große Dummheit gemacht."

„Doch nicht etwa unser Geheimnis verraten?"

„Nur ruhig, Alter. So ähnlich ist es allerdings. Als wir von Pecos wieder zurück waren, kehrten wir im Store des roten Iren ein; ich tat des Guten zu viel und biederte mich einem Gentleman an, der ebenfalls im Boardingroom saß. Wir kamen auf den Black Hawk zu sprechen, und unter anderem sagte er auch, daß es ihm unbegreiflich sei, daß er in den Cannon hinabgesprungen und unversehrt geblieben sei. Ich war so betrunken, daß ich keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte, und weihte ihn in das Geheimnis ein."

„Junge, bist du — —"

„Pst, pst, keine Aufregung, Alter. Bald darauf ritt er davon, und zwar war noch einer bei ihm, der Nebraska-Bill, wie ich später hörte. Jetzt, als ich wieder nüchterner geworden war, wurde mir auf einmal klar, welche Dummheit ich begangen hatte. Ich warf mich aufs Pferd und jagte den beiden nach. Die Kerle, die ich verfolgte, waren langsam geritten, und die Spur war deutlich. Plötzlich zweigte die des einen nach rechts ab, und da jener Gentleman erwähnt hatte, er wollte den North Fork hinab, folgte ich dieser. Ich holte ihn auch bald ein und gab ihm einfach eine Kugel durch den Kopf."

„Und der Nebraska-Bill?"

„Nun, den werden wir ja, wie du sagtest, heute oder morgen fassen."

„Still, Junge. Mir scheint, als machte der Häuptling Miene, herüberzukommen. Nimm schnell diesen Beutel und stecke ihn zu dir."

Dabei nahm er aus seinem hohen Stiefelschaft einen kleinen Beutel und reichte ihn jenem verstohlen zu.

„Das Ding ist schwer, Alter. Was ist denn drin?"

„Gold. Ich habe ihn Avat-Senanda, während er schlief, abgenommen."

„Thunderstorm! War das ein Wagnis! Bringst auch nur du fertig."

Dabei versteckte er den Beutel ebenfalls im Stiefelschaft.

„Nun, beeile dich, Junge. Sonst untersucht dir der Rote noch die Taschen. Was du dem Capitano zu sagen hast, weißt du ja. Also, vorwärts!"

„Unser letzter Coup, Alter," sagte Pitt und erhob sich. „Wenn es nicht klappt, müßte ja der Teufel seine Hand im Spiele haben."

Darauf schritt er seinem Gaule zu, schwang sich in den Sattel und ritt, ohne sich um die Komantschen zu kümmern, davon.

Wieder hatte Georg kein Glück gehabt. Etwas positiv Neues hatte er nicht erfahren, vor allem nichts Näheres über Black Hawks List. Während Pitt zu seinem Pferde ging, schlich er sich wieder zurück und richtete sich, als er nicht mehr gesehen werden konnte, auf.

Solange jener unter den Bäumen ritt, war es Georg nicht schwer, ihm zu folgen. Das häufige Buschwerk und der stellenweise dichte Wald erschwerten dem Reiter ein schnelles Vorwärtskommen. Pitt ritt genau nach Südosten in gerader Richtung auf Garden City zu. Dabei mußte er den Bach weiter unterhalb von dem Lagerplatz der Diggers überschreiten. Diesen Zeitpunkt hielt Georg für den geeignetsten, um ihn zu überwältigen, da er vermutete, daß sich das Pferd erst etwas sträuben würde, in das Wasser hineinzugehen.

Es dauerte nicht lange, so hatte Pitt den Creek erreicht. Was der Deutsche erwartet hatte, trat ein; der Gaul zeigte sich störrisch und tänzelte am Ufer hin und her. Pitt widmete seine ganze Aufmerksamkeit dem Pferde, das er durch gute Worte und durch Anwendung von Gewalt zwingen wollte, durch das Wasser zu gehen, und achtete daher wenig auf seine Umgebung.

In diesem Augenblick sprang Georg mit langen Sätzen heran, packte ihn im Genick und zog ihn vom Pferde herunter, so daß er auf den Boden zu liegen kam. Mit starkem Arm hielt er den Liegenden nieder, riß ihm sein Messer und seinen Revolver aus dem Gürtel und warf sie von sich ins Gebüsch.

„Was fällt dir ein, du Lumpenkerl, dich an mir zu vergreifen,"

keuchte jener und schoß wütende Blicke aus seinen schwarzen Augen. Er machte verzweifelte Anstrengungen, sich loszureißen und überschüttete seinen Angreifer mit einer Fülle von Schimpfworten.

„Ein Wort noch, und ich stopfe dir das Maul mit meiner Klinge," erwiderte Georg. Er kniete auf jenem und setzte ihm das Messer auf die Brust. „Wenn du noch die geringste Bewegung machst, weißt du, was dich erwartet."

„Wer gibt dir das Recht, mich niederzuschlagen?"

Georg versetzte ihm einen Stoß, der ihm fast den Atem benahm.

„Gentlemen duzt man nicht, Bursche. Ich rate dir, still liegen zu bleiben, sonst bekommst du den Bowiekneif zwischen die Rippen."

Dann löste er ihm den Lasso, den er um die Schulter geschlungen hatte, zerschnitt ihn in mehrere Teile und fesselte ihm, ohne daß er eine Gegenwehr wagte, Hände und Füße. Darauf band er ihn obendrein noch an einen Baumstamm fest. Die Waffen, die er ihm abgenommen hatte, steckte er zu sich, schnallte dem Pferde den Sattel ab und jagte es über den Bach, so daß es laut aufwiehernd in den Wald hineintrabte. Ehe Georg zu den Diggers zurückkehrte, riß er dem jungen Stakeman ein Stück von seinem Jagdrock ab und steckte es ihm als Knebel in den Mund. Dann schritt er bachaufwärts nach dem Lagerplatz zurück.

Obwohl er anderthalb Stunden abwesend gewesen war, lagen die Diggers noch in ihren Decken, der Nebraska-Bill ebenfalls. Erich kam seinem Vetter entgegen und war sichtlich erfreut, ihn unversehrt wieder zu haben.

„Um dich Angst zu haben, ist eigentlich überflüssig," sagte er anerkennend. „Doch ist es mir gar nicht angenehm, immer untätig zu bleiben, während du alles allein auf dich nimmst."

„Du sollst heute zu tun bekommen," begütigte Georg. „Ich habe nämlich den Sohn des Black Hawk abgefangen. Während ich jetzt nach Garden City reite, nehmt ihr, das heißt du und der Nebraska-Bill, den Menschen vor euch aufs Pferd und reitet von hier aus nordwestlich, bis ihr an die Stelle kommt, wo die Komantschen den Llano betreten haben. Dort wartet ihr auf mich."

„Welchen Zweck verfolgst du in Garden City?"

„Ich will mir einmal die Karawane ein wenig ansehen, ihre Führer und den militärischen Schutz, werde mich aber sehr beeilen."

„Und was hast du mit Black Hawks Sohn vor?"

„Den nehmen wir mit, wenn wir die Komantschen überrumpeln. Ihn benutze ich dem Häuptling gegenüber als Beweis, daß ihn Black Hawk hat betrügen wollen. Wieso, davon später. Wir dürfen daher dem Nebraska-Bill vorläufig nicht sagen, daß Pitt der Mörder ist, denn sonst würde er ihn womöglich auslöschen, ehe wir unsern Zweck erreicht haben."

Während er noch sprach, trat der alte Jäger auf Georg zu, ohne jedoch seine Worte verstanden zu haben.

„Guten Morgen, Mesch'schurs," grüßte er. „Ich muß euch leider mitteilen, daß ich nicht mit euch durch den Llano reiten kann."

„Weshalb, Sir?" fragte Georg.

„Ich muß jener Spur folgen, auf der wir uns gestern abend trafen," erwiderte der Nebraska-Bill. „Ich kann eher keine Ruhe finden, als bis ich ihm meine Kugel durch den Kopf gegeben habe."

„Wenn Ihr das wollt, Sir, könnt Ihr Euch ruhig uns beiden anschließen."

„Wie meint Ihr das? Wißt Ihr etwa, wohin sich der Mensch gewendet hat?" fragte Bill hastig.

„Ja. Doch vorher bin ich leider gezwungen, über das Wo und Wie zu schweigen. Mein Wort muß Euch genügen, daß Ihr spätestens morgen den Kerl gebührend bestrafen könnt."

Der Alte schien sich nicht recht zufrieden geben zu wollen, doch Georg schnitt jedes weitere Wort dadurch ab, daß er ihn bat, sich zum Aufbruch zurechtzumachen. Während jener davonging, um seinen Gaul loszubinden, flüsterte Georg seinem Vetter zu: „Ihr müßt Black Hawks Sohn abwechselnd vorn auf euer Pferd nehmen, weil ich seinen Gaul davongejagt habe."

„Wohl weil der Nebraska-Bill an dessen lahmem Fuß sofort in Pitt den Mörder erkannt hätte?"

Georg nickte.

„Mesch'schurs, eßt ein Stück Bärenlende mit, wenn's gefällig ist," rief ihnen in diesem Augenblick der Alte zu. „Mit leerem Magen kann selbst der stärkste Mann nichts ausrichten."

„Ich werde mir ein Stück auf den Weg mitnehmen, Sir, wenn's Euch recht ist," erwiderte Georg."

„Nun, ich denke, wir reiten zusammen," antwortete Bill befremdet.

„Vorläufig noch nicht, Sir. Mein Vetter wird Euch alles Nähere erklären. Ich will nur erwähnen, daß es in den Llano hineingeht, wozu wir natürlich Wasser brauchen. Daher möchte ich Euch bitten, die Diggers zu überreden, daß sie Euch eins ihrer Packpferde ablassen nebst einer Gazellenhaut. Bei Eurer Berühmtheit kann Euch das nicht schwer fallen."

„Well. Will sehen, was sich tun läßt."

Georg schnitt sich darauf ein Stück von der Bärenlende ab, steckte es in die Satteltasche und stieg auf. Nachdem er Erich noch beschrieben hatte, wo sie den Gefangenen finden würden, ritt er grüßend davon. Er kannte die Gegend genau, so daß er sich nicht lange nach dem Wege zu orientieren brauchte. Nach einer halben Stunde verließ er den Wald und hatte wieder die Prärie unter sich. Da sein Pferd noch

völlig frisch war, ließ er es weit ausgreifen, und mit der größten Geschwindigkeit jagte es über den weichen, mit kurzem Gras bestandenen Boden dahin. Eben tauchte schräg vor ihm die Sonne auf und warf ihre ersten Strahlen über die Prärie. Die Tautröpfchen glänzten und funkelten wie Millionen von Diamanten, und von dem graugrünen Rasenteppich hoben sich die gelben Blüten des Helianthus in den Sonnenstrahlen leuchtend ab. Georg sog die frische, reine Luft in vollen Zügen ein und gab sich ganz dem Zauber des Morgens in der Prärie hin. Die Natur atmete frische Kraft und Lebensfreude aus, und hinter ihm bereiteten verworfene Menschen ein furchtbares Blutbad vor. Da die Sonnenstrahlen ihm schräg entgegenkamen, hatte der junge Deutsche, etwas geblendet, nicht bemerkt, daß vor ihm am Horizonte ein langer Zug von Menschen und Tieren aufgetaucht war. Erst als er schon ziemlich nahe an sie herangekommen war, bekam er sie zu Gesicht. Er vermutete sofort, daß es die Karawane war, und wunderte sich nicht wenig, so bald schon auf sie zu stoßen. Sie schien sich in einem langen, schmalen Zuge vorwärtszubewegen. Voran ritt eine Abteilung Soldaten, wie er deutlich erkennen konnte. Er ließ sein Pferd wieder in ein langsameres Tempo übergehen, und hielt gerade auf jene zu.

Nach einer Viertelstunde ungefähr erreichte er die Spitze des Zuges und ritt leicht grüßend an den Soldaten vorüber. Diese trugen ein recht unmilitärisches Aussehen zur Schau; die dunkelblauen Waffenröcke und hellblauen Hosen waren verschossen und vielfach zerrissen, außerdem wollten sie keinem einzigen passen. Auch die Bewaffnung zeigte große Mängel, sie war weder einheitlich noch vollständig; der eine trug zum Gewehr ein Bajonett, der andere einen Säbel. Die Revolver waren in jeder Form und jedem Kaliber vertreten, vom kleinsten bis zur schweren Reiterpistole. Von militärischer Disziplin war ebensowenig zu bemerken, sie ritten außer Reih und Glied und rauchten die im Süden unentbehrlichen Zigarillos.

Es mochten ungefähr vierzig Soldaten sein, wahrscheinlich befand sich am andern Ende ein weiterer Trupp. Unmittelbar hinter ihnen ritt ihr Anführer, den Georg an den goldenen Tressen erkannte, und neben ihm ein Herr, der sofort seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Er hatte ein lederartiges, bartloses Gesicht mit vorstehendem Kinn, eine richtige Yankeephysiognomie, trug einen funkelnagelneuen Westmannsanzug und saß ziemlich unbeholfen im Sattel. Seine Waffen blinkten, als wären sie eben erst aus der Fabrik gekommen. Sein Benehmen war sehr selbstbewußt, fast hochmütig.

„Und ich muß es nochmals wiederholen, Mister Brinklay," hörte er eben den Offizier in höflichem, beinahe unterwürfigem Tone sagen, „es ist und bleibt ein Fehler."

„Das sehe ich aber gar nicht ein, Capitano," erwiderte der andere.

Georg fiel sofort das Wort „Capitano" auf. Er hatte es heute bereits aus dem Munde des Black Hawk gehört. Außerdem wußte er, daß in Texas dieses Wort als militärische Rangbezeichnung gar nicht gebräuchlich war. Um noch mehr von dem Gespräch zu hören, wendete er sein Pferd herum, und ritt neben dem Offizier her, indem er sich nur ein wenig zurückhielt, gerade als hätte er an ihn ein Anliegen, wollte aber warten, bis er von ihm angeredet würde.

„Das Wasser, welches die zum Wassertransport bestimmten Pferde tragen, reicht nicht länger als zwei Tage," sagte der Offizier.

„Es muß drei Tage reichen, wir schränken eben den Wasserverbrauch auf das geringste Maß ein."

„Wenn alles gut geht, und wenn wir den kürzesten Weg wählen, welcher allerdings beschwerlich ist, da er durch die Kaktusfelder geht, brauchen wir vier Tage."

„Das ist unangenehm. Ihr meint also —?"

„Allerdings. Wir können heute nur bis zum Rand des Llano vorrücken. Denn wenn wir heute hineingehen, müssen wir eine Nacht länger in der Wüste verbringen und würden dann mit unserem Wasservorrat auf keinen Fall auskommen. Wir brauchten vier Tage und vier Nächte für den Llano, wenn wir ihn dagegen erst morgen früh betreten, vier Tage und drei Nächte."

„Ihr könnt recht haben, Capitano," erwiderte Brinklay verdrießlich. „Es wird uns also nichts anderes übrigbleiben, als bis morgen an dem Bach, an den wir spätestens am Mittag sein werden, zu lagern."

Dabei sah er sich um und bemerkte Georg.

„Was will denn der Mensch?" wandte er sich an den Offizier und musterte den Deutschen mit mißtrauischen Blicken.

Der „Capitano" drehte sich herum und sah ihn halb erstaunt, halb fragend an. Dann zwinkerte er mit den Augen und warf ihm wieder denselben fragenden Blick zu. Georg konnte sich sein Benehmen nicht erklären, hielt es aber für nötig, Mister Brinklay eine Zurechtweisung für seine verächtliche Frage zu geben, um sich gleich von vornherein Respekt zu verschaffen.

„So könnt Ihr zu jedem Eurer Pferdeknechte sprechen, Sir," sagte er ruhig und bestimmt. „Ob die sich's von Euch gerade werden gefallen lassen, ist allerdings auch noch die Frage. Jedenfalls bin ich nicht der Mann, welcher sich von jedem Stutzer, der einen Lederrock angezogen hat, derartig behandeln läßt, und Ihr könnt Euch gratulieren, daß Ihr mit mir zusammengekommen seid. Ein anderer hätte Euch nach dem Gebrauch des Westens längst mit dem Bowiekneif geantwortet."

Wieder warf ihm der Offizier einen Blick zu, den er sich nicht

erklären konnte. Mister Brinklay verzog sein lederfarbiges Gesicht zu einem höhnischen Lächeln.

„Ihr wollt mir mit Eurem Messer drohen, junger Mann?" sagte er mit leise vibrierender Stimme. „Sowie Ihr die Hand erhebt, würdet Ihr von hundert Büchsenkugeln durchlöchert zusammensinken."

„Es müßte schon ein anderer Kerl sein, gegen den ich die Hand erhebe," antwortete Georg verächtlich. „Ueberdies würde es ein so lächerliches Bild geben, wenn Ihr Euch von meinen Fäusten bearbeiten ließet, daß keiner vor Lachen würde schießen können."

„Mann!" brauste Brinklay auf. „Ihr müßt mir Rede stehen und —"

„Ich habe durchaus keine Lust, mit Euch mich länger zu unterhalten, sondern möchte gern sofort den Leiter der Expedition sprechen."

„Der bin ich. Was für ein Anliegen habt Ihr? Aber faßt Euch kurz, Mann!"

„Ich muß Euch entschieden ersuchen, Mann," — dieses Wort betonte er besonders, — „einen höflicheren Ton anzuschlagen, sonst könnte sich meine Stimmung außerordentlich zu Eurem Schaden verändern."

„Was fällt Euch eigentlich ein, Sir?" fuhr Brinklay etwas ruhiger fort, da er nicht wußte, was er aus diesem selbstbewußten Menschen machen sollte, der offenbar ein nicht ungebildeter Mann war. „Ich bin Euch doch zu gar nichts verpflichtet, daß Ihr — —"

„Zu mehr, als Ihr ahnt, Sir."

„Nun, so erklärt Euch doch deutlicher."

„Ich möchte Euch ersuchen, mich Euch bei Eurem Zuge durch den Llano anschließen zu dürfen."

Brinklay machte ein dummes Gesicht. Er hatte alles andere erwartet als das. Doch ließ er sich nicht verblüffen und antwortete barsch: „Das kennt man. Doch mir könnt Ihr mit solchen faulen Fischen nicht kommen. Ich will es Euch auf den Kopf zusagen, Mann. Ihr seid ein Stakeman und wollt uns irreführen."

„Ganz grün seid Ihr ja nicht mehr," antwortete Georg belustigt. Jedenfalls möchte ich mich Euch anschließen. Vielleicht bin ich Euch dienlicher, als Ihr glaubt. Augenscheinlich besitzt Euer Sennor „Capitano" mehr Verständnis für Eure Lage, wie ich aus den wenigen Worten, welche ich vorhin hörte, schließen zu können glaube. Es würde mich freuen, einige Worte mit ihm wechseln zu können."

Da geschah etwas Unerwartetes. Der Offizier, welcher sich bisher nur passiv am Gespräch beteiligt hatte, mischte sich ein und wandte sich an den Leiter der Karawane: „Mister Brinklay, Ihr könnt dem Gentleman völlig vertrauen, ich kenne ihn und bürge für ihn. Er kann uns nur von Nutzen sein, da er den Llano kennt wie kaum ein anderer."

Georg war im ersten Augenblick verdutzt. Er sah den „Capitano" von der Seite scharf an und bemerkte jetzt erst besonders, was für ein Spitzbubengesicht der Mensch hatte. Sein Teint war tiefgrau, das gelblich glänzende, rastlose Auge stieß auf den ersten Anblick ab, und um die Nasenflügel und Augenwinkel lag ein Zug lauernder Schlauheit und Habgier. Und dieser Kerl gab vor, ihn gut zu kennen und verbürgte sich sogar für ihn? Was für einen Zweck mochte er dabei verfolgen? Georg war überzeugt, den Menschen noch nie gesehen zu haben. Eine lautere Absicht konnte er bei diesem Manöver auf keinen Fall haben. Wollte er jedoch dahinter kommen, durfte er ihm vorläufig nicht widersprechen. Er sagte daher gar nichts, sondern wartete die Antwort Brinklays ab.

„Ihr kennt ihn, Sennor Capitano?" fragte dieser befremdet. „Warum habt Ihr nicht eher etwas davon gesagt?"

„Ich wollte nicht unhöflich sein, Mister Brinklay," antwortete jener mit schlauem Lächeln. „Außerdem war ich mir noch nicht ganz klar, ob dieser Gentleman wirklich jener ist, den ich meine."

„Wer ist es denn eigentlich?"

„Nicht wahr, Dick, wir sind gute Freunde?" wandte sich der Offizier an Georg. „Leider haben wir uns lange Jahre nicht gesehen. Wir lernten uns kennen, als die Pecosbahnlinie vorbereitet wurde; er leitete die Vermessungsarbeiten, und ich stand an der Spitze der Soldaten, die zum Schutze der Bauarbeiter aufgeboten waren. Er heißt übrigens Dick Holbers."

Der „Capitano" war sehr dreist. Georg antwortete gar nicht, einerseits um nicht zu lügen, andererseits um keine Dummheit zu sagen. Sein Schweigen begründete er damit, daß er sich stellte, als sei er beleidigt, und erwarte von Mister Brinklay ein Entgegenkommen.

„Es tut mir leid, Mister Holbers, daß ich Euch verkannt habe," sprach jener mit Gönnermiene. „Aber Ihr entschuldigt! Muß einmal nachsehen, ob alles in Ordnung ist."

Er legte die Hand flüchtig an den Hut und wandte sich nach rückwärts, wo die Goldsucher und Erdarbeiter, natürlich zu Pferde, folgten, dazwischen die für die Wasserversorgung bestimmten Pferde und die sechsspännigen Transportwagen.

Georg befand sich allein neben dem Offizier. Er war gespannt, was nun folgen würde.

„Nun?" wendete sich jener mit merklicher Ungeduld an ihn und warf ihm aus seinen stechenden Augen jenen Blick zu, der ihm schon zweimal aufgefallen war.

„Hm?"

„Ich denke, Ihr seid zu mir geschickt worden?"

Georg war sich im ersten Augenblick nicht klar, was er erwidern sollte. Jedenfalls mußte er sich sehr ungewiß ausdrücken, um den

„Capitano" zu veranlassen, weiter aus sich herauszugehen. Um von ihm zu hören, von wem er eine Botschaft erwartete, fragte er:

„Könnt Ihr mir sagen, von wem?"

„Ah, Ihr seid ein schlauer Fuchs, Ihr paßt zu uns," lachte jener. „Ihr wollt mich erst prüfen, ob ich auch der Richtige bin. Aber wir dürfen nicht viel Zeit verlieren. Von unserem Chieftain kommt Ihr natürlich."

Georg war betroffen. Chieftain wird mit einem anrüchigen Nebensinn gebraucht, und bedeutet häufig Häuptling oder Räuberhauptmann. Auch das Wort Capitano hatte ihm schon nicht gefallen, und es kam ihm mit einem Male zum Bewußtsein, daß er es heute schon einmal gehört hatte. Es bemächtigte sich seiner allmählich eine dunkle Ahnung.

„Man kann hierzulande nicht vorsichtig genug sein. Ihr müßt mir den Namen dessen sagen, der mich geschickt hat."

„Macht nicht solche Umstände, Mann. Wenn Ihr mir nicht traut, kann ich Euch ebenfalls nicht trauen. Wer sagt mir denn, daß Ihr wirklich derjenige seid, den man mir schicken wollte?"

„Aus der Botschaft, die ich Euch bringe, werdet Ihr es ersehen."

„Ihr könnt recht haben." Bei den folgenden Worten dämpfte er seine Stimme. „Um Euch zu beweisen, daß ich der Empfänger der Botschaft bin, will ich Euch Euern Willen tun. Ihr kommt vom Black Hawk!"

Aeußerlich blieb Georg völlig ruhig bei dem lauernden Blick, mit dem ihn der Spitzbube musterte. Dieser würde nicht gezögert haben, ihm sofort das Messer in den Leib zu rennen, wenn er bemerkt hätte, daß er sich in ihm irrte. Obwohl der junge Deutsche etwas Aehnliches vermutet hatte, traf ihn die Gewißheit wie ein Keulenschlag. Es war ein echter Black Hawk-Streich, die Pfahlmänner in Uniformen zu stecken und der Karawane zum Schutz mitzugeben, die sich ebenso sicher als im Osten fühlte und wie an einem gefährlichen Abhang hinging. Nun verstand er auch, was Pitt mit den Stakemen in Pecos beabsichtigt hatte. Offenbar hatten sie aus der dortigen Garnison die Uniformen gestohlen. Dazu paßte auch, daß er heute morgen den Black Hawk zu seinem Sohne hatte sagen hören, er wisse ja bereits, was er dem „Capitano" mitzuteilen habe. Die schlecht passenden Uniformen und die unregelmäßige Bewaffnung der „Soldaten" fand er nun ebenfalls begründet. Lärm zu schlagen und die Leute von der Karawane auf die entsetzliche Gefahr, in der sie schwebten, aufmerksam zu machen, hielt er für zwecklos. Denn entweder würde man ihm keinen Glauben schenken, so daß die Folge wäre, daß die Stakemen ihn niederschössen, oder es würde zu einem blutigen Zusammenstoß kommen. Beides wurde vermieden, wenn er beide Teile bei ihrem jetzigen Glauben ließ, die Karawane, daß sie unter sicherem

Schutze reise, die Stakemen, daß sie nicht entdeckt seien. Dadurch trieben allerdings die Verhältnisse einer sicheren Katastrophe entgegen, die entweder über die Karawane hereinbrechen würde, oder über die Pfahlmänner. Er selbst rechnete mit dem letzteren, da er hoffte, die Komantschen zu überzeugen, daß sie von Black Hawk betrogen werden sollten. Vielleicht gelang es ihm sogar, die ihm noch immer unbekannte List des Schwarzen Geiers zu entdecken und ihn mit seinen Leuten in seiner eigenen Falle zu fangen. Und sollte es ihm weder gelingen, die Indianer umzustimmen, noch jene List zu entdecken, war es ja immer noch Zeit, die Karawane aufzuklären, ehe sie in der Falle saß. Ehe er sie verließ, um nach dem Versteck der Komantschen zu reiten, war es natürlich nötig, irgend einen von der Gesellschaft, zu dessen Verschwiegenheit er Vertrauen haben konnte, über den wahren Wert der „Soldaten" aufzuklären für den Fall, daß sein Zusammentreffen mit den Roten unglücklich ablaufen würde.

Diese Gedanken flogen ihm blitzschnell durch das Hirn. Mit sicherem Blick erkannte er, daß er dieses Gespräch für seine Zwecke ausnützen müsse, und war mit seinem Plan auch schon fertig.

Auf die letzten Worte des „Offiziers" erwiderte er: „Es stimmt, Capitano, Ihr seid der Richtige."

„Warum hat Black Hawk nicht seinen Sohn geschickt, wie es verabredet war?" fragte jener.

„Als er von Pecos zurückkam, hat er vor Freude über das großartige Gelingen dem Brandy zu wacker zugesprochen, so daß er unterwegs vom Pferde stürzte und ein Bein brach."

„Wie kommt aber Black Hawk dazu, Euch gerade zu schicken, und wer seid Ihr eigentlich?"

Dabei musterte er ihn mit einem scharfen, stechenden Blick.

„Ich heiße Kroner, Capitano, und bin Pedlar (Händler) bei den Komantschen. Als ich vor wenigen Tagen in ihrem Dorf erschien, bereiteten sie sich gerade für diesen Zug vor, und da ich bei ihnen in großem Ansehen stehe, forderten sie mich auf, mitzureiten und weihten mich in den ganzen Plan ein."

„Ich verstehe; da Ihr der einzige Weiße waret und Euch an dem Ueberfall beteiligen wollt, kamt Ihr dem Black Hawk sehr gelegen. Und was läßt er mir sagen?"

Auf diese Frage hatte sich Georg natürlich bereits vorbereitet.

„Ihr sollt die Karawane so lange zurückhalten, als es nur geht," antwortete er.

„Es wird mir verteufelt schwer, diesen Brinklay auch nur eine Stunde aufzuhalten. Welchen Grund hat denn Black Hawk dazu?"

„Ihr wißt doch, daß sich die Komantschen in einer Einsenkung zwischen zwei Hügeln verbergen sollen, bis die Gesellschaft vorüber ist. Als Black Hawk gestern die Oertlichkeit besichtigte, bemerkte er,

daß das Kaktusgestrüpp, das die Hügel bisher bedeckt hatte, auch die Einsenkung überzogen hat. Und da es in der weiten Umgebung keine einzige Erhebung gibt, hinter die wir die Roten stecken könnten, sind diese gezwungen, sich mit ihren Messern zwischen den beiden Hügeln Platz zu schaffen."

„Verteufelte Arbeit."

„Allerdings. Auch nimmt sie Zeit in Anspruch, und deshalb sollt Ihr Euch nicht besonders beeilen."

Georg hatte zu dieser Vorspiegelung seinen guten Grund. Er kannte den Llano bis zu einem Tagesritt hinein ganz genau, auch wußte er, daß es einige Reitstunden vom Rande aus zwei niedrige Hügel gab, welche von Kaktuspflanzen bestanden waren und eine Einsenkung bildeten, in der sich die zweihundert Komantschen gut verbergen konnten. Das vom Kaktus freie Gelände darin war allerdings so schmal, daß sie eng zusammenrücken mußten. Auch waren die Hügel von einem weiten Kaktusfeld umgeben, durch das in die Senkung hinein nur ein schmaler Weg führte. Daß Black Hawk diese Hügel gemeint hatte, konnte er mit Sicherheit annehmen, da es die einzigen auf viele Meilen weit waren.

Wollte er mit den Komantschen unterhandeln, durfte er sich ihnen nicht auf dem nächsten Wege nähern, also nicht von vorn, da sie ihn bemerken und ihm einige Kugeln entgegenschicken würden. Deshalb war es nötig, in ihrem Rücken sich ihnen zu nähern, was natürlich einen großen Umweg erforderte. Damit verlor er schon viel Zeit. Ferner mußte er berücksichtigen, daß es ebensolange dauern konnte, bis die Roten auf seine Vorschläge eingingen. Deshalb war es ihm am liebsten, wenn die Karawane die kommende Nacht noch am Rande des Llano verbrachte und am folgenden Morgen erst die Reise durch die Wüste antrat.

Und noch ein anderer Gedanke kam ihm. Sollte er den Burschen nicht durch ein Kreuzverhör veranlassen können, über Black Hawks List zu sprechen? Der Schwarze Geier hatte ja davon gesprochen, daß die Karawane in die Falle gehen würde, ohne etwas davon zu merken, und daß es zu einem Kampfe überhaupt nicht kommen würde! Die Gegend jenseits der beiden Hügel kannte er noch nicht und konnte daher auch nicht aus ihrer Beschaffenheit auf Black Hawks Plan schließen.

„Glaubt Ihr, daß der Coup gelingen wird?" wandte er sich harmlos an den Capitano.

„Daran kann gar kein Zweifel sein."

„Ich bin allerdings nicht so völlig davon überzeugt. Wie wäre es, wenn uns die Komantschen einen Strich durch die Rechnung machten?"

„Wie meint Ihr das?" fragte jener mißtrauisch.

„Nun, Ihr wißt doch, Capitano, daß die Roten auch mit in die Falle hineinlaufen sollen. Wenn sie es nun nicht täten?"

„Warum sollten sie es nicht tun? Sie pochen so auf ihre Ueberzahl uns gegenüber, daß sie es für ausgeschlossen halten, von uns überlistet zu werden."

„Ich will nicht in Abrede stellen, daß sie sich werden fangen lassen. Wenn sie sich aber verraten sehen, werden sie sich mit den Leuten der Karawane verbünden. Mit ihnen vereint, gelingt es ihnen vielleicht doch, durchzubrechen."

„Unmöglich! Seid Ihr schon im Llano gewesen?"

„Ja."

„Dann werdet Ihr wissen, daß aus einem großen Kaktusfeld keiner lebend herauskommen kann."

Georg hatte also richtig vermutet. Die Karawane und die Komantschen sollten in eine Kaktusfalle gelockt werden!

In diesem Augenblick erschien Mister Brinklay wieder an der andern Seite des Capitano.

„Ich habe mir die Sache überlegt," sagte er. „Es wird doch wohl das beste sein, wenn wir heute noch mit dem Durchzug durch den Llano warten. Denn es dürfte eine höchst fatale Lage sein, wenn uns mitten im Wüstensande das Wasser ausgehen würde. Mister Ebert war auch dafür."

„Mister Ebert?" fragte Georg voll Interesse, ohne daß er sich's jedoch merken ließ. „Ebert ist ja ein deutscher Name."

„Ja. Dieser Kerl ist einer von den verfluchten Dutchmen, sonst aber tüchtig in seinem Fache."

„Was ist er denn?"

„Ingenieur und außerdem ein guter Geologe. Ich denke, daß wir ihn gut werden brauchen können. Der Mensch kann mehr als alle andern zusammen."

„Das ist mir außerordentlich interessant, Mister Brinklay," warf Georg ein, der in dem deutschen Ingenieur die Persönlichkeit gefunden zu haben glaubte, der er seine Entdeckungen anvertrauen konnte. „Er ist also ein Kollege von mir? Ich würde mich gern ein wenig mit ihm unterhalten. Würdet Ihr mir vielleicht zeigen, wo er sich befindet?"

„Natürlich, wenn es Euch Spaß macht. Bleibt stehen und laßt den Zug ein wenig vorüber. Derjenige, welcher einen Schimmel reitet, ist es."

Georg hielt seinen Rappen an und musterte die Vorüberreitenden. Es folgte zuerst eine sehr stattliche Anzahl Diggers, gut bewaffnete Männer, die den Westen kannten, und auf die im gegebenen Augenblick zu rechnen war. Dazwischen kamen die gewaltigen, mit Leinwand überspannten Transportwagen, welche alles enthielten, was man in den künftigen Minen brauchen konnte, Lebensmittel, Werk-

zeuge, Kleidungsstücke, Waffen, Munition und andere unentbehrliche Dinge. Lang war auch der Zug der Pferde, die dafür bestimmt waren, in Gazellenhäuten das nötige Wasser zu tragen. Darauf folgten wieder Erdarbeiter und Diggers, und am Schluß bemerkte Georg noch zwanzig „Soldaten".

Kurz vor diesen ritten einige Gentlemen, die sich durch ihre bessere Kleidung und durch vornehmere, intelligentere Gesichtszüge von den Arbeitern abhoben. Es waren offenbar die der Karawane mitgegebenen Gelehrten und Sachverständigen. Einer von ihnen ritt einen Schimmel, es war also Ingenieur Ebert.

Georg zog seinen Hut und brachte sein Pferd an dessen Seite.

„Good day" rief er. „Die Gentlemen werden entschuldigen, wenn ich sie einen Augenblick stören muß. Es liegt mir nämlich daran, ein paar Worte mit Herrn Ingenieur Ebert wechseln zu dürfen."

„Bitte, Sir," erwiderte dieser, „stehe zu Diensten."

„Unter vier Augen, wenn ich bitten darf," fuhr Georg in deutscher Sprache fort.

„Ein Deutscher?" rief Ebert überrascht aus, wobei es auf seinem Gesicht aufleuchtete. „Grüß Gott, Landsmann! Was führt Euch denn in diesen traurigen Erdenwinkel?"

„Bin hier geboren und heimisch geworden," erwiderte Georg, die dargebotene Rechte kräftig schüttelnd. „Wir sind also nur stammverwandt. Doch in Gedanken bin ich oft drüben in der alten Heimat meines Vaters."

„Recht so," antwortete Ebert warm. „Ein Deutscher soll nie vergessen, daß die Wiege seines Geschlechts jenseits des großen Wassers gestanden."

„Leider kann ich Ihnen nichts Gutes berichten —"

„Wenn Sie die Nachricht bringen, kann sie nicht so schlimm sein. Sie sind ja ein Urbild deutscher Kraft, und Ihr ganzes Wesen, Ihre Gesichtszüge und — nicht zu vergessen — Ihr prächtiger Professorenbart bringen mich auf die Vermutung, daß Sie sich viel in Büchern umgesehen haben."

„Kann sein," lächelte Georg. „Doch entschuldigen Sie, davon später. Damit Sie wissen, mit wem Sie es zu tun haben, ich heiße Georg Baumann. Ich muß Sie in etwas einweihen, worüber ich jedoch vorläufig noch um Verschwiegenheit bitte. Die Karawane soll nämlich überfallen werden."

„Wie? Von wem denn?"

„Von Black Hawk und zweihundert Komantschen."

„Meiner Ansicht nach ist dieser Anschlag ungefährlich."

„Sie glauben, weil Sie den Roten an Zahl überlegen sind?"

„Allerdings."

„Leider befinden Sie sich im Irrtum. Es soll nämlich überhaupt nicht zu einem Kampfe kommen."

„Sondern?"

„Die Karawane soll in eine Kaktusfalle gelockt werden, ohne daß sie es merkt. Den schmalen Ausgang besetzen die Komantschen."

„Da wir aber in der Ueberzahl sind, wird der Durchbruch sicher gelingen."

„Leider sind Sie aber nicht in der Ueberzahl. Die Soldaten, unter deren Schutz Sie sich so sicher fühlen, sind uniformierte Stakemen."

„Donnerwetter!" rief Ebert überrascht, doch nicht so laut, daß es die übrigen verstehen konnten. „Wissen Sie das genau, Herr Baumann."

„Leider zu genau. Der Capitano, der mich für einen Abgesandten Black Hawks hielt, hat es mir selbst gesagt. Wir haben nun zweierlei zu erwägen. Da ich den Llano leidlich kenne, ist es leicht möglich, daß ich die Falle erkenne, ehe wir hineingegangen sind. Es muß dann unser Bestreben sein, die Pfahlmänner dingfest zu machen, ohne daß es zu einem Kampfe kommt. Mit den Roten werden wir dann allerdings kämpfen müssen. Ein anderer Plan, den ich zuerst verfolgen werde, ist, die Roten zu zwingen, vom Kampfe abzustehen, ehe die Karawane die Wüste betritt."

„Alle Achtung vor Ihren kühnen Plänen," warf Ebert ein. „Nur ist mir noch völlig unklar, wie Sie das fertig bringen wollen."

„Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich Ihnen jetzt keine weitere Auskunft darüber geben kann," erwiderte Georg höflich. „Wenn ich jetzt zu den Komantschen reiten will, habe ich keinen Augenblick zu verlieren. Deshalb alles Nähere morgen, wenn ich wieder zur Karawane stoßen werde."

„Wollen Sie es allein wagen?"

„Nein. Zwei Gentlemen reiten mit, welche mich am Rande des Llano erwarten. Ich habe Sie deshalb eingeweiht, damit Sie die Gefahr kennen, falls das Wagnis für mich unglücklich abläuft. Ich bitte Sie, vorläufig nicht darüber zu sprechen, denn es würde sonst eine gewisse Erregung sich der Leute bemächtigen, die den Stakemen nicht unbemerkt bleiben würde."

„Ich muß Sie bewundern, mein lieber deutscher Freund," erwiderte Ebert. „Ich merke, daß ich Sie von Ihrem gefährlichen Vorhaben nicht abbringen kann, sonst würde ich es wenigstens versuchen. Sie opfern sich für Ihnen fremde Menschen in einer Weise auf, daß Ihnen die herzlichsten Dankesworte nicht genügen können. Jedenfalls werden Sie Land und Leute genügend kennen, um zu wissen, was Sie zu wagen haben. So reiten Sie mit Gott und kommen Sie mir morgen heil und gesund wieder."

Damit reichten sie sich die Hand, und mit einem „Auf Wiedersehen!" ritt Georg wieder nach der Spitze zu.

Als er Mister Brinklay und den Capitano erreicht hatte, zwinkerte er letzterem mit den Augen zu und sagte: „Da ich die Gegend kenne,

werde ich vorausreiten und am Bach einen geeigneten Lagerplatz aussuchen. Bis dahin auf Wiedersehen."

„Willst also unser Quartiermacher sein?" rief ihm der Capitano lachend nach, der natürlich der Ansicht war, er gebrauche diese Ausrede, um zum Black Hawk zurückkehren zu können.

Georg ließ indessen sein Pferd weit ausgreifen und näherte sich schnell wieder dem Walde, in dem er die letzte Nacht verbracht hatte. Er konnte mit dem, was er erfahren hatte, sehr zufrieden sein. Der Umstand, daß der Capitano ihn verkannt und ihm dadurch den Plan Black Hawks verraten hatte, nötigte ihm ein Lächeln ab, obwohl ihm dieses Mißverständnis ganz natürlich erschien. Black Hawk hatte ihm einen Boten schicken wollen, und es wurde, da sich die Karawane bereits dem Llano näherte, die höchste Zeit, daß er kam, kein Wunder also, daß er ihn für den mit Ungeduld Erwarteten hielt. Georgs Vorsicht, und der Umstand, daß er mancherlei von Black Hawks Absichten wußte, bestärkte jenen nur noch in seinem Irrtum.

Der junge Deutsche hielt nicht in gerader Richtung auf den Wald zu, sondern lenkte seinen Rappen etwas nach links, um am Rande des Waldes hinzureiten, wohin er ja den Nebraska-Bill und seinen Vetter bestellt hatte. Es dauerte nicht lange, so kam er an die Stelle, wo die Stangen begannen, die in die Wüste hineinliefen und denen die Karawane folgen sollte. Er ritt weiter in nördlicher Richtung, und als er hinter sich die Pfähle kaum noch erkennen konnte, traf er auf die Spur der Komantschen, welche, wie ihnen Black Hawk vorgeschrieben hatte, parallel zu diesen in die Wüste hineingeritten waren. Zwischen den Hufeindrücken der indianischen Mustangs bemerkte er diejenigen eines beschlagenen Pferdes, ein Zeichen, daß sich der Schwarze Geier bei ihnen befand. Dieser Umstand kam ihm bedenklich vor und mußte ihm das Gelingen seines Unternehmens bedeutend erschweren.

Er kreuzte die Fährte und ritt weiter. Nach wenigen Minuten hörte er rechts neben sich im Gebüsch das Schnauben eines Pferdes. Er war zur Stelle. Eben traten Erich und der Nebraska-Bill aus dem Gestrüpp hervor.

„Das nenne ich mit dem Teufel um die Wette reiten," sagte der Alte anerkennend.

„Ich traf unterwegs bereits auf die Karawane," entgegnete Georg, ohne abzusteigen. „Sie wird die Nacht über am Bache bleiben."

„Wir reiten sofort weiter?" fragte Erich.

„Natürlich. Was macht denn der Gefangene?"

„Ich habe ihm den Knebel abgenommen, da ich glaubte, er würde ersticken."

Dabei hoben sie den Gefesselten auf Erichs Pferd, da dieses noch nicht angestrengt und kräftiger war als Bills hochbeiniger Klepper, und schwangen sich dann selbst in den Sattel. Der Stakeman, dem die

Füße unter dem Leibe zusammengeschnürt waren, schoß haßerfüllte Blicke auf seine Peiniger, doch sprach er kein Wort.

Georg beschloß, der Spur der Komantschen eine Strecke weit zu folgen, um zu sehen, ob Black Hawk sie unterwegs verlassen hatte oder mit ihnen nach ihrem Versteck geritten war. Deshalb ritten die drei schräg auf die Fährte zu und erreichten sie nach kurzer Zeit. Unterdessen erzählte Georg den beiden andern, was er erfahren hatte, und spornte sie zu schnellem Reiten an, da sie heute die Komantschen noch erreichen müßten. Der Nebraska-Bill hatte natürlich von Erich bereits erfahren, was Georg im Lager der Roten erlauscht hatte, mit Ausnahme des Umstandes, daß Black Hawks Sohn der Mörder dessen Freundes war.

„Wir reiten so siegessicher den Komantschen nach," wandte sich Bill an Georg, „und ich altes Coon reite auch mit, ohne zu wissen, was wir eigentlich beabsichtigen."

„Es ist doch selbstverständlich, Sir, daß wir die Roten unschädlich machen müssen," antwortete jener.

„Wer?" fragte Bill, als hätte er nicht recht verstanden.

„Wir drei."

„Ihr scherzt wohl, junger Mann?"

„Im Gegenteil, es ist mir bitterer Ernst, und ich unterschätze auch die Schwierigkeiten unseres Unternehmens durchaus nicht."

„Drei Mann gegen zweihundert Komantschen auf dem Kriegspfad? Mann, seht Ihr nicht ein, daß dies der reinste Blödsinn ist?"

„Nein. Ich bin kein Greenhorn mehr, Sir, und weiß, was ich zu wagen habe. Kämpfen können wir mit ihnen natürlich nicht."

„Was denn?"

„Sie überlisten."

„Junger Mann, nehmt es mir nicht übel, das ist doch wohl nicht möglich. Ich bin auch nicht gerade auf den Kopf gefallen und im allgemeinen ein schlauer Fuchs; aber wie drei Bleichgesichter auf dem glatten Llano einen so großen Haufen Rothäute überlisten wollen, und noch dazu Komantschen, das will mir nicht ganz einleuchten."

„Wundert mich eigentlich, Sir, daß Ihr nicht darauf kommt. Wenn sich, wie Ihr wißt, die Roten verbergen sollen, kann an der betreffenden Stelle der Llano nicht völlig glatt sein, es muß sogar einen nicht unbedeutenden Hügel geben. Unmittelbar neben dem ersten liegt nämlich ein zweiter Hügel. In der Einsenkung zwischen beiden sollen sich die Komantschen verbergen, und sie sind bis auf einen schmalen Ausgang rings von einem Kaktusfeld umgeben."

„Eine Kaktusfalle also? Ah, ich verstehe."

„Stimmt auffallend."

„Und du meinst, daß wir sie, wenn sie drinsitzen, völlig im Schach halten können," mischte sich Erich ins Gespräch.

„Ja, Vetter. Du wirst es schon sehen. Wir machen später einen

Bogen und kommen von der entgegengesetzten Seite an sie heran, damit sie uns vorher nicht bemerken. Vorläufig wollen wir noch ein wenig diese Fährte beobachten."

Einige Zeit ritten sie wieder schweigend dahin. Sie ließen ihre Pferde weit ausgreifen, und ritten so schnell, als es dem Rappen Erichs, der zwei Männer zu tragen hatte, und dem vom Nebraska-Bill erstandenen Saumpferd möglich war, welches eine mit Trinkwasser gefüllte Gazellenhaut trug.

Plötzlich hielt Georg sein Pferd mit einem jähen Ruck an und betrachtete aufmerksam die Fährte. Die Hufeindrücke, die von dem beschlagenen Pferde herrührten, zweigten ab und setzten sich schräg nach links fort.

„Der Spitzbube ist also nicht mit in die Falle gegangen," sagte er langsam. „Er ist nach Südosten geritten, wahrscheinlich also gerade auf die Stelle zu, wo er die Karawane und die Indianer fangen will."

„Wir folgen vorläufig den Komantschen?" fragte Erich.

„Ja." — Damit setzten sie sich wieder in Trab.

Nach kurzer Zeit zeigten sich vor ihnen am Horizont die beiden Hügel, zwischen denen sich die Komantschen verbergen sollten. Georg nahm das Fernrohr aus der Satteltasche und sah lange hindurch.

„Sie sind's. Selbstverständlich können uns die Indsmen noch nicht sehen. Trotzdem müssen wir uns jetzt nach rechts halten, denn sowie wir entdeckt werden, ist unser Plan unausführbar."

„Wir reiten also einen Bogen um sie herum und nähern uns ihnen in ihrem Rücken?" warf Erich ein.

„Gewiß. Der Bogen muß natürlich sehr weit werden."

„Haben wir denn dort auch Deckung?"

„Von hier aus scheinen die Hügel nebeneinander zu liegen, der rechte liegt in Wirklichkeit hinter dem linken, so daß wir sie nicht sehen können, wenn wir uns nähern, und sie uns nicht."

„Meinst du nicht, daß sie Wachen ausstellen werden?"

„Kaum. Denn erstens sind sie dessen sicher, daß kein Mensch vorbeikommen wird, und zweitens können sie auf die Hügel niemand stellen, da sie dicht mit Kaktussen bestanden sind."

Sie waren indessen nach rechts umgebogen und hatten, da die Sonne noch nicht zu heiß brannte, eine beträchtliche Strecke zurückgelegt. Doch allmählich stieg die Sonne höher, und die Hitze nahm zu.

Nach einiger Zeit lenkte der Nebraska-Bill sein Pferd zwischen die beiden Deutschen. Er wandte sich unvermittelt an Georg und sagte langsam und etwas feierlich: „Wißt ihr, Gentlemen, was es heißt, einen Blutsfreund zu besitzen? Ich hatte einen, den alten Sam Spencer, vielleicht habt ihr seinen Namen schon einmal gehört, eine treue Seele. Man sah uns nie getrennt; jeder hat für den andern so und so oft das Leben eingesetzt, und nicht nur einmal haben wir uns gegenseitig das Leben gerettet. Was soll ich Euch viel davon er-

zählen. So etwas versteht ja doch nur der, welcher es erlebt. Laßt's mich kurz machen, junger Mann; Ihr ahnt's wohl schon, jener Trapper, den Ihr gestern abend ermordet auffandet, ist mein alter Blutsfreund!"

Pitt, der Sohn des Black Hawk, welcher gebunden vor Erich saß, wandte sich flüchtig um und warf einen erschrockenen Blick nach dem Nebraska-Bill, dem dieser jedoch nicht auffiel. Georg fing ihn auf und ward in seiner Annahme, den Mörder vor sich zu haben, nur noch mehr bestärkt, ließ sich jedoch vorläufig nichts davon merken.

Die Erinnerung an den alten Freund und sein tragisches Geschick regten Bill außerordentlich auf, seine Stimme hatte bei den letzten Worten fast versagt. Die beiden Deutschen schwiegen und drückten Bill die Hand.

Plötzlich hielt Georg seinen Rappen an. Die beiden andern Tiere blieben daraufhin von selbst stehen. Die beiden Hügel lagen jetzt südlich von ihnen, doch konnten sie nur den größeren sehen, da dieser den andern verdeckte.

„Seht ihr die zwei schwarzen Punkte in der Luft?" wies Georg nach Süden. „Das sind zwei Aasgeier, die über den Komantschen schweben und auf Beute lauern. Es ist ein Zeichen, daß die Roten bereits zwischen den beiden Sandhaufen in der Falle stecken."

Black Hawks Sohn hatte längst gemerkt, was die drei Männer beabsichtigten, und musterte sie mit haßerfüllten Blicken. Diese hatten es auch nicht für nötig gehalten, ihm ihre Absichten zu verheimlichen, da sie wußten, daß er nicht entkommen würde.

„Wir können also gleich ans Werk gehen?" fragte Erich.

„Das halte ich nicht für vorteilhaft. Denn je eher wir sie einschließen, um so länger müssen wir sie bewachen. Außerdem hat die Sonne längst den Zenit verlassen, möglicherweise ist es schon in drei bis vier Stunden finster. Und in der Nacht ist es schwer, den schmalen Ausgang aus dem Kaktusfeld zu bewachen, wenn wir auch Mondschein haben werden. Da übrigens die Karawane erst morgen zu erwarten ist, genügt es, wenn wir die Roten morgen mit dem frühesten überraschen."

Bill und Erich stimmten ihm zu. Sie ritten noch eine kurze Strecke weiter, bis sie sich hinter einer Bodenwelle befanden, wo sie gedeckt lagen, falls einige der Komantschen noch außerhalb des Kaktusfeldes umherstreifen sollten.

Sie stiegen ab und lagerten sich. Indem sie ihre Gewehre aufstellten und darüber Georgs Santillodecke hängten, stellten sie ein notdürftiges Zelt her, das sie vor den sengenden Sonnenstrahlen schützte. Die beiden Deutschen schnitten sich reichlich von Bills leckerer Bärenlende ab, während dieser nur wenig aß. Das Wasser in der Gazellenhaut war natürlich warm geworden, doch genügte es, um den schlimmsten Durst zu löschen. Die Pferde bekamen Maiskolben, die das Transportpferd ebenfalls getragen hatte.

Georg und Bill waren der Ruhe bedürftig und streckten sich aus, zumal da der nächste Tag große Anstrengungen bringen mußte, während Erich die Pferde und den Gefangenen bewachte.

Als die Nacht hereinbrach und die Sterne zu leuchten begannen, erhob sich Georg und faßte den alten Jäger neben sich an der Schulter. Dieser fuhr aus dem Schlafe auf und wollte nach der Büchse greifen.

„Ist nicht nötig, Sir," sagte jener lächelnd. „Ich möchte Euch nur fragen, ob Ihr mit mir den Komantschen einen Besuch abstatten wollt?"

Bill rieb sich die Augen, stand auf und erklärte sich bereit dazu.

Nach wenigen Augenblicken bereits waren sie unterwegs; Pferde und Gewehre hatten sie zurückgelassen. Sie näherten sich den Komantschen von Nordwesten, also von der entgegengesetzten Seite, als jene die Karawane erwarteten. Wenn sie eine Wache ausgestellt hatten, mußte diese am Eingang in das Kaktusfeld stehen, sie konnten also vorläufig von ihr nicht gesehen werden und ohne Gefahr aufrecht vorwärtsschreiten. Da sie zu Fuß gingen, dauerte es ziemlich lange, bis sie an das Kaktusfeld, das die beiden Hügel umgab, herankamen.

Nachdem sie eine lange Strecke nebeneinander hergeschritten waren, unterbrach Bill das Schweigen: „Ihr habt mir Euer Wort gegeben, junger Mann, daß ich den Mörder des alten Spencer finden würde, doch könntet Ihr davon noch nicht sprechen. Ist es auch jetzt noch nötig, daß Ihr schweigt?"

„Ja, Sir. Doch beruhigt Euch, morgen werdet Ihr ihn sicher haben. Pst, still jetzt! Wir sind nicht mehr weit vom Eingang entfernt."

Sie legten sich nieder und krochen auf allen vieren weiter, immer am Rande des Kaktusfeldes hin. Georg schlich voran. Nach wenigen Minuten erreichten sie die Stelle, von der ein schnurgerader, schmaler Gang in die Senkung hineinführte. Offenbar war er von Menschenhand angelegt und schien öfter von den Stakemen für ihre Zwecke benutzt zu werden.

Soviel sie bei dem schwachen Mondlicht erkennen konnten, war keine Wache ausgestellt. Der Pfad ging in schwacher Steigung in den Taleinschnitt hinab und schien sich ungefähr einen Kilometer weit zu erstrecken.

„Das ist die Falle," sagte Georg leise.

„Alle Teufel, junger Mann. Darin stecken sie allerdings wie der Dachs in seinem Bau."

Vorsichtig schoben sie sich in dem schmalen Gange weiter, bis sie sich ungefähr in der Mitte befanden. Von dieser Stelle aus konnten sie das Lager der Komantschen übersehen. Friedlich lag es eingebettet in der Talmulde zwischen den beiden Hügeln, vom Mondschein übergossen. Die Zelte waren aufgeschlagen und wegen des schmalen Raumes eng aneinander gerückt. Dahinter waren die Mustangs an-

gehobbelt. Das Kriegslager nahm sich aus wie das Dörfchen eines friedlichen Stammes.

„Wie ein Idyll," hauchte Georg.

„Ihr seid ein Träumer," erwiderte Bill ebenso leise. „Wären wir nicht hinter die Schliche des Schwarzen Geiers gekommen, würde sich dieses Idyll morgen in eine Schar beutegieriger und blutdürstiger Wilder verwandelt haben."

„Schade, daß diese Bestie nicht mit in der Falle steckt."

„Morden beim Ueberfall werden wir ihn sicher erwischen."

„Ich bezweifle es noch. Doch wir wollen's hoffen."

Vorsichtig traten sie wieder ihren Rückzug an.

3. Der Cannon de la muerte.

Am östlichen Horizont begann es schwach zu dämmern. Ein leiser Westwind strich über den Llano hin und führte einen feinen, kaum wahrnehmbaren Staub mit sich. Im Zeltlager der Komantschen herrschte noch die tiefste Stille. Das Kaktusfeld erschien öde und grau bei dem ersten grauen Morgenlicht, und darüber zogen noch immer die beiden Geier lautlos ihre Kreise. — An der Stelle, wo der Pfad begann, saß ein Krieger der Komantschen. Er stützte seine Ellenbogen auf die Knie und sah vor sich nieder. Neben ihm lag die mit silbernen Nägeln verzierte Büchse. Er trug indianische Mokassins und Leggins von weichem Büffelkalbleder, die von einem Gürtel festgehalten wurden, in dem einige Messer und der Tomahawk staken. Sein Oberkörper war unbedeckt, und das kupferbraune Gesicht war mit blauen und roten Strichen, den Kriegsfarben, übermalt. Das lange, schwarze Haar trug er zu einem Knoten zusammengebunden.

Jede Gefahr schien ihm ausgeschlossen zu sein; aus seiner lässigen Haltung konnte man es wenigstens schließen.

„Still! Wir müssen ihn festnehmen, ohne ihn zu töten, und ohne daß er einen Laut ausstoßen kann."

Georg war bis auf zehn Meter an ihn herangekommen, einige Schritte hinter ihm lagen der Nebraska-Bill und Erich, von dem bis zu einem Meter hohen Kaktus gedeckt. Lautlos schlichen sie weiter, was in dem Wüstensand nicht schwer war, so daß selbst Erich, ohne ein Geräusch zu verursachen, vorwärts kam.

In diesem Augenblick schnellte Georg auf, er erreichte den Roten in drei Sätzen, umklammerte seinen Hals, drückte zusammen und zog ihn hintenüber, so daß er auf den Rücken zu liegen kam. Da ihm für einige Augenblicke der Atem versagte, konnte er keinen Schrei ausstoßen. Der Alte und Erich waren inzwischen auch herangekommen. Georg ließ den Hals des Komantschen los, kniete auf ihn und setzte ihm das

Messer auf die Brust. Bald kam wieder Leben in ihn, ein Aechzen entrang sich seiner Kehle, und er schlug die Augen auf.

„Keinen Laut, sonst bekommst du das Messer!"

„Uff, uff!"

„Warum gebt Ihr es ihm nicht zwischen die Rippen?" fragte Bill. „Die Schufte wollten die ganze Karawane morden und verdienen es nicht anders."

„Erstens töte ich nur dann, wenn es meine Sicherheit unbedingt fordert, und zweitens brauche ich den Indsman noch."

Dieser lag regungslos da. Seine Augen waren mit dem Ausdruck höchster Wut auf die Weißen gerichtet.

„Komantsche," redete ihn Georg an. „Ich werde dir das Leben schenken, wenn du ohne Widerrede tust, was ich dir befehle; denn ich bin ein Freund aller roten Männer."

Der Krieger zeigte eine verächtliche Miene. Georg ließ sich dadurch nicht beirren, sondern fuhr fort:

„Sowie du einen einzigen Schrei ausstößt, gebe ich dir das Messer."

Bill und Erich standen mit gespanntem Revolver daneben, um ihn sofort niederzuschießen, wenn er einen Fluchtversuch wagen sollte. Der Indianer schien die Unmöglichkeit eines solchen Wagnisses einzusehen und blieb ruhig liegen. Georg forderte ihn auf, sich herumzudrehen und band ihm dann mit einem Streifen, den er ihm von den Leggins schnitt, die Hände auf den Rücken. Dann ließ er ihn aufstehen.

„Du wirst zu Avat-Senanda und seinen Kriegern zurückgehen," fuhr er fort, „und sie auffordern, sich zu ergeben, da jeder Widerstand nutzlos ist."

„Pshaw, Tokvi-Pere (Schwarzer Elk) läßt sich nicht drohen. Wie kann das Bleichgesicht sagen, daß jeder Widerstand nutzlos ist?"

„Sieh um dich. Dieser Weg ist der einzige aus eurer Kaktusfalle. Sonst seid ihr rings von dem dichten Kaktusfeld eingeschlossen. Wollt ihr euch etwa mit dem Messer einen Weg hindurchbahnen?"

„Nein. Die Gedanken des Bleichgesichts sind kurz. Die Krieger der Komantschen sind schnell wie die Wolke am Himmel. Sie werden kommen und den Bleichgesichtern den Skalp nehmen."

„Wenn sie es können. Wie wollen sie hierher kommen?"

„Das Bleichgesicht fragt wie ein unerfahrener Knabe. Auf diesem Pfad natürlich."

„Du irrst, Komantsche. Dein Verstand ist selbst scharf genug, um zu wissen, daß dies unmöglich ist."

„Uff! Ich verstehe das Bleichgesicht nicht."

„Wende dich um zum Lager der Komantschen. Von hier siehst du nur die Zeltspitzen. Ebenso können wir nicht vom Lager aus gesehen werden. Trittst du nur zwanzig Schritte weiter vor, so kannst du das ganze Tal übersehen, weil sich von dort aus der Pfad in schwacher Neigung senkt. Dorthin stellen wir uns, wenn ihr herankommt, und

ehe einer von euch die Mitte des Pfades erreicht hat, wird er von unsern Kugeln durchbohrt sein."

Wenn dem Indianer nicht laute Affektäußerungen zuwider wären, würde er aufgelacht haben, so begnügte sich jener mit seinem geringschätzigen Lächeln und sagte verächtlich:

„Der Verstand des weißen Mannes scheint vertrocknet zu sein. Ueberlegt er nicht, daß die Krieger der Komantschen auch schießen werden?"

Ueber das kupferbraune Gesicht glitt ein triumphierendes Lächeln.

„Du sprichst wie ein Knabe, der noch keinen Namen hat," erwiderte Georg ruhig, wohl bewußt, daß dies eine der größten Beleidigungen für einen Indianer ist.

„Uff!" zischte jener. „Wenn meine Hände frei wären, würde dich mein Tomahawk fressen. Tokvi-Pere ist ein berühmter Krieger und wird dem Bleichgesicht den Skalp lebendig vom Kopfe nehmen, wenn er wieder frei ist."

Georg tat, als hörte er diese Worte überhaupt nicht. Gemessen erwiderte er, indem er ihm sein funkelndes Gewehr neuester Konstruktion dicht vor die Augen hielt: „Sieh dieses Gewehr, Komantsche; jener Mann dort hat genau dasselbe. In jeder Büchse stecken zehn Kugeln, die von hier aus bis in euer Lager gehen."

„Uff!"

„Eure Kugeln dagegen reichen höchstens bis zur Mitte des Pfades."

Jener schwieg eine Weile und sah nachdenklich zu Boden. Plötzlich zuckte es in seinen Augen auf. „Die Bleichgesichter können wohl die ersten unserer Krieger töten," sagte er zuversichtlich. „Doch die übrigen werden so schnell nachdrängen, daß sie die weißen Männer mit dem Messer auslöschen werden."

„Auch das ist unmöglich. Betrachte dir den Pfad. Wenn zwei Männer nebeneinander gehen, treten sie auf die Kakteen und zerstechen sich die Füße. Es ist also nur für einen Platz. Wenn ihr herankommt, wird der erste fallen, der zweite wird über ihn hinwegsteigen wollen und dabei erschossen werden. Ebenso die nächsten. Die Gefallenen werden einen Wall bilden, über den die folgenden Krieger einzeln klettern müssen; an ein schnelles Vorwärtsdringen ist also nicht zu denken."

Georg merkte deutlich, wie verblüfft der Komantsche war, wenn sich auch kein Muskel seines ehernen Gesichtes bewegte. Nach einiger Zeit hob er langsam den Kopf und sagte mit abweisender Gebärde:

„Die Worte des Bleichgsichts sind umsonst. Ich werde sie dem Häuptling sagen, doch sie werden verfliegen wie ein Windhauch. Ehe die Sonne sinkt, werden die Bleichgesichter zerhackt werden von den Geiern, welche über uns kreisen. Howgh."

Damit schritt er stolz in den Gang hinein und begab sich nach dem Lager zurück.

Georg und der Nebraska-Bill folgten ihm inzwischen und blieben mit angeschlagenem Gewehr an der Stelle des Ganges stehen, wo sie das Lager überblicken konnten. Sie sahen gerade noch, wie Tokvi-Pere in dem Häuptlingszelt, das etwas höher als die übrigen war, verschwand. Kurze Zeit darauf kam er mit Avat-Senanda eilig wieder heraus, und sofort entstand im Lager ein dichtes Gewimmel. Aus allen Zelten erschienen die braunen Gestalten und drängten sich um den Häuptling herum. An den Gesten und Bewegungen erkannten die Beobachter, daß erregte Debatten geführt wurden, und jetzt erst, als sie die Wilden in höchster Erregung sahen, kam ihnen zum Bewußtsein, welch tollkühnes Wagnis sie unternommen hatten.

Kurze Zeit darauf erscholl im Kaktusfeld ein lautes Geheul. Der Häuptling, den die Weißen an den Adlerfedern erkannten, war an den Anfang des Pfades getreten, und wurde von tobenden und schreienden Kriegern umringt. Er sprach lange zu ihnen, wobei er seine Worte mit lebhaften Gesten begleitete, und deutete mehrere Male nach der Richtung, wo die beiden Deutschen und Bill standen. Darauf traten die Roten von ihm zurück, und er schritt langsam und gemessen in den Gang hinein. Er schien also eine Unterredung zu wünschen.

Georg nahm sein Fernrohr aus der Satteltasche und stellte es auf den Komantschen ein. Dieser war unbewaffnet, wie er es verlangt hatte. Ungefähr in der Mitte des Pfades hielt er an und ließ sich auf den Boden nieder. Georg legte seine Waffen an und schritt ebenfalls in den Gang hinein. Dabei bemerkte er, daß sich der Häuptling etwas mit der Hand hinter sich zu schaffen machte. Dieser Umstand erweckte Verdacht in ihm, und er nahm sich vor, scharf aufzumerken. Fünf Schritt von ihm entfernt ließ er sich nieder.

Der Komantsche würdigte ihn keines Blickes. Er war kräftig gebaut, und seine Züge hatten etwas Ehernes, Ehrfurchtgebietendes.

Georg hatte nicht die Absicht, zu warten, bis es dem Häuptling belieben würde, sondern begann: „Du bist gekommen, Häuptling, um mit mir zu sprechen. Ihr scheint also gewillt zu sein, euch zu ergeben."

Jener runzelte die Stirn.

„Hat Avat-Senanda dem Bleichgesicht erlaubt, zu reden?"

„Wir haben keine unnützen Worte zu verlieren. Du und deine Krieger, ihr seid in unserer Gewalt."

„Der Große Geist hat den Verstand des Bleichgesichts in Nacht gehüllt. Sieht es nicht, daß es uns ein leichtes wäre, euch den Skalp zu nehmen?"

„Häuptling, verstelle dich nicht; du weißt selbst genau, daß dies unmöglich ist."

„Pshaw. Die weißen Männer würden vielleicht drei von meinen Kriegern töten, die übrigen werden sie überfluten, wie die große Woge

des Vaters der Ströme (Miſſiſſippi), und es wird ſogar keiner von den roten Männern ſterben."

„Im Gegenteil. Alle."

„Das Bleichgeſicht ſcheint nicht zu wiſſen, was es ſpricht. Die Krieger der Komantſchen ſind ſtark wie der Büffel auf der Savanne, doch auch ſchlau wie die Schlange im Gras. Sie werden in der Nacht kommen, wenn die Bleichgeſichter ſie nicht ſehen."

Dabei zog er das rechte Bein an und erhob ſich aus der ſitzenden in eine kauernde Stellung. Jetzt wurde es dem Deutſchen zur Gewißheit, daß in wenigen Augenblicken der Angriff erfolgen würde; er ließ ſich jedoch nichts davon merken. In ruhigem Ton erwiderte er: „Glaubſt du, wir werden ſo dumm ſein, zu warten, bis es Nacht iſt?"

„Uff! Womit werden die Bleichgeſichter nicht warten?"

„Ich fordere dich zum letztenmal auf, dich mit deinen Kriegern zu ergeben. Habt ihr in einer Stunde nicht die Waffen niedergelegt, werden wir das dürre Kaktusfeld anzünden. Die Flammen werden ſich ſo raſend ſchnell verbreiten, daß ihr in wenigen Minuten erſtickt ſein werdet!"

Avat-Senanda war wie vom Schlage getroffen. Dieſe Möglichkeit hatte er nicht erwogen und ſah nun ein, daß er mit den Kriegern rettungslos verloren war. Der dürre Kaktus brannte wie Zunder, und aus dieſem Flammenmeer gab es kein Entrinnen. In ſeinen Augen blitzte es heimtückiſch auf, und mit der rechten Hand griff er wie zufällig hinter ſich. Georg behielt ihn ſcharf im Auge. Im nächſten Augenblick ſchnellte er mit katzenartiger Behendigkeit auf. In ſeiner Hand blitzte ein Meſſer. Mit der ganzen Wucht ſeines Körpers ließ er ſich auf den Deutſchen fallen und hätte ihn ſicher getroffen, wenn dieſer auf den Ueberfall unvorbereitet geweſen wäre.

Blitzſchnell bog Georg zur Seite, ſo daß der Häuptling halb zu Falle kam, ſprang auf und umfaßte das rechte Handgelenk des Komantſchen. Er drückte es ſo feſt zuſammen, daß jener das Meſſer fallen ließ. Dann verſetzte er ihm, ehe er ſich noch aufrichten konnte, mit dem Meſſerknauf einige wuchtige Schläge auf den Schädel, daß er bewußtlos niederſank. Der ganze Vorgang hatte nur wenige Sekunden gedauert. Georg faßte Avat-Senanda bei beiden Händen und ſchleifte ihn, ſo ſchnell er konnte, hinter ſich her. Kaum war er einige Schritte vorwärts gekommen, ſo löſten ſich im Lager der Komantſchen einige Schüſſe. Die Kugeln erreichten ihn jedoch nicht und wühlten ſich hinter ihm in den Sand ein.

Kurz darauf gab Erich zwei Schreckſchüſſe ab. Die Kugeln ſchlugen in die Zelte ein und riefen nicht geringe Beſtürzung unter den Komantſchen hervor, war ihnen doch nun bewieſen, daß die Gewehre der Weißen wirklich ſo weit reichten, um alle zu verderben, während ihre eigenen den Weißen nichts anhaben konnten.

Inzwischen war der Nebraska-Bill Georg entgegengekommen und half ihm, den Häuptling bis zum Ausgang des Pfades zu schleifen.

„Konnte schlecht für dich ablaufen, du unverbesserlicher Wagehals," empfing ihn Erich scherzend, und eine ungeheuchelte Freude sprach aus seinen blauen Augen, während er ihm die Hand reichte.

„Wasser für den Häuptling, Vetter! Er muß schnell wieder zu sich kommen, sonst machen mir die Komantschen noch Dummheiten."

Georg und Bill ließen ihn zur Erde nieder und banden ihm Hände und Füße. Inzwischen hatte Erich aus der Gazellenhaut seinen Taschenbecher mit Wasser gefüllt und kniete neben Avat-Senanda nieder, um Wiederbelebungsversuche anzustellen. Es dauerte auch nicht lange, so bewegte er sich und schlug die Augen auf. Er erkannte die Situation sofort und warf haßsprühende Blicke auf die drei um ihn stehenden Weißen. Georg glaubte keine Zeit verlieren zu dürfen. Vor allem mußte es ihm darauf ankommen, den Häuptling umzustimmen, ihn davon zu überzeugen, daß er vom Black Hawk hatte betrogen werden sollen und ihn so zu bearbeiten, daß er schließlich mit ihm die Friedenspfeife rauchte. Dies würde ihm natürlich nie gelingen, wenn er nicht die Sache sehr geschickt anfing.

Er trat vor den Häuptling hin und sah ihm einige Zeit scharf ins Gesicht.

„Avat-Senanda!" redete er ihn an. „Du versuchtest mich, obwohl wir Unterhändler waren, also beide unbewaffnet und unverletzlich sein sollten, zu töten. Dafür hast du den Tod verdient."

„Mein Tomahawk wird das Langmesser*) fressen," erwiderte jener verächtlich. „Avat-Senanda braucht nur seine Krieger zu rufen und sie werden kommen und euch allen den Skalp nehmen."

„Wirklich?" höhnte Georg. „Du weißt ebensogut als ich, daß kein einziger lebend durch den Pfad hindurchkommen wird."

„Das Bleichgesicht redet wie ein Schwätzer. Die Krieger der Komantschen werden die weißen Koyoten niederschlagen und an den Marterpfahl binden. Für dich aber werde ich mir die schwersten Martern ausdenken."

Georg sah ein, daß er dem stolzen Häuptling durch Drohungen nicht würde beikommen können, und versuchte es auf eine andere Art.

„Avat-Senanda ist ein großer Häuptling," begann er wieder. „Ich habe ihn gefesselt, und doch ist er noch mutig."

Jener ging sofort darauf ein. „Warum hast du mich nicht getötet, sondern nur betäubt?" brauste er auf. „Die Frauen werden auf mich zeigen und höhnen: Avat-Senanda, unser großer Häuptling, hat sich von einem einzigen Bleichgesicht besiegen lassen!"

„Ich habe dich deshalb nicht ausgelöscht, weil ich wollte, daß du ein noch viel berühmterer Häuptling werden solltest."

*) Indianischer Spitzname für die Amerikaner.

Jener erwiderte nichts. Offenbar traute er diesen Worten nicht recht, oder er erwartete noch weitere Lobsprüche zu hören. Georg ließ vorläufig das versuchte Verbrechen noch außer acht und fuhr fort:

„Ich hörte oft von deinen Taten und deiner Klugheit. Und doch warst du gestern und heute sehr unklug."

„Belle nicht wie ein Hund!" stieß der Häuptling wütend hervor. „Was Avat-Senanda tut, ist stets verständig und klug."

„Glaubtest du den beiden Weißen, welche du bei dir hattest, trauen zu können?"

„Uff! Wen meinst du?"

„Verstelle dich nicht. Den Black Hawk und seinen Sohn."

„Warum fragst du danach?"

„Weil sie dich betrügen wollten."

„In dem Munde des Bleichgesichts wohnt die Lüge. Der große und kleine Black Hawk sind gut. Sie zeigten mir, wie ich — —"

Er hielt plötzlich inne. Georg benutzte diesen Augenblick und fuhr fort: „— — wie du die Karawane morden und ausplündern könntest."

„Uff, uff! Das Bleichgesicht weiß es?" Auf dem Gesicht des Komantschen zeigte sich die höchste Bestürzung.

„Dies und noch mehr," erwiderte Georg. „Die beiden Black Hawks sind die größten Schurken. Sie wollten, daß du mit deinen Kriegern die Karawane in die Falle hineintriebest und selbst mit hineingehest. Er rechnete darauf, daß ihr euch gegenseitig bekämpfen und aufreiben würdet, um dann den Gewinn davon zu haben. Namentlich auf euer Gold hat er es abgesehen. Die Ueberlebenden von euch und der Karawane glaubte er, da ihr ja in der Falle stecken würdet, leicht mit seinen sechzig Pfahlmännern auslöschen zu können."

Avat-Senanda war starr. In den ersten Augenblicken brachte er kein Wort hervor. Doch dann faßte er sich schnell und sagte in verächtlichem Ton: „Du bist ein erbärmlicher Wicht. Du lügst."

Georg blieb klugerweise gelassen und ruhig, um um so sicherer sein Ziel zu erreichen.

Soll ich dir beweisen, daß ich die Wahrheit spreche?"

„Das kannst du nicht."

„Ist es eine Lüge, wenn ich sage, daß die sechzig Stakemen die Karawane als Soldaten verkleidet begleiten? Ist es nicht die Wahrheit, wenn ich sage, daß du dich gestern abend unter den Bäumen am Rande der Wüste mit Black Hawk unterredet und ihm zwei Nuggets gegeben hast, damit sein Sohn in Garden City Vorbereitungen treffen konnte?"

„Uff! Du hast uns belauscht!"

„Zweifelst du noch daran?"

Das bronzene Gesicht Avat-Senandas verzerrte sich; vor Bestürzung fand er eine Zeitlang keine Worte. Dann rief er in leidenschaftlichem

Ton: „Meine Hand ist stark und wird dich niederschlagen wie einen Grashalm. Dann wird der Häuptling der Komantschen seinen Ruhm wiedererlangt haben. Jetzt ist er ehrlos, denn du hast ihn belauscht wie einen Knaben, ihn niedergeschlagen und gefesselt, statt ihn zu töten."

„Du schiltst mich. Wenn du aber eingesehen hast, daß Black Hawk dich betrügen wollte, wirst du mir dankbar sein, daß ich dich nicht tötete."

„Es ist leicht, andere zu verleumden, und nur alte Squaws tun es."

„Du hast deinen Nuggetbeutel nicht mehr, Avat-Senanda. Will der Freund den andern nicht betrügen, wenn er ihn bestiehlt?"

„Uff! Du meinst, daß ihn Black Hawk genommen hat?"

Georg winkte Erich, den Sohn des Black Hawk herbeizuführen, der, an Händen und Füßen gefesselt, hinter den Pferden lag. Er hatte das Gespräch nicht verstehen können. Erich löste ihm die Fußfesseln und stieß ihn, den Revolver in der Hand, vor sich her. Der Mensch zog ein finsteres Gesicht und hatte den Kopf gesenkt. Mit seinen schwarzen Augen schielte er bald auf die Weißen, bald auf den am Boden liegenden Komantschen. Seine Züge zeigten den echten Verbrechertypus.

„Uff! Der kleine Black Hawk?" stieß der Häuptling überrascht hervor.

„Ich werde dich einiges fragen, Schuft," herrschte ihn Georg an. „Doch sieh dich vor, bei der ersten Lüge bekommst du die Kugel."

Der Mensch sah ihn feindselig an.

„Hast du etwas im Stiefelschaft verborgen?" fragte er, jedes Wort scharf betonend, und hielt ihm den Revolver vors Gesicht.

„Ja," erwiderte jener unsicher. „Mein Gold."

„Erich, nimm es ihm, bitte, heraus."

Dieser griff hinein und brachte Avat-Senandas Nuggetbeutel hervor. Der Mensch wurde kreidebleich.

„Uff, uff! Mein Nuggetbeutel!" stieß der Häuptling, aufs höchste betroffen, hervor. Dabei riß er mit aller Gewalt an den Riemen, mit denen er gefesselt war, um sie zu sprengen.

„Sprich, wer hat den Beutel von Avat-Senandas Gürtel genommen?" wandte sich Georg wieder an Black Hawks Sohn.

Dieser zögerte mit der Antwort. Doch als er merkte, daß es blutiger Ernst wurde, antwortete er: „Black Hawk!"

Ueber das Gesicht des Häuptlings ging ein Zucken, und kurze Zeit schloß er die Augen.

„Der große Häuptling der Komantschen," sagte er in dumpfem Ton, „ist ehrloser geworden als ein Hund, und er darf seine Hand nicht erheben, wenn seine Krieger ihn verspotten. Ich habe die roten Männer zu großem Ruhme führen wollen, doch der böse Geist ist stärker als ich, und hat mich mehr erniedrigt, als die niedrigste Squaw."

Georg begriff die Niedergeschlagenheit und den Ingrimm Avat-Senandas sehr wohl, der sich nach den Anschauungen der Indianer so entehrt ansah, daß die Schmach selbst durch die größte Tapferkeit nicht völlig wieder getilgt werden konnte. Der Deutsche rechnete nun damit, daß der Häuptling darauf brannte, sich an Black Hawk zu rächen. Blieb er sein Gefangener, so nahm er ihm die Möglichkeit dazu, und er wollte ihn nur unter der Bedingung freilassen, daß er auf seine Krieger einwirke, vom Kampfe abzustehen.

„Das Schicksal des großen Häuptlings der Komantschen geht mir nahe," begann Georg wieder.

Jener lag mit geschlossenen Augen da. Ueber sein Gesicht ging hin und wieder ein Zucken; ein heftiger Kampf schien in ihm zu toben. Plötzlich riß er sie auf, und ein qualvolles Röcheln entrang sich seiner Kehle. „Gib mich frei!" schrie er. „Mein Messer muß den weißen Hund noch erreichen, ehe er entkommt. Soll ich mit Schande in die ewigen Jagdgründe einziehen und abseits von meinen Vätern als Feigling stehen müssen?"

„Ich werde dich nur unter einer Bedingung freigeben."

Wieviel ihm daran lag, sich an Black Hawk zu rächen, sah Georg an dem erwartungsvollen Blick, den er zu ihm hinüberwarf.

„Welche Bedingung stellst du?"

„Du sollst deinen Kriegern befehlen, sofort ihre Waffen abzulegen."

„Uff! Das tun sie nicht."

„Hat der Häuptling so wenig Macht über sie?"

„Ich bin gefesselt, und sie werden mich verhöhnen, wenn ich ihnen diesen Befehl gebe."

„Sie werden dich noch viel mehr verhöhnen, wenn du dich an Black Hawk nicht rächst. Und dieser wird an jedem Lagerfeuer erzählen: Ich habe Avat-Senanda den Nuggetbeutel genommen, und er hat sich's gefallen lassen."

„Stelle eine andere Bedingung."

„Außerdem mußt du mit deinem Leben dafür einstehen, daß sie sich bis auf weiteres nicht aus der Kaktusfalle entfernen, und damit ich sicher bin, mich auf dich verlassen zu können, mußt du mit mir die Friedenspfeife rauchen."

Durch den Körper des Häuptlings ging ein konvulsivisches Zucken. „Wenn mich der weiße Häuptling nicht bald freiläßt, wird mein Tomahawk Black Hawk nicht mehr erreichen," keuchte er.

„Du kennst meine Bedingungen."

Jener schoß dem Deutschen einen wütenden Blick zu. „Avat-Senanda kann sie nicht erfüllen."

„Dann ist die Sache erledigt," erwiderte Georg ruhig und nahm aus seiner Tasche eine Streichholzschachtel. Er kniete am Rande des Kaktusfeldes nieder und entzündete eins der Hölzchen.

Der Häuptling folgte jeder seiner Bewegungen mit ängstlichen Blicken. Schließlich überwand er seinen Stolz und rief:

„Was will das Bleichgesicht tun?"

„Das Kaktusfeld anbrennen."

„Uff, uff! Wozu?"

„Um deine Krieger zu töten," antwortete Georg mit einer Gleichgültigkeit und Ruhe, die jenen zur Raserei brachte. Auf Avat-Senandas Zügen malte sich das Entsetzen. Er wußte, daß sich die ausgetrockneten Kakteen im Nu entzündeten und daß die Flammen seine Krieger in wenigen Minuten erreicht haben würden. Er war also vor die Wahl gestellt, mit seinen zweihundert Komantschen einen ruhmlosen, qualvollen Tod zu leiden — er selbst doppelt ruhmlos, da er sich nicht an Black Hawk hatte rächen können — oder seinen Stolz zu überwinden und auf die Bedingungen der Bleichgesichter, welche der böse Geist zu unterstützen schien, einzugehen.

„Halt ein — halt ein!" schrie er, und aus dem Ton seiner Stimme klangen deutlich seine Seelenqualen. „Avat-Senanda wird mit dem Bleichgesicht den Rauch des Friedens trinken."

„Gut." Georg verlöschte das Streichhölzchen und trat wieder neben den Häuptling hin.

„Bist du denn deiner Sache gewiß, daß dir deine Krieger gehorchen werden?" fragte er ihn.

„Das Bleichgesicht möge mich zu ihnen gehen lassen, ich werde mit ihnen reden."

Georg zog sein Messer und durchschnitt ihm die Fesseln. Seine Waffen waren vorher beiseite gelegt worden. Mit einem Satze sprang der Häuptling auf und wollte sich entfernen.

„Halt!" donnerte ihn Georg an. „Zu ihnen sollst du nicht gehen, aber mit mir bis zur Mitte des Pfades, von wo aus du sie mit deiner Stimme erreichen kannst." Und zu Bill und Erich gewendet, fuhr er fort: „Es wird natürlich sofort geschossen, sobald die Indsmen Miene zum Angriff machen. Go on!"

Damit folgte er dem Häuptling mit gespanntem Revolver in den Gang hinein. An der Stelle ungefähr, an welcher die Unterredung zwischen ihnen stattgefunden hatte, blieben sie stehen.

„Rufe ihnen zu, daß einer von ihnen unbewaffnet herüberkommen soll, um von dir das Weitere zu erfahren."

Avat-Senanda tat es. Er hatte eine markige, kraftvolle Stimme, die man drüben zu verstehen schien. Es entstand ein wirres Durcheinander, aus dem sich schließlich ein einzelner Krieger löste, der in den Gang hineinschritt. Georg kehrte mit dem Häuptling wieder um und ging nach dem Ausgang zurück.

Als der Komantsche näher herankam, erkannten sie ihn. Es war Tokvi-Pere, der Schwarze Elk, unbewaffnet, wie Georg verlangt hatte. Er trat sofort, ohne die Weißen eines Blickes zu würdigen, auf den

Häuptling zu, und sprach leise mit ihm, worauf dieser ebenso leise antwortete und sehr eindringlich und mit vielen Gesten redete.

Georg vermutete, daß er jenem klarlegte, in welcher Lage sie sich befänden, und daß sie unrettbar verloren seien, wenn sie nicht die Waffen ablieferten. Erfüllten sie die Bedingung, retteten sie wenigstens das Leben und wären imstande, ihren alten Kriegsruhm wiederherzustellen. In diesem Augenblick kam ihm ein Gedanke. Er trat zwischen die beiden Roten und sagte ihnen, sie müßten die Waffen nur für einige Zeit ausliefern, sie würden sie zur rechten Zeit wieder erhalten. Auf diese Weise, hoffte er, würden sie sich schneller ergeben.

„Sage außerdem deinen roten Brüdern," fuhr er zu Tokvi-Pere gewendet fort, „daß jedesmal zwei Mann so viel Waffen bringen sollen, als sie tragen können. In der Mitte des Pfades legt ihr sie nieder. Zwanzig Messer dürft ihr behalten, alles andere ist abzuliefern."

Sie hörten wortlos zu und sahen finster vor sich nieder. Dann schritt der Krieger wieder gemessen in den Gang hinein.

„Und nun stopfe deine Pfeife, Häuptling, damit wir gegenseitig Treue schwören."

Avat-Senanda ließ sich zu Boden nieder und nestelte sein Calumet von der Halskette los. Die drei Weißen setzten sich ihm gegenüber. Bedächtig stopfte er es mit einer Mischung von Tabak, Sumachblättern und Weidenrinde. Seine Erregung ließ er nicht merken, er war wieder Herr über seine Gefühle geworden. Mittels eines kleinen Punk (Prärieфeuerzeug) setzte er die Pfeife in Brand, tat einen Zug, blies den Rauch gen Himmel und zur Erde und sagte:

„Dort oben wohnt der Gute Geist, der Vater der roten Männer, und auf der Erde wachsen die Pflanzen und Tiere, welche er für die Söhne der Komantschen bestimmt hat."

Danach tat er vier weitere Züge, blies den Rauch nach den vier Himmelsrichtungen und fuhr fort: „Gegen Morgen und Abend, gegen Mittag und Nacht wohnten überall die roten Männer, von dem einen großen Wasser zum andern. Da kamen die Bleichgesichter und trieben den roten Mann aus den sonnigen Savannen, wo der Büffel haust, in die öden Felsentäler, wo ihn die Kälte quält und der Hunger tötet. Er will sein Land wiedergewinnen und muß die Bleichgesichter auslöschen, wo er sie trifft. Auch Avat-Senanda wollte neuen Kriegsruhm in die Hütten seines Stammes bringen und den Skalp seiner Feinde, aber der Böse Geist hat das Licht seiner Augen beschattet, so daß er die Hinterlist des Bleichgesichts, welches sich Black Hawk nennt, nicht erkannte, und hat ihn geführt in die Falle der weißen Männer. Doch der große Häuptling wird das listige Bleichgesicht töten, wie man einen bissigen Hund tötet und den Skalp ihm nehmen bei lebendigem Leib. Mit den drei tapferen Bleichgesichtern aber wird er Frieden halten, bis er in sein Dorf zurückgekehrt ist. Dann aber wird er von neuem

das Kriegsbeil ausgraben und sich rächen. Solange wie der Häuptling werden auch die Krieger der Komantschen Freunde der Bleichgesichter sein. Ich habe gesprochen. Howgh."

Darauf gab er die Pfeife Georg. Dieser machte dieselben Züge wie jener und sagte: „Die ehrlichen weißen Männer werden immer die Freunde des roten Mannes sein. Die schlechten Bleichgesichter sind beider Feind. Wir sind den Kriegern der Komantschen wohlgesinnt, wenn sie sich nicht wieder dazu verleiten lassen, gegen Weiße, die ihnen nichts getan haben, das Kriegsbeil auszugraben. Daher werden wir ihnen das Leben nicht nehmen, sondern sie müssen nur die Waffen auf kurze Zeit abliefern. Sie werden so lange im Kaktusfeld bleiben, bis wir die sechzig Pfahlmänner unschädlich gemacht haben. Der Black Hawk aber, o Häuptling, ist d e i n Feind, und der unsere. Wir werden ihn zusammen verfolgen, und er wird uns nicht entgehen können. Ich habe gesprochen."

In den Augen des Häuptlings leuchtete es auf. Als auch Erich und Bill ihre Züge getan hatten, sagte er, indem er sich erhob: „Das Bleichgesicht ist gut und edel. In seinem Kopf wohnt die Weisheit, und in seinem Arm die Stärke. Avat-Senanda freut sich, mit ihm seinen Todfeind zu verfolgen und ist betrübt, daß ihn sein Messer töten muß, wenn er im Dorfe seines Stammes gewesen ist."

Inzwischen hatten die Komantschen damit begonnen, ihre Waffen in der Mitte des Ganges niederzulegen. Daß sie es wirklich taten, war Georg und Bill ein Beweis, welches Ansehen der Häuptling bei ihnen genoß. Es hatte sich schon ein stattlicher Haufe von Waffen angesammelt, und es konnte nicht mehr lange dauern, so mußten alle bis auf die bewilligten zwanzig Messer zur Stelle sein.

Während Bill und Erich den Sohn Black Hawks wieder auf dessen Rappen festbanden, schritten Georg und der Häuptling wieder in den Gang hinein, um sich das Pferd desselben geben zu lassen.

Nach kurzer Zeit erschien Tokvi-Pere mit einem braunen Mustang. Der Häuptling rief ihm ein Abschiedswort zu und kehrte mit Georg zum Ausgange zurück. Hier empfing ihn Bill mit einer halb besorgten, halb pfiffigen Miene.

„Mister Baumann," sagte er etwas gedehnt, „bis jetzt hat alles besser geklappt, als ich dachte. Doch das Dümmste kommt noch."

„Ihr meint, wenn wir jetzt fortreiten, werden uns die Roten folgen und durch ihre Ueberzahl erdrücken?"

„Allerdings. Oder glaubt Ihr, sie werden in dem Mauseloch bleiben?"

„Wenigstens nehme ich es an. Der Häuptling scheint bei ihnen viel zu gelten. Doch kann ich mich auch irren."

„Und Ihr wollt den Burschen sogar die Waffen zurückgeben?"

„Nun, beruhigt Euch nur, Sir. Ich habe auch schon an den Fall

gedacht, daß sie die Absicht haben könnten, uns zu betrügen, und meinen Plan gefaßt."

„Und der wäre, wenn's gefällig ist?" fragte Bill spöttisch.

„Folgt mir, Sir. Erich, du kannst auch mitkommen."

Er führte sie in den Gang hinein, bis zu dem Waffenhaufen. Hier hob er eins der meist altmodischen Gewehre auf und warf es, so weit er konnte, in das Kaktusfeld hinein.

Ueber Bills Gesicht glitt ein verständnisinniges Lächeln. Dabei griff er eifrig mit zu und warf eine Büchse nach der andern in das Stachelgestrüpp hinein. Erich half ebenfalls mit, und es dauerte nicht lange, so waren auch die Tomahawks und Messer zwischen den Kakteen verschwunden. Als sie an den Ausgang des Pfades zurückkamen, trat Avat-Senanda, ohne eine Miene zu verziehen, auf Georg zu.

„Das tapfere Bleichgesicht versprach, daß die Krieger der Komantschen ihre Waffen zurückerhalten sollten?" sagte er gemessen.

„Habe ich sie ihnen denn genommen? Sie können sie sich ja selbst wieder herausholen. Zu diesem Zweck erlaubte ich ihnen, zwanzig Messer zu behalten. Dies ist zugleich ihre Strafe. Oder glaubte der Häuptling, daß sie für den beabsichtigten Ueberfall straflos ausgehen sollten?" — Jener biß sich auf die Lippen und schwieg.

Die Strafe der Komantschen war nicht gering. Denn mit den Messern sich durch den Kaktus einen Weg zu bahnen, war eine furchtbare Arbeit. Die ausgetrockneten Staudenbündel waren so zäh, daß es den äußersten Kraft- und Zeitaufwand erforderte, um sie zu entfernen, ganz abgesehen davon, daß sie wegen der Stacheln, welche langwierige und schmerzhafte Wunden hervorrufen, nur vorsichtig und langsam zu Werke gehen konnten.

„Werden sie uns nicht trotzdem folgen und erst, wenn sie uns überwältigt haben, ihre Waffen herausholen?" wandte sich Erich an seinen Vetter.

„Das ist gänzlich ausgeschlossen. Seine Waffen läßt ein Indianer nie im Stich, am allerwenigsten seine Büchse, die ihm ebensoviel gilt als ein Mustang. Sie ist ihm mehr wert als Gold und jeder andere Besitz, denn durch sie fristet und verteidigt er sein Leben. Sie werden also auf jeden Fall erst ihre Waffen wiederzuerlangen suchen und erst dann uns verfolgen. Und sollten sie uns wirklich sofort nachreiten, so werden es ihre Mustangs kaum mit unseren Pferden aufnehmen können. Die am besten Berittenen von ihnen werden wir uns mit unsern Büchsen fernhalten können, wenn sie uns zu nahe kommen."

Eben trat der Häuptling wieder neben Georg. Aus seinen Zügen sprach eine gewisse Ungeduld, und seine Augen hatten einen eigentümlichen Glanz angenommen.

„Wenn die weißen Männer noch länger zögern, wird der Black Hawk entkommen," sagte er mit vibrierender Stimme.

Dabei sprang er in den Sattel. Die anderen folgten seinem Beispiel und ritten längs des Kaktusfeldes nach Süden davon.

* * *

Die Karawane war am andern Morgen frühzeitig aufgebrochen und machte gegen Sonnenuntergang Halt. Die Wagen wurden so aufgefahren, daß sie einen Ring bildeten, innerhalb dessen die Männer lagerten. Gekocht wurde an diesem Abend nicht, da man das Wasser sparen mußte; man begnügte sich mit kaltem Fleisch.

Die Leute von der Karawane und die „Soldaten" saßen bunt durcheinander; nur am östlichen Ende des Lagers hatten sich zwanzig der letzteren zusammengetan; unter ihnen saß der Capitano. Zwischen ihnen und den übrigen waren die Saumpferde angepflockt, welche die Wasserschläuche trugen. Mister Brinklay und der deutsche Ingenieur Ebert hatten sich auf der entgegengesetzten Seite niedergelassen.

Inzwischen war es völlig dunkel geworden. Der Mond, welcher erst im ersten Viertel stand, warf nur ein schwaches Licht hernieder.

Zwischen den Rädern des Wagens, der dem Capitano am nächsten stand, tauchte plötzlich ein Schatten auf. Im nächsten Augenblick huschte eine dunkle Gestalt herein und ließ sich neben jenem nieder. Der Capitano blickte vorsichtig um sich und sagte dann:

„Es ist gut, Chieftain, daß du jetzt schon gekommen bist."

„Wieso?" fragte der andere.

„Ich traue dem Kroner nicht recht."

„Kroner? Wer ist das?"

Der Capitano war betroffen, und fast ängstlich schielte er zum Black Hawk hinüber.

„Der Mann, welchen du uns gestern entgegengeschickt hast."

„Ich habe doch meinen Sohn geschickt?"

„Er war nicht bei mir."

„Wer denn sonst?"

„Eben jener Mensch, welcher sich Kroner nannte."

„Was hat er gesagt?"

„Er schien völlig eingeweiht zu sein und sagte, wir sollten uns nicht zu sehr beeilen. Er gab an, von dir geschickt zu sein."

Black Hawk war aufs höchste überrascht, doch zwang er sich zur Ruhe.

„Kroner sagte, dein Sohn sei betrunken vom Pferde gefallen und habe ein Bein gebrochen," fuhr der Capitano fort. „Er gab sich als Pedlar der Komantschen aus und wußte auch, daß die roten Schufte mit daran glauben müßten."

„Wie sah denn der Mensch aus?" stieß jener äußerst erregt hervor.

„Es war ein schlanker, kräftiger Mensch mit blondem, ziemlich langem Vollbart; er ritt einen Rappen. Kannst ihn dir übrigens persönlich ansehen."

„Wo ist er denn?"

„Eine Stunde vor Sonnenuntergang kam er von Westen mit einem andern jungen Menschen und einem Mann mit einem struppigen grauen Vollbart im Lager an."

„Jetzt weiß ich, wer die Kerls sind. Der Alte ist der Nebraska-Bill. Vorgestern abend saß er mit den beiden Blondbärten an einem Lagerfeuer am Rande des Llano. Die Leute waren, glaube ich, Diggers."

„Diese haben sich heute morgen uns angeschlossen."

„Aus dem Westen des Llano kamen sie?" fragte der Black Hawk nach einer Pause nachdenklich.

„Ja. Sie scheinen also gerade von der Kaktusfalle gekommen zu sein." — „Und wo sitzen sie jetzt?"

„Vorn am andern Ende des Lagers, neben Mister Brinklay und einem deutschen Ingenieur."

„'s death"! fluchte jener. „Bei den Führern?"

Er sah sich hastig um und spähte, soweit er bei dem schwachen Mondlicht sehen konnte, als erwarte er jeden Augenblick einen Angriff auf seine Person. „Es ist natürlich nicht zweifelhaft, daß der Mensch jenen beiden unsern Plan mitteilt. Wie mag er nur dahintergekommen sein? Ebenso ist es mir ein Rätsel, wo mein Sohn geblieben ist."

Kurze Zeit blieb es still zwischen beiden. Dann begann der Capitano wieder: „Unsere Lage ist demnach eine recht gefährliche."

„Möglich. Ich gebe noch nichts verloren."

„Wieso, Chieftain?"

„Wenn er uns verraten hätte, würde man uns längst einige blaue Bohnen zwischen die Rippen gejagt haben. Nun, sei es, wie's ist. In jedem Falle müssen wir einige Vorsichtsmaßregeln treffen. Du hast ja mit ihm schon gesprochen, du gehst also nachher zu ihm und horchst ihn aus. Das beste wird es natürlich sein, wenn wir ihn heute nacht unschädlich machen, und das wird nicht schwer sein. Während der Nacht müssen sich die Companeros (Kameraden, Genossen) alle zusammenlegen, unauffällig natürlich, damit wir auf einen Ueberfall vorbereitet sind. Dann —"

„Chieftain," unterbrach ihn der Capitano. „Dein Selbstvertrauen ist zu groß. Daß wir verraten sind, steht für mich außer allem Zweifel. Wahrscheinlich warten sie einen günstigen Augenblick ab, um uns umzubringen."

„Du meinst also, daß wir —"

„Natürlich."

„Ist mir auch recht. Dann müssen wir uns freilich unter sie zerstreuen. Auf ein Zeichen, sagen wir, wenn ich schieße, springen wir auf und stoßen ihnen das Messer in den Leib. Auf jeden von uns kommen drei Mann. Da wir sie im Schlafe überraschen, wird es fast keine Verluste für uns geben."

„Du darfst natürlich mit dem Signalschuß nicht zu lange warten, denn sie könnten dasselbe mit uns vorhaben."

„Selbstverständlich. Geh du jetzt also zu Kroner und sieh zu, daß du etwas erfahren kannst. Ich werde inzwischen den Companeros sagen, was sie zu tun haben."

Der Capitano stand auf und verschwand zwischen den Packpferden, während der Black Hawk, der sich nicht sehen lassen durfte, da sein Gesicht zu bekannt war, den ihm zunächst Sitzenden den Anschlag zuraunte, die ihn unter ihren Genossen verbreiten sollten.

* * *

„Auf diese Weise werden wir sie in die Falle einschließen, die sie für uns bestimmt haben," sagte Georg zu Ingenieur Ebert, nachdem sie kurz ihren Plan besprochen hatten.

Sie lagerten etwas abseits von den übrigen, so daß sie von niemand gehört wurden. Georg erhob sich.

„Wohin wollen Sie gehen?" fragte jener erstaunt.

„Ist es Ihnen nicht aufgefallen, daß sich die „Soldaten" merkwürdig ruhig verhalten. Sie sind nicht ungezwungen laut genug wie wohl sonst. Das macht mir den Eindruck, als wäre etwas im Werke."

„Das glaube ich kaum," antwortete der Ingenieur. „Sie werden doch nichts unternehmen, ehe sie uns nicht in der Falle haben."

„Sie müssen bedenken, Herr Ebert, daß der Capitano heimlich eine Nachricht von Black Hawk erhalten haben kann oder daß er sich im Schutze der Dunkelheit selbst herangeschlichen hat, dann weiß jener sofort, daß ich ihn hinters Licht geführt habe. Außerdem kommt es mir verdächtig vor, daß der Capitano noch nicht zu mir gekommen ist, da er doch annehmen muß, daß ich sein Verbündeter bin. Sein Fernbleiben hat sicher einen Grund, und ich gehe wahrscheinlich nicht fehl, wenn ich denke, daß er jetzt während der Nacht Black Hawk erwartet. Ein wenig Rekognoszieren kann also nicht schaden. Sorgen Sie, bitte, inzwischen dafür, daß die Leute in aller Stille, aber genügend, über den gefährlichen Charakter der Soldaten aufgeklärt werden."

Eben kamen der Nebraska-Bill und Erich von einem Rundgang durch das Lager zurück. Er forderte sie auf, sich sofort fertig zum Aufbruch zu machen, falls dieser nötig sein sollte. Sie wollten ihn nach dem Grunde fragen, doch er war bereits im Schatten der Wagen verschwunden. Der Mond war inzwischen höher gestiegen, und sein Licht um einen Schein heller geworden. Georg ging außerhalb des Lagers mit aller Vorsicht nach dem östlichen Teil desselben, wo, wie er wußte, der Capitano mit einigen Soldaten lagerte. Als er einmal nach Norden spähte, entdeckte er, daß irgend jemand oder irgend etwas sich in derselben Richtung wie er vorwärts bewegte; er konnte nur schwache Umrisse erkennen. Im ersten Augenblick konnte er sich nicht vorstellen, was es sein könnte. Mit Bestimmtheit wußte er beinahe, daß es außerhalb des Lagers in weitem Umkreis kein lebendes Wesen

gab, außer Avat-Senanda, den Häuptling der Komantschen und Pitt, den Sohn des Black Hawk, die er weit vor dem Lager zurückgelassen hatte, da sonst ihre Anwesenheit ihn den Stakemen verraten hätte.

In diesem Augenblick hörte er Schritte, die am innern Rand der Wagenreihe herankamen. Er beugte sich zur Erde nieder und sah zwischen den Rädern durch hinein. Er erkannte den Capitano, der offenbar zu ihm gehen wollte. Er ließ ihn vorbei. Darauf widmete er sein ganzes Augenmerk wieder der verschwommenen Gestalt. Sie war näher herangekommen, bewegte sich aber immer noch in östlicher Richtung. Jetzt erkannte er sie deutlicher. Es waren zwei Männer, welche ein Pferd hinter sich herzogen. Hatten sie ein Ziel und welches? Er ließ seine Blicke weiterstreifen und entdeckte die schwachen Umrisse eines einzelnen Pferdes. Es stand unbeweglich, als habe es sein Reiter nur für kurze Zeit verlassen; es schien eine gute Dressur zu haben. Den Reiter selbst konnte er nicht entdecken. Entweder war er heimlich ins Lager gekommen, denn sonst würde er sein Pferd mitgebracht haben, oder er schlich sich eben an.

Georg schritt lautlos und schnell weiter. Eben sah er, wie die beiden Männer ihr Pferd zurückließen und allein weitergingen, gerade auf das einzelne Pferd zu. Sie konnten höchstens noch einen Abstand von fünfzig Metern von ihm haben. In diesem Augenblick klang ein helles, ängstliches Wiehern herüber. Es kam von dem einzelnen Pferde, das sich sehr unruhig zeigte, auf seiner Stelle jedoch stehen blieb.

Jetzt fingen die beiden Männer zu laufen an, doch kam es Georg so vor, als folgte der zweite nur sehr widerwillig und würde von dem andern mit fortgezogen.

Plötzlich tauchte noch ein dritter Mensch auf. Er löste sich von der östlichen Spitze des Lagers los und lief, so schnell er konnte, auf das einzelne Pferd zu. Das mußte unbedingt der Black Hawk sein.

Es war ein Laufen um Leben und Tod. Jeder suchte das Tier zuerst zu erreichen. Kaum hatte Georg den Mann erblickt, so setzte er ihm mit der größtmöglichsten Geschwindigkeit nach. Schießen wollte er nicht, da er noch nicht genau wußte, wen er vor sich hatte. Dabei kam er natürlich auch den beiden andern Männern näher. Er erkannte jetzt deutlich, daß sich der zweite weigerte, mitzulaufen. In diesem Augenblick erhob der andere den Arm, ein Messer funkelte in seiner Hand, da gab jener den Widerstand auf und rannte mit vollen Kräften mit. Der Mann, dem Georg nachsetzte, stieß einen Pfiff aus. Das einzelne Pferd spitzte die Ohren und sprang mit einigen schnellen Sätzen auf ihn zu. Im nächsten Augenblick saß er im Sattel.

Die beiden Männer auf der andern Seite waren bereits auf zehn Meter herangekommen. Georg war noch ein beträchtliches Stück zurück. Doch erkannte er an den Adlerfedern, daß er den Häuptling vor sich hatte, der Black Hawks Sohn an einem Strick hinter sich herzog. Er hatte seine Schußwaffen nicht zurückbekommen, sonst würde

er sich ihrer wahrscheinlich bereits bedient haben. Offenbar hatte ihn die Unruhe fortgetrieben, daß ihm Black Hawk entkommen könnte.

Georg setzte alle Kräfte ein, und lief, so schnell es ihm möglich war.

Eben hörte er die Stimme des Mannes auf dem Pferde: „Der Teufel hat dir meinen Plan eingeblasen, Schuft, so daß du ihn vereiteln konntest. Hier hast du deinen Lohn." Dabei krachte sein Schuß. Pitt fiel durch den Kopf getroffen in sich zusammen, ohne einen Laut von sich zu geben.

„Black Hawk!" schrie Georg hinter ihm. „Du tötest ja deinen eigenen Sohn!"

Mit einer blitzschnellen Bewegung wandte sich jener auf seinem aufbäumenden Pferde um. Sein gelblichfahles Gesicht, das durch den schwarzen Vollbart noch unheimlicher wurde, verzerrte sich. Er stieß einen gräßlichen Fluch aus und sah dann einen Augenblick wie entgeistert auf seinen Sohn, der regungslos am Boden lag. Seiner Kehle entrang sich ein Aechzen, wie es ein zu Tode getroffenes Raubtier hören läßt. Dann stieß er seinem Pferde die Sporen in die Seiten und jagte davon. Diese Vorgänge spielten sich natürlich schneller ab, als sie sich erzählen lassen.

Georg riß den Revolver aus dem Gürtel und zielte. Ja, was war das? Black Hawk saß nicht mehr im Sattel, das Pferd raste ohne Reiter dahin. Er drückte ab. Das Tier lief noch eine Strecke weit und brach dann zusammen.

Avat-Senanda schnalzte mit der Zunge, und sein Pferd kam heran. Hinter Black Hawks Rappenhengst blitzte es auf. Ein Schuß krachte, und des Häuptlings Mustang brach ebenfalls zusammen.

Georg überschaute die Lage mit einem schnellen Blick. Der Schurke hatte sich auf die Seite seines Tieres gelegt, indem er nach Indianerart mit einem Fuß im Steigbügel gehangen und die Arme um den Hals des Pferdes geklammert hatte, um nicht getroffen zu werden. Dann hatte er den Gaul des Häuptlings niedergeschossen, um nicht so schnell verfolgt werden zu können. Da er hinter seinem Pferde gedeckt lag, war es vorläufig höchst gefährlich, ihn zu fassen zu suchen. Denn jeder, der ihm nahe kam, mußte seine Kugel erhalten.

Deshalb rief Georg dem Häuptling, der sich ebenfalls hinter seinem Pferde deckte, zu, jenen nicht aus den Augen zu lassen und zu warten, bis er zurückkomme. Für den Notfall warf er ihm seinen Revolver zu. Dann stürmte er nach der Stelle des Lagers zurück, wo sein Rappe stand. — Hinter den Wagen war es inzwischen auch lebendig geworden. Die Pfahlmänner hatten sich noch nicht so verteilt, wie es der Black Hawk angeordnet hatte. Einige von ihnen jedoch sahen den ersten Schuß, welcher gefallen war, als den verabredeten Signalschuß an und machten Miene, sich auf die nächsten Leute von der Karawane zu stürzen. Im Lager fielen einige Schüsse, worum sich Georg jedoch nicht kümmerte. Ihm kam es vor allem darauf an, Black Hawk zu fassen.

In wenigen Minuten hatte er seinen Vetter erreicht, der mit dem Nebraska-Bill, wie er angeordnet hatte, ihn bereits aufbruchsfertig erwartete. Er schwang sich in den Sattel, hobbelte eins der neben ihm stehenden Pferde los, ließ es neben sich hertraben, und rief jenen zu, ihm zu folgen. Unterwegs teilte er ihnen in kurzen Worten alles Wissenswerte mit. Vor sich hörten sie wieder einige Schüsse fallen, ohne jedoch Genaueres unterscheiden zu können. Bald hatten sie die Stelle erreicht, wo Georg den Häuptling zurückgelassen hatte. Dieser lag mit geschlossenen Augen hinter seinem Pferd.

Er sprang sofort ab und beugte sich zu ihm nieder. An seiner Schläfe bemerkte er, daß die Haut blutig war. Er hatte offenbar einen Streifschuß erhalten, der ihn betäubt hatte. Georg stellte sofort Wiederbelebungsversuche an, die augenblicklich von Erfolg waren. Er bedeutete dem Häuptling, auf das ledige Pferd zu steigen und sah sich nach Black Hawk um. Kurz vor dessen Pferd lagen zwei andere.

„Die schießende Hand (Revolver) hat sie getötet," erwiderte Avat-Senanda auf seinen fragenden Blick. „Zwei Pfahlmänner wollten ihm drei Pferde bringen. Sie liegen unter den Mustangs und heulen wie feige Präriewölfe. Er selbst ist auf dem dritten davon."

„Wenn wir ihn noch erwischen wollen, haben wir keine Zeit zu verlieren," rief Georg. Er lenkte sein Pferd an das gefallene Black Hawks heran, um aus der Spur zu sehen, nach welcher Richtung er davongeritten war. Bei dem schwachen Licht sah man sie nur auf wenige Meter. Sie zeigte nach Südosten. — „Der Llano scheint ihm unter den Sohlen zu brennen. Er hat gerade den kürzesten Weg gewählt, auf dem er wieder auf anständigen Boden gelangt."

Die kleine Kavalkade setzte sich in Bewegung, voran Georg und der Häuptling, hinter ihnen Bill und Erich. Ein schnelles Tempo konnten sie während der Nacht nicht einschlagen, da die Spur schwer zu erkennen war. Dadurch mußte Black Hawk einen großen Vorsprung gewinnen, doch hoffte ihn Georg am Tage wieder ausgleichen zu können. Unausgesetzt ging es in derselben Richtung weiter, bis schließlich die bisher leidlich sichtbare Fährte plötzlich aufhörte. Der weiche Wüstensand war an dieser Stelle mit einer harten Kruste überzogen, auf der die Hufe keine Eindrücke hinterließen, wenigstens nicht solche, die bei dem schwachen Mondlicht zu erkennen waren.

„Es bleibt uns nichts anderes übrig, als abzusteigen und bis zum Morgen zu warten," schlug Georg vor, da er wußte, daß sich dieser Boden noch weit erstreckte. Sie stiegen also ab und breiteten ihre Decken aus. — „Etwas Schlaf kann uns übrigens nicht schaden," warf der Nebraska-Bill nach einer Weile ein. „Auch unsern Tieren ist die Ruhe zu gönnen. Um so leichter werden wir dann morgen den Schurken einholen."

Die andern stimmten dem zu, nur Avat-Senanda verriet bisweilen

in seinen Zügen eine leise Ungeduld. Georg wandte sich nach längerem Schweigen wieder an ihn.

„Warum ist der Häuptling so nahe ans Lager herangekommen?"

„Weil er seinen Todfeind nicht wollte seiner Hand entgehen lassen."

In diesem Augenblick hörten sie weit hinter sich einige Schüsse. Sie wandten sich um und sahen weiter nördlich einen Trupp Reiter daherjagen. Georg schätzte sie auf vierzig Mann.

„Es scheinen die Stakemen zu sein, mit denen man offenbar kurzen Prozeß machen wollte. Immerhin scheinen sie einen beträchtlichen Teil eingebüßt zu haben."

Jene sprengten in weitem Abstand von ihnen vorüber, so daß sie nicht bemerkt wurden.

„Ich glaube noch nicht recht daran, daß es uns gelingen wird, den Black Hawk zu fassen," warf Erich ein.

Der Häuptling lächelte seltsam. „Mein junger weißer Bruder irrt. Mein Tomahawk wird ihn erreichen. Eher kann der Häuptling der Komantschen nicht in das Dorf seines Stammes zurückkehren."

„Ein Wunder wäre es allerdings nicht, wenn uns das Scheusal entkäme. Es ist selten einmal gelungen, ihn zu fassen; und wenn es einmal geschah, ist er stets wieder entwischt," erwiderte Bill.

„Ihr denkt wohl dabei an jenen verhexten Cannon?" fragte Georg lächelnd.

„Allerdings, wenn's gefällig ist," antwortete Bill etwas spitz, da er den Spott bemerkte. „Er springt in den Cannon de la muerte hinab, ohne sich Schaden zu tun. Ihr habt es doch auch bei den Diggers gehört."

„Das schon. Aber es fällt mir nicht ein, daran zu glauben."

„Es hat ihn aber erst einer hinunterspringen sehen."

„Nun, hoffentlich werden wir auch das Vergnügen haben und sehen, wie er dabei den Hals bricht."

„Oder, daß er einige Tage später wieder mit heilen Knochen herumspaziert. Schaden könnte es allerdings nicht, wenn ihm endlich einmal sein verruchtes Handwerk gelegt würde. Was meint Ihr wohl, was der alles auf dem Gewissen hat."

Der Nebraska-Bill schwieg. Er schien plötzlich einen andern Gedanken zu haben. „Mister Baumann," stieß er unvermittelt hervor. „Ihr gabt mir Euer Wort, daß ich den Mörder meines Blutsfreundes finden würde!"

„Ich habe es bereits eingelöst."

Bill blieb vor Ueberraschung das Wort im Munde stecken.

„Der Mörder ist furchtbar bestraft," fuhr Georg fort. „Ihr wißt es ja, wie der Black Hawk seinen Sohn verkannte, in dem er meine Person vermutete, und ihm eine Kugel durch den Kopf schoß. Der Bursche sah den Revolver seines Vaters auf sich gerichtet, und vor wahnsinniger Angst quollen ihm die Augen aus den Höhlen. Schreien konnte er ja nicht, da ihm der Häuptling einen Knebel in den Mund

gesteckt hatte. Ihr hättet sehen sollen, wie sich Black Hawks Gesicht verzerrte, als er seinen Irrtum erkannte, und ich meine, daß er bereits sehr schwer bestraft ist, falls er uns entkommen sollte."

„Und der Mörder?" stieß jener ungeduldig hervor.

„Ist eben jener Bursche, der Sohn des Black Hawk.

Bill wandte sich ab, so daß Georg sein Gesicht nicht sehen konnte.

* * *

„Vorwärts, vorwärts!" feuerte Georg die andern an. „Wenn er den Wald erreicht, ist er für uns verloren!"

Unter ihnen flog der Boden dahin. Die Tiere waren schaumbedeckt und fast am Ende ihrer Kräfte. Vor ihnen, noch außer Schußweite, jagte Black Hawk auf den Wald zu, der sich dunkel vom Horizont abhob.

Drei Tage bereits dauerte die Verfolgung. Einmal waren sie nahe daran gewesen, ihn zu ergreifen, doch im letzten Augenblick noch war es ihm gelungen, ein Pferd aus einer Fenz zu stehlen und so wieder einen Vorsprung zu gewinnen. Mitunter hatte er Wasserläufe benutzt, um seine Spur zu verbergen, so daß sie oft aufgehalten wurden, bis sie sie wieder gefunden hatten.

„Es ist zu spät!" stieß Erich atemlos hervor. Alle spähten angestrengt nach dem Waldrand hinüber. Es schien, als müßte er ihn in jedem Augenblick erreichen. Sie trieben ihre Pferde zu noch größerer Schnelligkeit an. — In diesem Augenblick geschah etwas Unerwartetes. Black Hawk war plötzlich aus dem Sattel verschwunden, und kurze Zeit darauf hörten sie einen Schuß. Das Pferd lief ohne Reiter weiter.

„Dort scheint jemand auf ihn geschossen zu haben," rief Bill.

„Und er wendet wieder seinen Trick an, um sich vor einer Kugel zu sichern," erwiderte Georg. Ohne ihre Geschwindigkeit zu vermindern, sahen sie scharf nach vorn. Eben erschien Black Hawk wieder im Sattel und riß sein Pferd im rechten Winkel nach rechts herum.

Plötzlich tauchte vor ihm ein Mann auf, der ihm nach der Kehle griff und ihn vom Pferde herunterriß. Was nun folgte, entzog sich den Blicken der Verfolger. Nach kurzer Zeit hatten sie die Stelle erreicht. Am Boden lag ein noch junger Mann in der Kleidung der Hinterwäldler. Ueber die linke Seite seines Gesichts zog sich eine klaffende Wunde. Am Fuße schien er auch verletzt zu sein, denn er machte vergebliche Anstrengungen, sich aufzurichten. Georg sprang sofort aus dem Sattel und war ihm behilflich, in die Höhe zu kommen.

„Ist Wasser in der Nähe?" fragte er den jungen Menschen hastig, da er ihm die Wunde auswaschen und verbinden wollte.

Er nickte. „Nicht jetzt — nicht!" brachte er dann mit Anstrengung hervor. „Black Hawk verfolgen. Dann ist's immer noch Zeit."

„Habt Ihr auch eine Rechnung mit ihm?"

„Er stahl uns ein Pferd vor einem Monat. Mein Vater ritt ihm nach, um es ihm wieder abzunehmen. Da —" Er hielt inne. Seine Schmerzen schienen so groß zu sein, daß er kaum sprechen konnte.

„Nun?" — „Da hat er ihn vom Pferd geschossen." Das Gesicht des jungen Mannes nahm vor körperlichem oder seelischem Schmerz einen qualvollen Ausdruck an. „Ich verfolgte ihn —" fuhr er fort.

Ueberrascht wandte sich Georg an Erich und Bill. „Diese Geschichte hat uns doch bereits der alte Bruns erzählt. Weiter, weiter!" redete er dem Verwundeten freundlich zu, indem er ihm die Wunde im Gesicht notdürftig verband mit dem Verbandzeug, das er in der Satteltasche immer bei sich trug.

„Ungefähr an dieser Stelle betrat er ebenfalls den Wald. Ich folgte ihm mit einigen Knechten, bis er über den Rand des Cannons verschwand. Es war nicht anders möglich, als daß er in die Tiefe hinabgesprungen war, denn um den Cannon herum stehen keine Bäume. Wir hätten ihn sonst sehen müssen."

„So sind wir also in der Nähe des Cannon de la muerte?"

„Ja. Haltet euch nicht länger hier auf, Mesch'schurs. Sonst entkommt er euch. Ihr könnt ihn ohne alle Vorsichtsmaßregeln verfolgen, er hat keine Schußwaffen mehr bei sich." Dabei deutete er auf eine Büchse und einen Revolver, die neben ihm im Grase lagen. Offenbar hatte er sie Black Hawk während des Ringens entrissen.

„Der Verband wird vorläufig genügen," sagte Georg, indem er sein Pferd an einem Baumstamm festband. „Bleibt hier, bis wir zurückkommen."

Bill, Erich und der Häuptling hobbelten ebenfalls ihre Pferde an, nahmen ihre Büchsen zu sich und das Messer in die Hand. Dann ging es in den anfänglich noch lichten Wald hinein.

Plötzlich hörten sie vor sich ein Geräusch von knackenden Aesten. Sie hielten inne und lauschten. Sehen konnten sie ihn nicht, und doch wußten sie, daß er nicht weit vor ihnen war. Mit erneutem Eifer arbeiteten sie sich vorwärts. In das Gesicht des Komantschen kam Leben und Bewegung. In seinen Augen blitzte es auf. Mit raschen, starken Schlägen hieb sein Arm die Aeste von den Bäumen, die noch hinderlich waren. — Das Geräusch vor ihnen war wieder verstummt. Offenbar war der Black Hawk auf einen von ihm schon früher freigemachten Schleichweg gelangt, was ihnen nach kurzem dadurch bewiesen wurde, daß die Stellen, an denen die Aeste abgehauen waren, nicht mehr die helle Farbe des Holzes zeigten.

„Uff!" kam es von den Lippen des Häuptlings, und er schien seine sehnigen Glieder noch mehr anzustrengen. Geschmeidig wie eine Katze kroch er durch die niedrigsten Oeffnungen, und die Weißen hatten Mühe, ihm zu folgen. Nach einiger Zeit wurde der Wald wieder lichter, und das Gelände stieg nicht mehr. Jetzt kamen die Verfolger leichter vorwärts, und obwohl sie ziemlich erschöpft waren, strengten sie ihre Kräfte aufs äußerste an. Black Hawks Spur war in dem weichen Moosboden ziemlich deutlich zu erkennen.

Plötzlich flatterten ungefähr zwanzig Meter vor ihnen eine Schar

Gelbvögel auf. Sie waren aufgescheucht — er konnte also nicht mehr weit vor ihnen sein. Jetzt stieß der Komantsche, der den übrigen immer etwas voran war, einen leisen Ruf der Ueberraschung aus. Er hatte Black Hawk für einen Augenblick gesehen. Georg war im Nu an der Seite des Häuptlings. — Da tauchte jener wieder auf und sah sich um. Sein Gesicht war einen Schein gelblicher als sonst, der Bart war zerzaust, und das schwarze Haar hing ihm in wirren Strähnen ins Gesicht. Den Hut hatte er verloren. Im nächsten Augenblick war er wieder zwischen den Baumstämmen verschwunden. Er schien ziemlich zu Ende mit seinen Kräften zu sein und sich nur noch mit Mühe fortschleppen zu können. Doch er brachte sich mit äußerster Anstrengung immer wieder vorwärts — er lief ja um sein Leben.

Georg erkannte, daß sich jener am Rande des Cannons befand. Sollte die Fabel von dem Sprung in die Tiefe wirklich auf Wahrheit beruhen? Er erhob den Revolver und drückte ab. In diesem Augenblick verschwand Black Hawk über dem Rand des Abgrunds. Die Kugel schlug auf der gegenüberliegenden Seite ins Gestein ein. —

Atemlos liefen Georg und der Häuptling über den schmalen, baumlosen Streifen und beugten sich über den Rand. Sie sahen in eine grausige Tiefe hinab, auf deren Grund ein schwarzes Wasser floß. Eben stürzte ein Gegenstand, den sie nicht genau erkennen konnten, hinein, das Wasser schäumte auf, und floß einige Augenblicke später wieder schwarz und düster dahin, als ob nichts geschehen wäre. —

Jetzt erschienen auch Bill und Erich. „Ist er hinabgesprungen?"

Georg nickte. „Sein Tod war nicht leicht," sagte er ernst. „Schwer genug war er schon dadurch bestraft, daß er, während er mich zu erschießen meinte, seinen eigenen Sohn tötete."

Keiner sagte eine Zeitlang ein Wort.

„Mister Baumann," wandte sich dann Bill an Georg. „Meint Ihr wirklich, daß Black Hawk tot ist? Wie oft soll er schon in diesen Cannon hinabgesprungen sein, und doch ist er immer wieder irgendwo aufgetaucht."

„An Märchen glaube ich nicht, Sir," erwiderte Georg, und doch erregte das höhnische Lachen des unheimlichen Menschen, ehe er verschwand, einige Bedenken in ihm.

Aus seinem Grübeln erweckte ihn Avat-Senanda. Er reichte ihm stumm die Hand, wandte sich zum Gehen und schritt gemessen in den Wald hinein. Seinen rätselhaften Blick verstand er nicht. Erst später glaubte er ihn deuten zu können. Er wollte sagen: „Ich habe dich lieb, und doch muß ich dich töten!"

Auch der Nebraska-Bill und die beiden Vettern schritten dann zurück zu ihren Pferden.

Verlag von Enßlin & Laiblin in Reutlingen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen im In- und Ausland.

Für Freunde guter, spannender Lektüre bestens empfohlen.
Für Privat- und Volksbibliotheken besonders geeignet.

Enßlins

Interessante Bibliothek.

Kriminal-, Detektiv- und Abenteuergeschichten.

Jeder Band mit 160 Seiten Text und 5—6 Vollbildern,

Preis 50 Pfennig = 60 Heller = 70 Cents.

Band

1. **Die Stadt unter dem Meer.** Abenteuerroman von Max Pemperton.
2. **Der grüne Diamant.** Kriminalroman von Artur Morrison.
3. **Anonyme Briefe.** Kriminalroman von Eugen Isolani.
4. **Im Banne alter Schuld.** Kriminalerzählung von Gustav Höcker.
5. **Die Bankpiraten.** Amerikanischer Kriminalroman von Captain Red Cloud.
6. **Aus dem alten Schloß.** Kriminalroman von E. Licht.
7. **Der gespenstische Reiter** und andere Abenteuer aus dem Wilden Westen von F. J. Pajeken.
8. **Die Söhne der Pampas. – Die Pfahlmänner des Llano estacado.** Abenteuergeschichten aus dem Wilden Westen von Max Eschner.

Ferner erscheint zu den in Klammern stehenden Terminen:

9. **Der Vampir.** Kriminalroman von Gustav Höcker. (1. Dezember 1907.)
10. **Vera.** Kriminalroman von Herm. Frankenstein. (1. Februar 1908.)
11. **Der blaue Drache.** Kriminalroman von Walter Blumenthal. (1. April 1908.)
12. **Die Sünden der Väter.** Kriminalroman von K. Muusmann. (1. Juni 1908.)
13. **Der Diamant des Königs.** Kriminalroman von Fl. Stacpoole. (1. Aug. 1908.)

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Ferner sei bestens empfohlen:

Enßlins Roman- und Novellenschatz.

Eine Sammlung gediegener Romane, Novellen und Erzählungen für Haus und Reise.

Preis jedes Bändchens von 96 Seiten Text mit 1 Vollbild und 6 Textbildern, elegant geheftet, **nur 20 Pfennig** oder 30 Heller oder 30 Centimes. etwa 140 Bändchen erschienen. Alle 14 Tage erscheint ein neuer Band. Jeder Band ist einzeln käuflich.